

Erste Auflage Oktober 2025

500 Exemplare

ISBN: 978-3-9525718-6-6

Skyfood Verlag

Trubenwiler Strasse 5B

8712 Stäfa / Schweiz

www.skyfood.ch

DANIEL AMBÜHL

DIE HEILIGE INSEL

Vierter Band

GÖTTLICHE LEERVERKÄUFE

Erster Teil

Mit Zitaten von Georg Paulmichl
und Zeichnungen des Autors

Auferstehung

Alle Menschen müssen einmal auferstehen. Wer zu lange im Grab liegt, den beißen die Flöhe. Jesus suchte den Weg nach oben. Jesus war nie im Kirchenchor. Die Buschmänner glauben nicht an den Krims-Krams. Die Auferstehung hat die Kirche entdeckt. Die Himmelspforte wird breit, soweit das Augenmaß reicht. Halleluja und ewiger Harfenklang dröhnt aus Engels Haar. Keine Not bricht im Himmel die Gebeine. Kein Trauerkloß steckt mehr im Hals. Das alles steht in der Schrift.

Georg Paulmichl
18. Januar 1994

Untergang

Am Schluss ging alles blitzschnell, nachdem ich mich zuvor ein paar Wochen lang gesträubt hatte, nach Thailand zu reisen, um nach Eiern von *Samia ricini*, der Eri-Seidenraupe Indiens, zu suchen. Augustin hatte mich im Juni darüber informiert, dass in Kilueka, draussen in der Savanne der Demokratischen Republik Kongo, wo unser weltweit einzigartiges Mbinzo-Projekt zur Zucht von Speiseraupen stattfindet, die Populationen unseres Musterinsektes, des Seidenspinners *Samia ricini*, definitiv verloren gegangen seien. Nach über 60 Generationen. Was für eine Katastrophe! Jetzt müssen wir wieder von vorne beginnen. Das ist ein schwerer Rückschlag für unsere Bemühungen, den Wildfang von essbaren Insekten, insbesondere der begehrten und grossen Raupen von afrikanischen Saturniden, in eine gezielte und nachhaltige Landwirtschaft zu überführen.

Augustin hatte den Verlust von *Samia ricini* so dargestellt, als sei die Katastrophe eine logische Folge der natürlichen, genetischen Degeneration der Insekten, also auf Inzucht. Dies liess ich nicht gelten. Für mich hatte etwas anderes zum traurigen Niedergang geführt, nämlich die

Installation eines toxischen Stallklimas und die nachlassende oder mangelhafte Pflege der Cheniculture. Den französischen Begriff „Cheniculture“ haben Augustin und ich eigens geschaffen als Terminus für die Kultur der landwirtschaftlichen Zucht von Speiseraupen in Subsahara-Afrika. Chenille heisst französisch Raupe.

Das letzte Mal, als unsere Leute in Kilueka ein Problem mit den Nachzuchten von *Samia ricini* hatten, fanden sie glücklicherweise Reste gesunder Zuchten in umliegenden Dörfern. Deren Bewohner hatten unter schwierigsten Bedingungen es offenbar geschafft, die Tiere vital zu erhalten, während unsere gut bezahlten Agronomen dies nicht vermochten; eine sonderbare Konstellation, die bei mir den schwierigen Verdacht hervorrief, dass man eventuell seine Arbeit vernachlässigt hatte. Ein Jahr zuvor war schon einmal geklagt worden, dass Hitze und Trockenheit die jungen Raupen töte, was ich als Argument nicht akzeptierte, weil wir die Zucht ja schon seit 2017, also seit ganzen sechs Jahren durchführen, ohne dass jemals solche Probleme aufgetaucht wären.

Ach! Nun also auch dies noch: Totalausfall. Wie Augustin schreibt, betrifft die Seuche auch sämtliche Populationen in den Dörfern, in denen man bereits mit der Cheniculture begonnen hatte. Auch da seien alle Tiere verendet.

Vielleicht sagt man das aber nur. Man will nicht gelten lassen, dass Nachlässigkeit den Schaden verursacht hat. Die Tiere sind schuld. Sie sind genetisch krank, kaputt, degeneriert durch Inzucht. Wir sind nicht schuld. Aber darum geht es mir nicht. Mir geht es nur um die Ehrlichkeit, zu sagen, was genau passiert ist, aus Fehlern zu lernen und so vorwärts zu kommen. Zuordnungen zu Schuldigen zu konstruieren ist etwas, was zum Gebastel irreführender Narrativen führt aber niemals zu Lösungen. Da mach ich nicht mit.

Ich wollte also mit Bedacht nicht sofort reagieren, habe in meinem Wohnwagen, im Wäldchen in Landquart, geschmollt, an anderen Projekten gearbeitet, eine vielleicht blöde und trötzliche Art, aber so bin ich eben. Ich schrieb Augustin, dass ich keine Lust hätte, jedes Mal, wenn seine Leute die Zucht vernachlässigen und wegen sonstiger Vorfälle, die man mir verheimliche, eine Weltreise zu machen. Am Schluss denke man noch, man müsse den Tieren nicht acht geben, denn, wenn man die Arbeit wieder einmal versiffet habe, könne man einfach Daniel los schicken, um neue Tiere zu besorgen. Wenn ich bei sowas einsteige, bestrafe ich mich selber. Ich bin nicht von der Sorte, dass ich mich unersetzlich machen will. Ganz umgekehrt. Das Ziel jedes Hilfswerkes und jedes Beraters und Lehrers muss doch sein, soweit zu kommen, dass man ihn

nicht mehr braucht, dass man ihn übertrifft und es selber besser kann. Das ist die Idee. Wenn ich jedes Mal, wenn eine Population eingeht, wieder neue herankarre, würde es doch nur dazu führen, dass man sich noch weniger Mühe gibt bei der Cheniculture. Das hat Augustin sogar eingesehen und zugegeben. Sein Problem aber ist: Das neue Projekt für die Cheniculture, im Rahmen einer Cooperative und mit mehreren Dutzend Züchtern, ist nun offenbar unterwegs und dazu braucht man die Samiaraupen. Sie sind der Kern des Projektes. Man hat sogar dafür bezahlt, die Populationen zu erhalten, bis das Projekt los geht. Aber nun sind sie trotzdem weg. Ein ernstes Problem. Die Gefahr, dass es vom Hilfswerk jemand merkt ist allerdings gering. Diese Tölpel sind so doof, man kann denen einen Plastiklöffel zeigen und sagen es sei eine Heuschrecke und sie werden es glauben, falls es sie nichts kostet.

Mich hat man in letzter Zeit etwas aus dem Informationskanal des Projektes ausgeklinkt. Nach den wenigen Infos, die ich erhalte, ist jetzt mit zweijähriger Verspätung unser Hilfswerk endlich gewillt, weiter zu machen in der Demokratischen Republik Kongo. Allerdings wollen sie mich vermutlich nicht mehr als Berater bezahlen, weil Augustin mitteilt, dass ich in Zukunft von Songa Nzila engagiert werde, nicht vom Hilfswerk, was mir sogar angenehm ist, weil mit diesen Heinis des Hilfswerkes bekomme ich

Amokphantasien. Sie sitzen wie Kröten auf Schlangeneiern.

Kröten auf Schlangeneiern? Das ist ein Bild aus der Legendenwelt der Zürcher und aus dem Umfeld der Sagen über Kaiser Karl den Grossen, der in Zürich als Skulptur aus Sandstein hoch über den Dächern seiner Reichsstadt, an der Seite eines der beiden Türme des Grossmünsters thront. Die Geschichte geht so, dass Karl der Grosse zur Rechtssprechung jeweils seine Untertanen auf dem Hofplatz vor dem Grossmünster empfing. Da konnte jedermann seine Anliegen vorbringen und Karl der Grosse, der in Rom gekrönte Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, richtete als einzige, oberste und letzte Instanz. Deshalb hat seine Skulptur ein Schwert in der einen und den Reichsapfel in der anderen Hand. So kamen viele Leute mit ihren Klagen zu ihm.

Eines Tages kam eine Schlange angekrochen und ringelte sich aufgeregt vor dem Thron, auf dem Karl der Grosse sass. Die Gerichtsdienner wollten das Reptil verscheuchen, aber es blieb standhaft und kam immer wieder zurück. Schliesslich befahl Karl der Grosse, man solle das Tier in Ruhe lassen. Da machte die Schlange Anstalten weg zu kriechen in einer Art und Weise, dass jedem klar war, dass es heissen muss: Folgt mir! Also stieg Karl vom Thron und folgte, begleitet von seinen Dienern, der Schlange hinunter zum Ufer der Limmat. Da sahen sie, dass die

Schlange im Ufergebüsch des Flusses ein Nest gebaut hatte, worin sich viele Eier befanden. Mitten drauf hockte eine feiste, hässliche Kröte. Die Schlange wollte sich darüber beschweren, dass die Kröte ihre Eier besetzt hält. Die Kröte wurde darauf von Kaiser Karl zum Tode verurteilt und die Schlange bedankte sich mit einem goldenen Ring, den sie einst am Ufer der Limmat gefunden hatte.

Hinter der Geschichte verbirgt sich eine Aussage, zu welcher man die Bedeutungen von Schlange, von Kröte und von Eiern in der damaligen Kultur des ausgehenden Frühmittelalters kennen muss. Es ist im Grunde genommen eine uralte Symbolik. Die Schlange wird nicht so sehr als Verführerin und Giftwesen gesehen, wozu sie später im Christentum umgedeutet wurde. Sondern die Schlange ist Zeichen der Verwandlung, der Erneuerung, eigentlich die Energie des Planeten Uranus, der Wechsel, der Umbruch zum Neuen. Die Kröte ist demgegenüber das Zeichen von Besessenheit, wie es ja effektiv auch im Bild dargestellt ist, indem die Kröte auf den Eiern hockt, also von Hexerei, Zauberei und Gefangennahme durch Aberglauben. Deshalb wurden Hexen oft als Kröten dargestellt, mit Warzen und hässlicher, narbiger Haut. Wenn man die Geschichte semantisch ausdeuten wollte, könnte man sagen, dass die Schlange dem Kaiser berichtet, dass die Erneuerung, die

Wiederauferstehung der Welt in neuem Kleid, symbolisiert durch die Eier, die Ostereier der Auferstehung, des Frühlingstrieb, der mit dem neuem Wachstum, neuen Kinderchen und neuen Schlangen angebrochen ist - dass dieser Neubeginn verhindert wird von Aberglauben, Zauberei, Missgunst, Neid, Boshaftigkeit und Niedertracht. Die Kröte behindert die Heilung und Verwandlung der Welt ins Neue. Für Karl steht ausser Frage, dass er der Schlange helfen muss, ihre Eier, die Zukunft, zu schützen.

Etwas Ähnliches muss ich nun auch machen. Ich, statt Karl nur ein Kerlchen, muss die Kröte des Aberglaubens vom Untergang der Samias verscheuchen, damit man in eine neue Phase der Cheniculture eintreten kann. Klar hat man an diesen armen Tieren schon einiges verbochen. Man hat eine miese Genetik heraus gezüchtet durch Missachtung des Naturgesetzes, nur die Stärksten, Widerstandfähigsten und Schnellsten zur Nachzucht zu verwenden. Aus Bequemlichkeit hat man die ersten Raupen gegessen und mit den Langsamsten weitergezüchtet, um sich Arbeit zu sparen, indem man den Zuchtvorgang in die Länge zog. Ich würde sogar befürchten, dass in den Zeiten, in denen Augustin und ich nicht in Kilueka waren, die Arbeiten manchmal ganz eingestellt wurde, weil die Agronomen, die die Kontinuität sicher stellen müssen, selber

vereinnahmt sind von der Idee, dass ihr Lohn doch bezahlt wird, selbst dann, wenn man nichts dafür tut und dass der strenge Gott im Himmel, der angeblich alles sieht, nur nicht das Elend in den Dörfern und Städten Afrikas, ein toxisches Märchen ist, das die frommen Belgier den Schwarzen eingesalbt haben, um ihre Sklaven einzuschüchtern.

Dies alles kann ich gut verstehen. Es ist eine logische Folge der geschichtlichen Erfahrung, die man gemacht hat. Der Mensch wird ausgebeutet. Du sollst Arbeit für andere verrichten. Arbeit macht frei, stand über dem Eingangstor von Konzentrationslagern. Besser, man ist mit solchen Arbeiten und solchen Freiheiten ein bisschen vorsichtig. Erlebte Traumata wirken epigenetisch wie ein Seelenecho in vielen späteren Generationen nach. Bis zur dritten Generation, heisst es dazu schon in der Bibel, wird Unrecht nachhallen in Söhnen und Töchtern von Opfern und Tätern.

Ich verstehe den Phantomschmerz epigenetischer Erfahrungen vieler Afrikaner. Auch den Schmerz der jüdischen Nachfahren der Holocaustopfer. Es liegt eine kluge Widerborstigkeit darin, nicht bei jedem Blödsinn mitzumachen und nicht jedem Befehl zu gehorchen. Diese Art von anarchischer Vernunft ist bei gebrannten Kindern von «Unzivilisierten» stark vorhanden. Ich bin der Letzte der findet,

man solle es ihnen austreiben. Das bringt nichts. Schon gar nicht mit Gewalt. Mit Liebe vielleicht, aber wer hat davon genug zu bieten? Das Dilemma ist: Die Afrikaner können nicht gleichzeitig dabei sein wollen und nicht mitmachen. Sie müssen beweisen, dass sie tauglichere Konzepte für den Erhalt von Autonomie, sozialem Dasein und sittlicher Vernunft besitzen, als das was man ihnen vorschlägt. Das sehe ich gegenwärtig noch nicht. Überall werden Mpungus vorgeschoben, Pokemons, Covid oder Kriege die man selber angezettelt hat, wenn etwas nicht funktioniert oder man gerade keine Lust hat auf Frieden. Das ist unehrlich und betrügerisch.

In solchen trüben Gedanken wurde ich in meinem Schiffchen hin- und hergeworfen und ich verklemmte mich in der Gletscherspalte der Unentschlossenheit. Soll ich da noch weiterhin mitmachen, oder soll ich die Sache nun loslassen? Soll ich diesen Jonas loslassen, damit der Sturm aufhört und wieder Ruhe eintritt? Jonas? Oh je! Jetzt muss ich die Jonasgeschichte auch noch erzählen, damit sie nachfühlen können, was ich damit meine, den Jonas los zu lassen.

Jonas ist, wie im Alten Testament berichtet wird, von Gott angesprochen, ein Berufener, Prophet, einer, der einer innern Stimme folgt. Er soll Niniveh, der damals glän-

zendsten Stadt der Welt prohezeien, dass sie untergeht, weil ihre Bewohner eine Klimakatastrophe verursacht haben, zu viele Dieselfahrzeuge unterwegs sind, zuviel Fleisch gegessen, zuviel Oel und Strom verbraucht und überhaupt, weil die Stadt Niniveh über die Stränge haut, über ihre Verhältnisse lebt und dafür Sklaven missbraucht, Ressourcen verschwendet usw. wie heute überall in Städten, wo gepasst, verwaltet, kommandiert, palavert und gefressen, aber nichts mehr produziert wird.

Zuerst denkt Jonas, als er von dieser Berufung ergriffen wird, dass er hingehen wird und den Ninivehern ihr Weh vortragen wird, damit sie umkehren, besser werden und sich alles in Friede, Freude und Eierkuchen verwandelt. Jonas folgt zuversichtlich seinem ersten Impuls. Er will offen heraus sagen, was er fühlt. Aber dann denkt er darüber nach. Ob dies klug ist? Man wird mich für einen Schwurbler und Untergangspropheten halten und mich auslachen, denkt Jonas bei sich: «Was erzählst du uns da, Jonas?» wird man ihm in Niniveh antworten: «Uns geht es doch prima. Uns scheint eher, lieber Jonas, dass du selber dich vernachlässigst. Eine Stimme aus dir willst du gehört haben? Du solltest zum Psychiater gehen! Der gibt dir vielleicht eine Pille gegen diesen Wahn, uns belehren zu wollen, was wir tun sollen.»

Jonas denkt bei sich: Vielleicht haben die Leute recht. Für die Menschen in der Stadt der Fische, so heisst Niniveh übersetzt, stimmt doch alles. Sie haben ein Dach über dem Kopf, Pommes frites jeden Tag, Mayo dazu, eine Pensionskasse, Krankenversicherung und Netflix. Was willst du mehr, um diese kurze Zeit auf Erden durchzubringen? Also lass ich sie vielleicht besser in Ruhe und halte mich raus. Ich wünsche den Menschen ja nur Gutes. Mit dem dunklen Gedrohe meiner inneren Stimme, von Gott, wie es in der Tora heisst, gemeint ist: aus dem Verborgenen, kommt nur Drohendes und Destruktives hervor. So negativ bin ich doch nicht. Ich freue mich an der Freude, am Leben, am guten Essen. Ich will niemandem etwas Schlechtes prophezeien und will nicht die Stimmung von Wohlbefinden und Zufriedenheit vergiften. Mein Drohfinger ist mir zuwider. Ich mag die Leute von Niniveh. Ich wünsche ihnen Glück und Erfüllung.

Jonas hat ein Problem. Er entscheidet sich gegen seine innere Stimme. Er sagt: Lass mich in Frieden, innere Stimme! Du wirst mich zum Feind meiner Mitmenschen von Niniveh machen. Ich aber bin nicht ihr Feind. Ausserdem kenne ich dich genau, innere Stimme. Sobald ich beginne, mit deiner Vollmacht zu reden, wirst du die Welt verändern und mich am Schluss als dostojewskischen Idio-

ten zurück lassen, verlacht für den Grössenwahn dessen, der meint, es brauche seine Stimme in der Welt. Niemand braucht dich. Niemand hört dich. Ich lass mich nicht verscheren von meiner inneren Stimme, die mich zum Sonderling macht, zum Aussenseiter, zu einem behinderten Geisteskranken, der meint, er sein der einzige Normale. „Das brauche ich nicht!“ sagt sich Jonas. Also geht er nicht nach Niniveh, um da seine Stimme zu erheben, sondern er haut ab. Er flüchtet in die entgegengesetzte Richtung, möglichst weit weg von seiner Bestimmung. Er besteigt ein Schiff und bezahlt die Reise im Voraus. Will heissen: Er will nie mehr zurück.

Das Schiff ist gross und es hat viele Menschen an Bord. Sobald es ablegt im Hafen, geht Jonas unter Deck, schläft ein und träumt von der neuen Welt, in der er einst ankommen wird, wo der Drang seiner inneren Stimme ihn in Ruhe lässt und er sich stressfrei, unbelastet von seelischen Aufträgen und heiter niederlassen kann. So träumt er.

Da aber kommt ein fürchterlicher Sturm auf, je weiter das Schiff sich von Niniveh entfernt, desto höher gehen die Wellen. Die Seeleute sind verzweifelt. Sie opfern Poseidon, dem Gott des Meeres, eine Ziege, auf dass sein Zorn besänftigt werde und beten zum heiligen Nikolaus, aber es hilft alles nichts. Immer heftiger dreht der Orkan auf und

der Besatzung ist klar, dass sie mit Mann und Maus absaufen und zermalmt werden von diesem fürchterlichen Sturm. Ein Mast ist schon gebrochen. Segel flattern, zu Fetzen zerrissen, in Getöse, Gischt und peitschenden Böen. Was kann der Grund sein für diese wütenden Naturgewalten? In Not und Todesangst wird ein Hellseher befragt und dieser verkündet, dass es an Bord des Schiffes einen Passagier gäbe, der den Sturm verursacht. Sobald man diesen über Bord geworfen habe, werde der Sturm verstummen. Ein Passagier? Wo denn? Es sind doch alle an Deck und kotzen! Man sucht im ganzen Schiff und findet Jonas. Er schläft im Unterdeck, im Gerümpel der Waren, die vom Sturm hin- und hergeschüttelt werden. Was soll man mit dem armen Kerl machen? Er hat doch nichts getan. Er schläft ja nur, ganz friedlich, wie es scheint. Diesen Mann, Jonas, soll man über Bord werfen? Was für eine brutale Untat. Hat er nicht sogar im Voraus bezahlt! Er hat ein Recht anzukommen, wie alle anderen. Ihm selber scheint das Unwetter ja nicht zu schaden. Er schläft seelenruhig. Was machen die armen, zu Tode verängstigten Seeleute? Sie wecken Jonas, zerren ihn halb schlaftrunken ans Oberdeck, wo es schäumt und dröhnt. Man getraut sich jedoch nicht, ihn einfach über Bord zu werfen. Die Männer halten Jonas an den Füßen fest und senken ihn kopfvoran ein bisschen hinab ins wütig schäumende Meer, ohne ihn

los zu lassen. Sogleich lässt der Sturm ein wenig nach. Aber wenn sie Jonas wieder an Bord ziehen, heult der Sturm gleich wieder auf. Erneut senkt man Jonas ins schäumende Wasser, der Sturm beruhigt sich ein wenig. Man zieht Jonas raus. Der Orkan kreischt wieder los. Was tun? Das Schiff ist leck geschlagen und es droht zu sinken.

Schliesslich entscheiden sich die Seeleute, um ihr nacktes Leben zu retten, Jonas fallen zu lassen, und ihn dem tosenden Meer zu übergeben. Schweren Herzens tun sie das. Kaum ist Jonas versunken, lässt der Sturm sofort nach, die Seeleute sind gerettet und erreichen ihren Zielhafen, ohne Jonas. Der wird, wie wir alle wissen, von einem Wal aufgenommen und später an ein Meeresufer gespuckt

Was bedeutet das? Viele Demagogen sagen, die Geschichte von Jonas bedeute, dass man Gott folgen und gehorchen müsse, um der Verderbnis seiner Strafen zu entgehen. Man muss dem Orakelspruch von Delphi gehorchen, sonst verpasst man sein Schicksal, das sowieso unabänderlich ist. Widerstand zwecklos. Gegen die innere Stimme gibt es keine Widerrede. Also folgst du am besten und machst was die innere Stimme sagt. Ist das nicht zu einfach, oberflächlich und vordergründig gedacht? Die Jonasgeschichte will vielleicht etwas viel Subtileres ausdrücken: Du hast kein Recht, auf deine innere Stimme zu hören, weil

sie vielleicht nur die Stimme des Bewusstseins ist und gar nicht von der richtigen Tiefe her kommt. Das zeigt sich bei der Jonasgeschichte später noch, weil Jonas, nachdem er vom Walfisch ans Land gespuckt worden war, wieder nach Niniveh geht, weil er nun, nach all seinen Erfahrungen, geläutert, seiner inneren Stimme folgen will, in Niniveh aber frustriert feststellen muss, dass jetzt, wo er bereit wäre hinzustehen und seine Stimme zu erheben, die Leute von Niniveh schon längst umgekehrt sind, schon sich zum Guten gewendet haben, auch ohne Jonas. Er wurde als Prophet von Gott, von seiner eigenen, innern Stimme verarscht. Da war Jonas echt sauer, hat sich schmolend unter einen Baum hingesezt und wollte von dieser ungerechten und dummen Welt nichts mehr wissen. Im Schatten eines prächtigen Baumes lässt er sich nieder. Da ist es ihm irgendwie wohl in seinem Schmolttum. Doch dann schickt der Herrgott, so heisst es in der Bibel, einen kleinen Wurm, der die Wurzel des Baumes, unter welchem Jonas ruht, zernagt und abfrisst. Der schöne Baum geht ein. Seine Blätter verdorren. Jonas sitzt wieder in der sengenden Sonne, exponiert und ungeschützt. Also wandert er schliesslich nach Niniveh und versöhnt sich mit seinen Mitmenschen. Irgendwie so. Ich habe den Schluss abgekürzt, damit es hier nicht endlos wird. Sie sind bestimmt dankbar.

Ich will damit ausdrücken dass sich jeder gelegentlich wie Jonas vorkommt. Ich kenne diese Figur in mir, dass man seiner inneren Stimme folgt und verarscht wird, um es etwas böse auszudrücken. Aber heute glaube ich, dass das Gefühl des Verarscht-Seins nicht mit der innern Stimme zu tun hat, nicht ihre Schuld ist, sondern, dass das Recht-habenwollen dabei überwunden werden muss. Ob wir Recht erhalten oder nicht für unser authentisches Tun, muss uns egal sein. Das versuche ich immer wieder. Aber es ist schwierig und tut manchmal weh. Hat es nicht auch mit der Unabwendbarkeit des Schicksals, mit «Ate», wie die Griechen es nennen, im Zusammenhang mit dem Orakel von Delphi zu tun, mit der göttlichen Stimme, allerdings da einer, die von Aussen spricht? Oder nehmen wir als anderes Beispiel die innere Stimme von Sokrates, seinen Daimon, wie er selber von seinem inneren Seelenführer sprach: Der Daimon riet Sokrates nicht davon ab, im Gefängnis zu bleiben und riet ihm nicht davon ab den Schierlingsbecher anzunehmen. Also blieb Sokrates im Gefängnis und trank den Giftkelch. Er folgte seinem Daimon. Er hätte ja auch abhauen können, wie Jonas. Hat deswegen Sokrates besser oder klüger gehandelt?

Ob du sagst oder nicht sagst, was du fühlst: Die Welt wird es merken und wird darauf reagieren, auch wenn du das nicht wahrhaben willst. Wenn du jedoch deine Gefüh-

le unterdrückst, verleugnest und sie einsperrst, dann fehlt der Welt mit Sicherheit etwas. Du fehlst ihr dann. Und sie dir auch.

Einige Tage später merkte ich, dass sich in mir etwas regt. Es bildete sich ein Drang und Bedürfnis, nun doch auf den Wunsch von Augustin zu reagieren. Ich beobachtete mich nämlich, wie ich im Internet begann mit dem Stichwort „*Samia ricini*“ zu suchen und dass ich schliesslich auf einer Webseite landete, die ich bereits kannte: WWB, World Wide Butterflies. Es gibt diese kleine Firma in England seit bereits über sechzig Jahren und sie verkaufen und versenden weltweit lebendige Schmetterlinge, Eier, Raupen, Puppen und Zuchtmaterial. WWB ist eine in dieser Form einzigartige Firma. Ich habe da selber schon Eier von *Antraea perny*, *Antherina suraka*, und vieles anderes bestellt, zuverlässig erhalten und die Tiere gezüchtet in der Garage unseres Familienhauses in Unterterzen, am Walensee in der Schweiz. WWB bietet auch *Samia ricini* an, aber es ist, wie ich vermute, eine Hybridmischung mit *Samia cynthia*, dem Götterbaumspinner einer Art der gemässigten Breiten mit einer Hibernation (Überwinterung). Diese kann ich für Afrika nicht verwenden. Die indische Form der originalen *Samia ricini* aus dem Brahmaputratäl, wurde in Thailand in rein-

weisse Stämme eingekreuzt. Das ist der Zuchtstamm den ich vor sechs Jahren, im November 2017, in die Demokratische Republik Kongo eingeführt habe. Er hat sich bestens bewährt. Es ist eine Katastrophe, dass diese, bereits über viele Generationen an afrikanische Verhältnisse gut angepassten Samias, verloren gegangen sind.

Plötzlich also kommt doch das verdrängte Thema auf: Nach Thailand! Dann gehe ich eben doch da hin! Alles ging blitzschnell. Während ich vor drei Tagen noch unentschlossen dösend gewartet hatte, habe ich jetzt im Nu schon meine Tickets, Abflug ohne Zwischenstopps von Zürich nach Bangkok. Die ersten vier Tage im Rambuttri Village Hotel in Khaosan habe ich gebucht. Taksit und Oo sind kontaktiert, meine Freunde vom Thailand Beetle Breeder Club, TBBC. Ich bin selber überrascht.

Ich gehe nach Thailand, schreibe ich Augustin. Es bleibt unser Geheimnis, schreibt Augustin sofort zurück. Er will nicht, dass andere erfahren, dass die Populationen verloren gegangen sind. Er wird mir den Flug nach Thailand bezahlen, hat er versprochen. Ich verstehe es. Er will nicht, dass das Hilfswerk erfährt, dass die Nachzuchten, deren Erhaltung sie bezahlt haben, verloren gegangen sind, aus welchen Gründen auch immer. Mein Plan ist, dass ich nach

zwei Wochen aus Thailand mit Eiern von *Samia ricini* nach Landquart zurück komme, da auf dem Campingplatz eine Generation durchzüchte mit Kirschloorbeer, *Prunus laurocerasus*, und dann mit den Kokons in die DRC reise. Das wird, wenn alles klappt, anfangs September sein. Augustin hat mir bereits die Einladung geschickt, die ich benötige, um das Visum zu beantragen. Alles geht Ruck-Zuck. Es ist erstaunlich wie Ereignisse sich in zeitlichen Korridoren bewegen, Planetenkonstellationen, sagen Astrologen. Die Möglichkeiten der Lebensentfaltung werden gleichsam freigeschaltet durch bestimmte kosmische Konstellationen. Es macht Klick und los gehts.

Im Wäldchen in Landquart beginnt es zu regnen. Ich ziehe meinen Tisch mit dem Computer zurück unters Vordach des Wohnwagens, auf welches die Regentropfen in die lauschige Waldesstille trommeln. Bald ist es 23 Uhr. Es duftet nach feuchter Erde, nassem Laub und kühler, blumiger Sommernacht.

Heilige Socken 1

Thailand

Das Abenteuer beginnt. Es ist ein Gefühl wie auf einer Rutschbahn. Sobald man losglitscht, tut es weh, wenn man zu bremsen versucht. In meinem Lagerraum in Flums hole ich zwölf Bücher. Abflug ist übermorgen. Kamera und Computer einpacken. Dazwischen ein paar Kleider stopfen. Am Tag vor der Abreise besuche ich meine Schwester Ursula. Bei ihr finde ich ein schönes Büchlein mit Lebensweisheiten für jeden Tag. Das ist nicht meine übliche Lektüre, aber die Texte stammen von Anselm Grün, einer Ausnahmeerscheinung unter den Religiösen, so, wie Jochen Kirchoff eine Ausnahmeerscheinung ist unter den Philosophen der Gegenwart, weil beide bedingungslos von der Heiligkeit des Menschen sprechen. Das ist eine Wohltat. Einige der kurzen Sentenzen habe ich zuvorderst in mein Notizbüchlein abgeschrieben für unterwegs.

Vergeben befreit

In der Vergebung befreie ich mich selbst von der negativen Energie, die durch die Vergebung noch in mir ist. Wenn ich dem anderen nicht vergebe, dann bin ich noch an ihn gebunden, dann hat er noch Macht über mich.

Darüber habe ich in den vergangenen zwei Wochen viel nachgedacht. Vor allem im Zusammenhang mit den ungeheuerlichen Verbrechen der Corona-Faschisten ge-

gen die Menschheit, wegen den Korrupten, Lügnern, Machtgierigen, Deviaten, verirrten Richter und gleichgeschalteten Medien und wegen den stümperhaften Bundesräten auf ihrem absolutistischen Verordnungstrip mit verfassungswidrigem Notrecht. Warum soll man denen vergeben? Nur damit man selber Ruhe hat? Da sträubt sich in mir einiges gegen die salbungsvollen Worte von Anselm Grün. Aber ich weiss, was er meint. Vergebung ist eine Befreiung vom Fluch der Befangenheit. So kämpft also mein Gefühl für Gerechtigkeit, Opferschutz und für Bestrafung der Täter mit dem Wunsch, endlich erlöst zu sein vom Albtraum der Besessenheit. Sollen wir uns mit billigen Vergabungen aus dem Staub machen? Ist es nicht, als liessen wir Millionen von Opfern im Stich? Ich will ja von den Tätern gar nicht losgebunden sein, nur von der Ungeheuerlichkeit ihrer Taten.

Wir sind einmalig. Es geht nicht darum besser oder stärker oder intelligenter zu sein oder besser auszusehen als die anderen. Es geht vielmehr darum, in Einklang mit uns selbst zu kommen.

Das hat etwas Buddhistisches, nicht wahr? Sich rauszunehmen aus Vergleichereien und Beurteilungen und aus dem Wettstreit von Äusserlichkeiten. Zu sich zu kommen. Die links-rot-grün-braunen Faschos bezeichnen dies heute als «unsolidarisch». Für sie zählt nur Unterwerfung, Ein-

ordnung, Schwarmbetrieb, Mitmarschieren und die sakrosankte Einheitsmeinung, welche idealistische Faschos willkürlich nach eigenem, göttlich unfehlbarem Gutdünken und zugunsten der eigenen Geldsäcke verkünden.

Gott ist gegenwärtig. Und nur wenn der Mensch auch ganz in der Gegenwart lebt, vermag er ihm zu begegnen.

Ich bin zwar ziemlich allergisch, wenn jemand von Gott redet. Aber diese Betonung auf die Anwesenheit des Ganzen und Umfassenden in der Gegenwart, gefällt mir. Man neigt doch gewöhnlich eher dazu, Göttliches fern vom Menschen anzusiedeln, irgendwo im Himmel, im Kosmos, in der Umwelt, in der Kirche von Agums, oder im Hilfswerk, das nicht funktioniert, im Davoser Transhumanismus, das heisst im Megatechnischen Pharao, wie es Jochen Kirchhoff ausdrückt, oder auf fernen Gestirnen, in Ufos. Der Homo Deus von WEF-Vorbeter Harari ist eine typische plakative Lüge dieser Art. Der Mensch ist nicht Gott. Und er wird es auch nie sein. Zum Glück nicht. Der Mensch ist Mensch, wenn er Mensch ist. Er braucht keinen Gott. Er braucht keine Jesus-Holzfiguren als Krücken für das, was er sich selber amputiert hat.

Der Mensch ist zum Glück geboren. Wenn wir die Natur mit wachen Sinnen wahrnehmen, erkennen wir unser

Wesen, das von innen her diesem Glück entgegenstrebt.

Das gefällt mir, beisst sich aber mit der psychologischen Hoffnungslosigkeit von Sigmund Freud:

«Man möchte sagen, die Absicht, dass der Mensch «glücklich» sei, ist im Plan der «Schöpfung» nicht enthalten. Was man im strengsten Sinne Glück heisst, entspringt der eher plötzlichen Befriedigung hoch aufgestauter Bedürfnisse und ist seiner Natur nach nur als episodisches Phänomen möglich. Jede Fortdauer einer vom Lustprinzip ersehnten Situation ergibt nur ein Gefühl von lauem Behagen; wir sind so eingerichtet, dass wir nur den Kontrast intensiv geniessen können, den Zustand nur sehr wenig « (Das Unbehagen in der Kultur, Kapitel II, 10-15)

Bezeichnend sind in diesem Freudschen Text die relativierenden Anführungs- und Schlusszeichen bei «glücklich» und «Schöpfung». Was will Sigmund Freud damit ausdrücken? Akzeptiert er keinen anderen Begriff von Glück, als kurzfristige und sogleich abklingende Belohnungen durch Befriedigung materiell drängender Bedürfnisse? Alles andere hält er offenbar für fragwürdiges, esoterisches Geschwurbel. Gleichzeitig verbindet Sigmund Freud seinen Begriff von Glück mit Genuss aus Kontrast, Lust und Erlösung von (Sexual)-Spannungen. Ein armseelig materialistischer, technozider, antibuddhistischer Glücksbegriff. Anselm Grün sagt es so:

Je schneller ich hinter dem Glück herlaufe, desto sicherer werde ich es verfehlen. Nur im Innehalten ist das Glück

erfahrbar.

Das Innehalten, die Ansiedelung in der Gegenwart und das Zu-Sich-Kommen im Jetzt, sind zentrale Begriffe von Anselm Grün. Er weiss aber, wie auch jeder von uns, dass Gelassenheit nicht durch Willen, nicht durch strebsames Getue und nicht durch äusseren Wohlstand erreicht und verdient wird. Das Erlangen von Wohlstand ist kein Fabrikationsprozess zur Glücksherstellung. Dies erfahren wir gerade jetzt, erkrankt am Erschufteten oder am unverdient geschenkt erhaltenen Wohlstand, in urbanen, dichtstressigen Grosställen wohlig eingepfercht. Darin werden Verstrickungen, Ablenkungen, Zerplanungen und künstliche Aufregungen immer heftiger, wird die Distanz zur Natur immer unüberwindbarer.

Es ist im städtischen Getue eine Distanz des Menschen zu sich selber entstanden. Der Mensch hält es im Überfluss mit sich nicht aus. Und es taucht dabei ein schwieriger Verdacht auf: Mangel und Bedürftigkeit scheinen einen fruchtbaren Kern zu haben. Askese muss aber immer freiwillig sein. Sie darf nicht materiell belohnt werden. Fasten soll nicht zur Verstärkung der Wollust führen, sondern Verzicht soll eine Aufgabe von Freiheit sein, nicht das Aufgeben von Freiheit, um es ganz deutlich zu sagen: Was die Freiheit als Aufgabe hat, ist der Verzicht.

Steige aus dem Erwartungsdruck der Menschen aus. Gleich was die anderen von mir wollen. Ich darf mir erlauben mein eigenes Leben zu leben ohne Rücksicht auf das, was nützlich ist, oder was Geld bringt.

Mit dem religiösen Erlösungsversprechen der Technik versuchen Überforderte zu antworten auf den Zugriff des Nutzens. Aber man verstrickt sich mit dem Glauben an Erlösung nur noch mehr im Gespinnst des Funktionellen. Erst wenn man sich vom ängstlichen Betteln befreien kann, kommt man zu sich. Die ungeheure Beschleunigung des technischen Fortschritts ist ein Zeichen von Verzweiflung an der nackten Nützlichkeit, eine Verkrampfung der Seele wegen der scheinbaren Ausweglosigkeit des Zyklischen und Mechanischen. Mir kommt es so vor, als wolle das Technische, und als wolle jedes Zahnrad nur eins: Von sich selber davonlaufen. Das ist die Verzweiflung des Mechanischen an sich selber, nicht nur im Roboter, sondern auch im Menschen, wenn er sich an ein gnadenloses, funktionell verzahntes Getriebe versklavt hat, so wie es in der «Heureka», einem Hauptwerk des Schweizer Künstlers Jean Tinguely zum Zeichen der Zeit wurde. Das war 1958.

Die Skulptur, die noch heute am rechten Seeufer des Zürichsees steht, habe ich als kleiner Junge oft besucht, weil

ich in der Nähe Fischen gegangen bin. Jeweils um elf Uhr begann die Maschine sinnlos zu knattern, rattern und quiet-schen, eine Viertelstunde lang. Sie ist ein titanisches Uhrwerk ohne Zifferblatt und ohne Zeiger, ein Gewerke ohne Orientierung. Heureka ist Psychogramm des orientierungslosen Geratters der Gesellschaft des Homo Faber. Das spürt man bei der Betrachtung dieser bedauernden, unnützen Maschine. Wir sind eigentlich gemeint. Wir Menschen. Unser unnützes Geratter um Aufmerksamkeit, unsere verschwenderische und narzisstische Geschäftigkeit, unsere blinde Anbetung der Unruhe, inmitten des Quietschens von rostigen Lagern, die immer mehr Schmiergeld benötigen und trotzdem stets verknorzter und ungelenker werden, je länger der gestikulierende Blödsinn sich weiter um Nichts dreht.

Ja, ich höre mir auch zu. Ich bin auch manchmal verloren in solchem Geratter. Aber jetzt gerade nicht. Um 14.18 fährt mein Zug von Landquart ab. Mein Flug nach Bangkok ist überbucht. Ich könne mit 50% Rabatt Business fliegen, teilt mir das Bodenpersonal mit. Für 500.- statt 1000.- Franken. Aber nur für den Hinflug. Ich verzichte dankend.

Im Flugzeug sitzen viele Kinder. Es ist Ferienzeit. Nach zehn Stunden Flug nehme ich vom Flughafen Bangkok Suwarnabhumi ein Taxi. Der Chauffeur ist maskiert. Sein To-

yota hat beige, saubere Lederimitat-Sitze und einen ebenfalls beigen Veloursbezug am Dachhimmel. Darauf sieht man Punkte und Linien, die mit einem Finger hingeschmiert wurden, mit einer rissig eingetrockneten weisslich-gelben, pastosen Masse. Es sind Segnungszeichen buddhistischer Mönche. Die Zeichnung, die über der ganzen Breite des Dachinnenraumes der Autohöhle angebracht ist, sieht etwa so aus.

Überall Voodoo, Fetische, Amulette, Aberglauben. Auf der Ablage der Frontscheibe hat es eine goldene Buddhafigur, am Rückspiegel baumelt ein kleines Tempel-Schnüre-Makrame mit Buddha auf Lotusblatt und einer Kupfermünze. Mich stört das nicht. Es sind doch, trotz ihrer hilflosen Ausgestelltheit, Zeichen von Innerlichkeit. Man

merkt, dass man nicht in einer Maschine drin ist, sondern mit einem Menschen zusammen. Die Fahrt kostet 500 Bath, das sind etwa fünfzehn Schweizer Franken. Letztes Mal war ich vor fünf Jahren hier. Bei der Fahrt ins Zentrum von Bangkok scheint es mir, dass die Zahl der Hochhäuser sich verdoppelt hat, die Zahl der gigantischen Werbeflächen ebenfalls, wobei aber nur die Hälfte beklebt sind; Werbung für Spitäler, Schönheitsoperationen, Autos, Uhren, Verjüngungscremes, Handys und Telefonabos.

Die Soi Rambuttri, wo mein Hotel liegt, wimmelt von jungen Touristen, auch Paaren mit Kindern. Als erstes stürme ich in ein Restaurant und bestelle einen Papaya-Salat, und zwar spicy! Das trifft sich mit der Freudschen Glücksidee, der Befriedigung von angestauten Bedürfnissen. Es ist feucht, 30 Grad heiß, aber mit schweren finsternen Regenwolken am Himmel. Bald surrt und brennt mein Mund von den scharfen Chillies, aber auf angenehme Weise, wie nach einer durchküssten Nacht mit der Liebsten und Schönsten. Glück kommt beim Essen nicht vom Magen her, sondern vom Herzen.

24.7.2023

Sonnig, mit wenig Wolken. Habe lange geschlafen und

viel geträumt. Zum Frühstück um 12.30 Uhr bestelle ich Grünes Curry. Traumhaft! Saksit Suwannachot, der mit Rufnamen Hin heisst, holt mich ab zu einer kleinen Tour, zur JJMall, einem Einkaufszentrum beim Chatuchak Markt, dem grössten Haustiermarkt der Welt. Wir besuchen da die «Insect Station», den etwas schmutzigen Laden des Thailand Beetle Breeders Clubs (TBBC) und den schicken Beetlez-Shop im zweiten Stock der JJMall. Zwei Drittel der Läden sind geschlossen. Der Corona-Bullshit hat auch hier tiefe Wunden hinterlassen.

Mit Saksit habe ich abgemacht, dass ich mit ihm am Ende meiner Reise, also in etwa 10 Tagen, zwischen dem 2. und 4. August, eine Tour unternehmen möchte, um in staatlichen, landwirtschaftlichen Zuchtanstalten Eier von *Samia ricini* zu suchen, zu finden und dann in die Schweiz mitzunehmen, möglichst frisch gelegte Eier, damit Räumchen nicht noch im Gepäck ausschlüpfen, denn dabei würden sie sofort sterben. Eier kann man problemlos transportieren.

Saksit habe ich vor zehn Jahren kennen gelernt. Er ist der Präsident des TBBC und ein absolut zuverlässiger, anständiger, kommunikativer, junger Mann. Er hat in der Pandemie 50 Kilogramm abgenommen, war vorher 135 kg, jetzt 85 und sieht geschrumpft aus, wie wenn man bei

einem prallen Ballon die Luft etwas raus lässt. Er ist aber genauso respektvoll und humorvoll wie vor zehn Jahren. Hin ist 30 Jahre alt und verlobt. Für die Heirat muss er noch Geld sparen. Seine Verlobte, die auch mit uns im Auto mitfährt, sagt mir, dass ihr noch das Brautgeld fehle. Das ist für viele Paare in Thailand ein massives Heiratshindernis. Ein Ehepaar mit vielen Töchtern schafft es kaum, alle ihre Kinder zu verheiraten, weil sie das Brautgeld nicht aufbringen können. Dies erklärt teilweise, weshalb viele Thailänderinnen ausländische Männer heiraten.

Tanat Choeyjanta, genannt Oo, der mich ebenfalls begleiten will bei der Samia Suche, ist jetzt gerade noch in Malaysia, weil er da Käfer sucht für einen Kunden. Morgen lade ich die Mitglieder des TBBC, die ich von früheren Expeditionen kenne, Delay, Junior und Me zu einem Abendessen im absolut aussergewöhnlichen Crockmai Thailao Restaurant ein, ein schwer zu findender Geheimtipp Bangkoks, wo es nur traditionelles Essen aus Wildfang gibt, viele Insektenköstlichkeiten, Wildgemüse, Vögel, Frösche, you name it.

Am Abend esse ich an der Soi Rambuttri in einem Restaurant mit Blick auf die Fussgängerzone, wo Touristen in Sandalen, Wanderhändler mit Holzfröschen, LED-Ra-

keten, Losen, Amuletten und CBD-Hanf-Bauchläden vorbeiziehen. Eine alleinstehende Asiatin in schwarzem Kleid raucht nervös an einem Nebentisch. Die dünnen Träger ihres Kleides sind auf der weissen, weichen Haut verrutscht. Manchmal sieht man im Menschenstrom leuchtende Augen, Leuchttürme von Liebe, Lebendigkeit und Gegenwärtigkeit. 90% der Menschen scheinen mir aber im Geschäftsvorgang des Ferien-Abendprogrammes versunken. Bedienungsstress trifft auf Konsumstress. Zieht man ab, was sich alles um Geläuf dreht, bleiben ein paar stoische Bäume übrig, die vom Wat Songkhram her, einem buddhistischen Tempel und Kloster aus dem 18. Jahrhundert, über die Mauer wuchern, Kabelstränge von Glasfasern, Tuktuks und Taxis mit verdunkelten Scheiben. Ich sitze wohligh, ohne Ansprüche und Erwartungen da, muss mich nicht einmischen und wenn ich nicht winke, kommen auch keine Parasiten. Beim Papayasalat Augen zu! Sonst brennt es fürchterlich bei einem Spritzer der Sauce. Nachher Taschentücher bereit halten, wenn die Nase zu laufen beginnt und die Schleimhäute sich ins Zeug werfen. Geraucht wird hier viel. Europäische Mittelklasse flanirt in kurzen Hosen. Meine Lippen brennen wie glühende Streichhölzer aus Ameisen. Grossflächige Tatoos verdunkeln ein paar Schwedinnen. Sie rudern blondhaarig vorbei im touristischen Abendgeflute. Soviel Essen

wie man Lust hat, geht nirgends. Es ist unfassbar viel los hier, unordentlich viel, ein ungeschubladisiertes, sinnliches Hygieneproblem, wo niemand aufräumt. Das Eine ist zer-spritzt ins unendlich ungefähre Viele und alles Geschehen trifft sich wo? Bei den Kassen! Leben wird eingetippt. Wenn man es schon nicht kontrollieren kann, wird es wenigstens verbuchhaltet und wird wenigstens vermessen, was verbraucht wird. Jeder stösst mit seinem Wollen an die Decke seines Könnens und begnügt sich dann resigniert mit Plüsch und Drama. Es fühlt sich manchmal an wie ein Tanz in Watte aus Blei.

25.7. 2023

Am Abend Wiedersehen mit meinen Freunden vom TBBC im Crockmai Thailao. Delay erzählt, dass er im grossen Stil Schlangen züchte und verkaufe, aber keine giftigen. Junior verspricht mir Quecksilberdampflampen zu besorgen, die ich für mein Saturniden-Monitoring in Afrika brauche. Da hat man nämlich meine alte Lichtfang-Anlage geklaut. Inklusiv Vorschaltdrossel. Quecksilberdampflampen sind jetzt in Europa verboten. Stattdessen kann man auf der Strasse Fentanyl kaufen.

Die Stimmung beim Zusammensein ist freudig. Alle sind froh, dass der Corona-Bullshit vorbei ist. Es gibt Bienenlarvensalat, frittierte Maeng Da (Riesenwasserwanzen),

Carebara Ameisen, Bamboo-Worms, frittierte Riesenwespenlarven, Wasserlinsensuppe, Papayasalat und viel mehr. Es sind nur Einheimische da. Das Motto des Crockmai Thailao lautet: «Essen wie früher».

Am Morgen des 26. Juli besuche ich, von Saksit empfohlen und organisiert, einen Züchter von Patanga-Heuschrecken. Der Mann heisst Kowit Sukhan, arbeitet für die thailändische Airforce und hat auf dem riesigen Gelände eines Bangkokker Militär-Quartiers in einem Nebengebäude ein blaues Plastiknetz-Gehege aufgespannt, in welchem er tausende der begehrten Speiseheuschrecken züchtet. Dass er das da darf, ist für einen europäisch gedrillten General komplett unergündlich. Ob es reicht als Begründung anzugeben, Patanga Heuschrecken seien ja auch eine Art Luftwaffe der Natur? Die Geschichte dieser Tiere ist jedenfalls äusserst spannend und lehrreich.

Der Patanga-Grasshopper war Ende des 20. Jahrhunderts in Maisfelder eingebrochen und zu einem bedrohlichen Schädling geworden. Zuerst dachte man reflexartig an einen Gifteinsatz, aber für einmal gab man nicht den niedrigen, geschmierten Industrie-Instinkten nach. Patanga ist doch ein essbares Insekt! Vielleicht könnte man ihn bekämpfen, indem man Werbung macht dafür, ihn einzu-

sammeln und zu essen? Dies musste man den Thailändern nicht zweimal sagen. Im Nu war *Patanga succincta*, wie das Insekt mit wissenschaftlichem Namen heisst, in Thailand wegen der intensiven Sammeltätigkeit praktisch ausgestorben. Clevere Farmer im benachbarten Kambodscha merkten, dass sie, wenn sie die Patangas in den Maisfeldern grossziehen und dann abernten, mit den Insekten mehr Geld verdienen als mit dem Mais. Ein bedeutender Heuschreckenhandel zwischen Kambodscha und Thailand setzte ein, abgewickelt über den Insektengrossmarkt in Rong Kluea. Da werden täglich hunderte von Säcken mit Patangas angeliefert für die Insekten-Snack-Buden in ganz Thailand.

Die Schwierigkeit bei der Zucht von *Patanga succincta* ist die Eiablage. Kowit Sukhan fand eine einfache Lösung mit einer feuchten Sandmischung, die er im Gehege etwas 20 Zentimeter hoch anhäuft. Darin legen Weibchen schlauchartige Eigelege ab, die man heraussieben kann. *Patanga succincta* ist besonders geeignet als landwirtschaftliches Nutztier, weil die Tiere eine Vielzahl von Grünfutter verwerten, von Gras bis Palmblätter, Schilf, Baum- und Strauchschnitt. Warum werden solche für die Grundernährung der Menschen so wichtigen Forschungen nicht von Universitäten durchgeführt? Ganz einfach. Es gibt dabei keine Patente zu holen, keine millionenteu-

ren Maschinenaufträge zu vergeben, keine staatlichen Fördertöpfe abzugreifen, die nur die eigene Mehrwertschöpfung erhöhen wollen, usw. Was nichts kostet, ist nichts wert. Deshalb ist heute in vielen Bereichen die Citizen Science für den Fortschritt im Bereich der Grundbedürfnisse der Menschheit wichtiger geworden als die narzissische, systemkorrupte, börsenorientierte Industrieakademia. Das sieht man überdeutlich selbst bei unserem Hilfswerk in Afrika, das von uns verlangt, dass siebzig Prozent des Budgets Investitionen in Maschinen sein müssen. 70 %!

Dann verabschiedete ich mich bis am 2. August von Saksit. Ich habe mich entschlossen, eine Kurzreise nach Koh Chang zu machen, zur grössten Insel Thailands, im Südosten gelegen, mit einem riesigen, unwegsamen, gebirgigen, tropischen Nationalpark. Obschon jetzt keine Badesaison ist, wegen dem Monsunregen, dem trüben Wasser und den hohen Wellen, will ich da mal einen Augenschein vornehmen. Es ist eine 7-Stunden-Fahrt mit einem Minibus, dann mit einer abenteuerlichen Fähre über das braune Wasser einer Meerenge zur Insel und zu einer wunderschönen, baliensisch anmutenden Bungalow Hotelanlage. Ich bin da fast alleine.

Am 1. August, dem Geburtstag der Schweiz, fahre ich

acht Stunden zurück nach Bangkok. Am Vortag habe ich mir zur Einstimmung auf den Bundesfeiertag, den ich im Minibus verbringe, zwei Youtubevideos angeschaut: Das erste von Friedrich Dürrenmatt. «Die Schweiz als Gefängnis.» und das zweite von Max Frisch, «Am Ende des Fortschritts steht das goldene Kalb». Beide Aufnahmen sind ein halbes Jahrhundert alt. Warum konnte man diesen beiden «verehrten» Literaten vor 50 Jahren zuhören, artig applaudieren und trotzdem genau das machen, wovor die beiden eindringlich warnen? Aus Trotz. Aus Blödheit? Wohl eher aus narzisstischer, dummer Gier. Ausserdem war das ja nur Kultur und Literatur.

Mit Frieden verdient niemand Geld. Mit Kanonen von Oerlikon Bührle aber grad doppelt, nämlich beim Bau der Kanonen und beim Wiederaufbau von dem, was man kaputt geschossen hat. Ausserdem gibts dann vom Blutgeld der Bührles, der Flicks, Krupps, anderer Kriegsmaschinenfabrikanten und ihrer Financiers schöne, edle, «wertvolle», «menschenfreundliche» und «edle» Kunststiftung und Museen. Das Destruktive gebärdet sich als Erhabenheit. Heute sind die philanthropischen Menschenfresser grosse Techkonzerne mit ihre grosskotzigen Steuerspar-Stiftungen, Melinda und Bill Gates, Selbstvergöttlichungs-Idioten wie Klaus Schwab und Konsorten.

2.8.2023

Nun wird es ernst. Nur noch drei Tage verbleiben bis zu meiner Rückreise am 5. August. Jetzt geht es um die Suche nach den Eiern von *Samia ricini*, diesem seit Jahrhunderten komplett domestizierten Seidenspinner, der ursprünglich aus Indien stammt und seit 1970 in Thailand zur Seidenproduktion und für die Ernährung genutzt wird. Allerdings isst in Asien niemand Raupen von Schmetterlingen und von Seidenspinnern immer nur die Puppen, das heisst, das was übrig bleibt, wenn die Seide abgehaspelt und der Kokon entfernt ist. Mein Plan ist, dass wir heute zuerst Dr. Chama Inson besuchen, eine befreundete Bienenexpertin der Kasetsart Universität. Sie besitzt eventuell akademische Verbindungen zum *Samia*-Zuchtlabor in Kampaeneg Saen, wo ich 2017 aus den Händen von Frau Prof. Uirawan diejenigen Eier erhalten habe, die ich nach Afrika brachte und die da nun schon seit mehr als 60 Generationen gezüchtet werden. Oder besser: wurden. Leider.

Anschliessend wollen wir nach Up Po Nong Loeng aufbrechen, wo ich im ruralen Isan-Gebiet Freunde besuchen will, die mich 2016 eine Woche beherbergt und mir geholfen haben eine Übersicht aller Insekten zu erstellen, die in diesem Dorf traditionell gegessen werden. Das Dorf liegt

etwa 500 km von Bangkok entfernt im Nordosten Thailands, wo es einige Züchter von *Samia ricini* gibt. Um 7.30 Uhr holen mich Tanat und Saksit im Hotel ab.

Bei Dr. Chama erleben wir eine herbe Enttäuschung. Sie kann keinen Kontakt nach Kampaeng Saen herstellen. Es sei Ferienzeit, sagt sie, und niemand sei dort erreichbar. Dafür zeigt sie uns aber das brandneue «Bee Learning Center», ein sehr hübsch eingerichtetes Lernlabor für Imkerei, nicht nur mit den Honigbienen, *Apis mellifera*, sondern auch mit kleinen, schwarzen, stachellosen Bienen der Gattung *Mellipoma*, die man in schuhschachtelgrossen Kästchen, sogar in Gewächshäusern zur Bestäubung und Honiggewinnung einsetzen kann.

Was machen wir jetzt? Ich hatte gehofft, dass uns Dr. Chama eine Tür öffnen würde zum Zuchtlabor in Kampaeng Saen. Daraus wird wohl nichts. Also: Weiterfahrt nach Up Po. Das wird mindestens sieben Stunden dauern. Starke und stundenlang andauernde Regenfälle setzen ein. Unterwegs eröffne ich Tanat und Saksit, dass ich den Dorfbewohnern in Up Po ein besonderes Geschenk mitbringen möchte. Ich hätte gestern Nacht die Idee gehabt, Sombhun und ihrer Familie ein lebendiges, kleines Schwein zu schenken. Sicher haben sie dort auf ihrem Hof genügend

Platz dafür. «Ein Schwein?» lachen Tanat und Saksit, «Onkel Daniel, ist das dein Ernst?»

«Ja, nicht allzu gross,» antworte ich, «sagen wir, so 15-20 Kilogramm. Und es muss natürlich abgestillt sein.»

Tanat ist erheitert, motiviert und beginnt sogleich, während der Fahrt durch den finsternen Monsunregen, mit seinem Handy zu recherchieren und telefonieren, wo es in der Nähe von Up Po eine Schweinzucht gibt. Er hat an der Kasetsart Universität in Bangkok Entomologie studiert und kennt sich auch mit Viehzucht aus. Saksit ist eher zurückhaltend. Wie soll ein solches Schwein in seinem hübschen, sauberen Toyota mitfahren? Wir werden sehen. Vom Rücksitz des Autos aus nehme ich wahr, dass Tanat am Telefon mit vielen Leuten spricht auf dieser fast endlosen Fahrt durch die tropische Monsun-Autowaschanlage. Schliesslich hat Oo eine ökologische Schweinezucht gefunden, nur 30 Kilometer von Up Po entfernt. Da fahren wir hin. Draussen ist es düster geworden wegen den schweren, bis zum Boden herab hängenden Wolken. Seen, Pfützen und Wasserlachen liegen in der Strasse, die immer schmaler wird, je weiter wir ins Isangebiet gelangen. Ein Reisfeld reiht sich ans andere. Dazwischen ein paar Bäume, Mangos, Papayas, Bananen. Menschen stehen gebückt und mit breiten kegelförmigen Strohhüten bis zu den Knien im Schlamm der Felder und bepflanzen Löcher in den Reisfeldern, ent-

fernen Unkraut, oder mähen die Felder, um Gras zu unterdrücken, das im Wasser ertrinkt und um den Reis zu fördern, der, im Wasser stehend, schnell wieder ausschießt, das Unkraut überholt und unterdrückt. Alles Handarbeit. Eine unvorstellbar mühselige Arbeit. Bei Regen und 30 Grad. Ein Algentag zwischen Grüngrau und Schlamm Braun.

Da! Endlich: Eine Tafel steht am Strassenrand. Das ist die Schweinezucht. Nur ein gefährlich schmaler und hoher Erddamm führt zwischen zwei Reisfeldern zu einem Hof. Ob wir den ungeteerten, mit Wasserpfützen gefüllten und aufgeweichte Damm heil befahren können? Wir versuchen es. Es gelingt. Ein älterer Herr und sein Sohn erwarten uns. Sie zeigen uns ihren blitzsauberen Stall mit rosaroten Mutterschweinen, pinkigen Ferkeln und den dunkelhäutigen, braunschwarzen, kurzborstigen, sehr bulligen Thailandschweinen. Von denen hat es ein Dutzend aktive Jungtiere. Aber als der kräftige Sohn des Schweinezüchters eines der weiblichen Ferkel packt und es in eine Kartonkiste stopfen will, gibt es einen fürchterlichen Aufschrei im Stall. Ein ohrenbetäubendes Quietschen hebt an, das durch Mark und Bein geht. Ein revolutionärer Schweineaufstand. Uns wird klar: So geht das nicht. In diesem aufgeregten und wild panischen Zustand können wir das zwanzig Kilo schwere, weibliche Tier nie nach Up Po

Nong Loeng bringen. Das Ferkel hat eine unbändige Power. Es würde unser ganzes Auto demolieren und jedem von uns einen ausgewachsenen Gehörschaden angedeihen lassen. Die beiden Schweinezüchter schlagen deshalb vor, dass sie das Schwein morgen früh um acht Uhr nach Up Po bringen könnten. Das sei nicht so weit. Eine prima Idee. Alle sind erleichtert.

Zur Begrüssung in Up Po Nong Loeng haben wir genügend andere kleinere Geschenke dabei, Bücher, Honig und T-Shirts des Bee Learning Centers. Was für ein Zufall. Als wir ankommen ist auch Markus Hollenstein in Up Po. Er ist der Schweizer Ehemann von Udom, der Schwester von Sombhun, die in Up Po mit ihrer Familie, Mann und zwei Kindern lebt. Udom ist auch der kausale Grund weshalb ich von der Existenz des Dorfes Up Po Nong Loeng überhaupt erfahren habe und von der reichen Tradition der Entomophagie in dieser typischen Isan-Siedlung. Udom war nämlich in der Schweiz Teilnehmerin an einem meiner Pilzgarten Laborkurse und hat mir dabei von den Insekten erzählt, die in ihrem Heimatdorf in Thailand gegessen werden. Sowas muss man mir nicht zweimal sagen. Also ging ich da hin. Und jetzt will ich endlich den Bewohnern das Buch bringen, «Skyfood- Essbare Insekten, Vom Wildfang zur Landwirtschaft», in welchem ich ein ganzes Kapitel

über Entomophagie in Up Po geschrieben habe. Vom schweinischen Geschenk verraten wir vorläufig noch nichts. Ich bitte Tanat und Saksit Stillschweigen zu wahren. Wir sagen nur, dass unser richtiges Geschenk sich heute leider geweigert hätte, mit uns mit zu kommen. Es werde aber morgen früh um acht Uhr angeliefert.

Tatsächlich. Andertags, genau um acht Uhr früh, fährt vor dem Haus von Udom und Markus, in welchem wir zu dritt in einem Gästezimmer übernachtet haben, ein Pickup-Toyota vor, mit einem halbkugelförmigen, geflochtenen Korb auf der Ladefläche, in dem ein dunkelbraunes Schweinchen sitzt. Die Augen von Udom und Sombun leuchten freudig ungläubig, als sie das Ferkel sehen. Alles lacht, als das Schwein abgeladen und feierlich den beiden Frauen übergeben wird. Auch einen Namen haben wir uns schon überlegt. Das Tier soll Saujin heißen, erläutern wir bei der heiteren Bescherung, was auf thailändisch soviel heisst wie Königin, oder Prinzessin,.

Leider aber hören wir auch in Up Po Nong Loeng nur niederschmetternde Geschichten über den Verblieb des Eri-Seidenspinners *Samia ricini*. Letztes Jahr seien praktisch alle Zuchten eingegangen. Fast überall gleichzeitig. In ganz Thailand. Man wisse von keinem einzigen Züch-

ter mehr. Sombhun telefoniert, während ihr Mann Thorn für die vierbeinige Prinzessin unter einem auf Stelzen stehenden, hölzernen Lagerschuppe ein provisorisches Gehege einrichtet. Bis vor zwei Jahren, erklärt mir Markus, hätten hier viele Leute im Dorf Schweine gezüchtet. Ein Nachbar aber habe ein Schwein gehalten, das offenbar mit einer Krankheit infiziert gewesen sei, weshalb alle Schweine angesteckt wurden und starben. Unser Jungschwein Saujin sei der Beginn einer Neuzucht und komme wie gerufen.

Was machen wir jetzt? Ich erzähle Tanat und Saksit, dass ich 2014 eine Professorin der Khon Kaen Universität kennengelernt habe mit Namen Sivilai Sirimunkararat. Sie gilt als die Mutter des Eri-Seidenspinners in Nordthailand. Aber man findet im Internet nur ihren Namen, keine Emailadresse. Also sucht Tanat Kontakt zum Eri-Seidenzuchtcenter in Khon Kaen, einer grösseren Stadt im Norden, wo alljährlich ein wichtiges Seidenfestival stattfindet und wo auch Eri-Seidenspinner gezüchtet werden. Tanat erreicht eine Assistentin im Seidenzentrum. Sie ist bereit uns zu empfangen. Ein Lichtblick.

Nach zwei Stunden Autofahrt, wieder durch eine Art meteorologische Erbensuppe, treffen wir im Seidenzen-

trum von Khon Kaen ein. Die Assistentin, die uns empfängt, kennt Prof. Sivilai Sirimunkararat persönlich. Sie hat bei ihr studiert. Frau Sivilai sei seit längerem im Ruhestand, berichtet sie. Aber auch hier seien alle Populationen von *Samia ricini* ausgestorben. Oh jeh! Damit habe ich nicht gerechnet. Ich beginne darüber zu sinnieren, dass ich vielleicht ungerecht war zu Augustin, weil ich ihm zwischen den Zeilen Vernachlässigung der Zuchten vorgeworfen hatte, obschon sogar hier, in Thailand, wo die Zuchtbedingungen um vieles besser sind, eine Epidemie die Tiere dahingerafft hat. Leider ist dies nichts Einmaliges in der Welt der Insektenzucht. Zusammenbrüche von Populationen gezüchteter Insekten kennt man.

Der grösste derartige Vorfall war das grosse Sterben des Maulbeer-Seidenspinners, *Bombyx mori*, in Europa um 1860. Mit dem Verlust sämtlicher Populationen ging die damals blühende Seidenindustrie Europas auf einen Schlag unwiederbringlich zu Ende. Zehntausende Menschen verloren über Nacht ihren Job, als Züchter, Spinner, Bandwebler, Händler usw. Als Louis Pasteur einige Jahre später die Ursache für die Epidemie fand, ein Bakterium, das via Eier auf die nächste Generationen übertragen wird, und, obschon man danach gelernt hatte, Eier zu hygienisieren, war es bereits zu spät. Erst vor zehn Jahren haben ein Dutzend

Schweizer Bauern wieder damit begonnen helvetische Seide zu züchten, allerdings mit riesigen Probleme wegen Verwehungen von Insektiziden von Obstplantagen auf die Futterpflanzen von *Bombyx mori*.

Offensichtlich gab es letztes Jahr ein globales, epidemisches Infektionsgeschehen von *Samia ricini*. Nun wird immer unklarer, ob ich überhaupt noch lebendige Tiere finden kann. Tanat fährt unbeirrt fort, weiter zu recherchieren und zwar über Whatsapp, Line und andere Kanäle. Schliesslich findet er einen Freund aus Studienzeiten, der Kontakt hat zur Zuchtleiterin des Eri Seidencenters in Kamphaeng Saen. Ich atme auf, als Tanat berichtet, dass die allerletzten *Samia ricinis* in diesem Labor gerade eben ausgeschlüpft seien. Aber nach Kampaeng Saen sind es von hier aus sieben Stunden Autofahrt, das schaffen wir heute nicht mehr. Wir müssen unterwegs, etwa zwei Autostunden vor Kampaeng Saen, in Lopburi übernachten. Ich sage meinen beiden Freunden, sie sollen für uns ein hübsches Hotel suchen, das nicht mehr kostet als 1000 Baht pro Zimmer, das sind 30 Franken. Es ist schon Nacht als wir im Hiro Hiso Hotel einchecken. Wie sich später herausstellt, handelt es sich um ein modernes Liebes- und Stundenhotel, wohl für Soldaten der zahlreichen Armeebasen und ihre Angehörigen. Es hat sogar würfelförmige,

fensterlose Verrichtungsboxen mit versteckten Autoparkplätzen. Aber alles ist amüsan, kitschig und pieksauber, mit einer ganzseitigen Kondomauswahl in der Zimmermenükarte und einem Frühstücksaal im obersten Stock des Gebäudes, dessen weites und hohes Kuppelgewölbe wie die sixtinische Kapelle mit Fresken bemalt ist, aber statt mit Abbildern von christlichem Personal mit einer Auswahl griechischer Götter des Olympos: Zeus, Hermes, Poseidon, Ares, sogar Europa auf dem Stier. Allerdings fehlen eindeutig Aphrodite und Eros.

Auf dem Universitätsgelände von Kampaeng Saen erwartet uns Frau Wisaran, die Stationsleiterin. Sie freut sich über die beiden Bücher, die ich ihr überreiche, über die Samiazucht in Afrika, die 2017 von hier aus gestartet ist. Frau Wisaran schenkt mir drei frisch gepaarte Falter und sechs Kokons, drei weibliche und drei männliche. Die Zuchträume sind sonst völlig leer. Nur etwa zwei Dutzend Falter der neusten Generation sind zu sehen. Es sind die allerletzten Exemplare von *Samia ricini*, die in Thailand die Pandemie überlebt haben.

Danach beginnt die Rückfahrt nach Bangkok. Dort gemeinsames Essen, Goodbye und eine Dankesrede. Ohne Tanat und Saksit und ohne all die anderen Bekannten und Freunde meiner früheren Reisen, wäre das niemals gelungen. Für den Rückflug habe ich die drei Schmetterlingspaare erst am Morgen in meinem Gepäck verstaut. Fünfzig Eier haben sie schon während der Nacht im Hotelzimmer gelegt. Diese gebe ich in ein Papiertütchen und steckte es in meine Umhängetasche. Die Falter kommen in einer geräumigen Kartonschachtel in den Koffer, die Kokons, in einen Papiersack, in meinen Rucksack. Was immer am Zoll nun passiert, was immer finstere Mächte beschlagnahmen wollen: Eines der drei *Samia*-Pakete werden sie auch mit noch so künstlicher Intelligenz und noch so schweineteuren Hightechscannern nicht finden.

Fahrt zum Flughafen Suvarnabhumi. Bangkok ist eine verrückte Stadt, Wolkenkratzer neben Slums auf Stelzen an den Rändern der Klongs mit Plumpsklo in den Fluss, Wellblech und Glasfasergespinnst, Spitäler, doppelstöckige Autobahnen, goldglitzernde Wats und kahlgeschorene Barfussmönche in safranfarbigen Tüchern.

Beim Checkin zum Rückflug in die Schweiz wird erstmals meine Powerbank kontrolliert, ob sie nicht mehr als 100 Watt hat. Man schaut aber nur drauf, was aufgedruckt ist. Dann Passkontrolle. Die Fingerabdrücke, die man bei der Einreise registriert hat, werden nochmals gecheckt, ob man nicht allenfalls seine Finger gewechselt hat in einem Spital. Man muss also die Finger nochmals auf eine Glascheibe legen. Das Glas ist fettig verschmiert von tausenden von Passagierfingern. Ich verlange von der uniformierten Frau hinter dem Passschalter, dass sie das Glas desinfiziert. Es sei total verdreckt. «Wie wollen sie damit eine Pandemie verhindern?» frage ich laut und deutlich, sodass man es auch im hinteren Bereich der Warteschlange gut hören kann. Die Zollpolizistin ist ratlos. Sie gehorcht aber, weil ich standhaft bleibe und mich weigere auf diese verdreckte Hightech-Scan-Klobrille meine Finger zu setzen. Sie erhebt sich zaghaft von ihrem Stühlchen, verlässt den Schalter und sucht verzweifelt nach ei-

nem Papiertaschentuch, findet aber keines. Erst bei einem benachbarten Passschalter rückt eine andere Uniformierte schliesslich widerspenstisch ein Taschentuch heraus. Ich putze das völlig verschmierte Fingerabdruckglas. Dann lege ich meine Finger auf und wiederhole: «Ist das ihre geniale Technik, um die Verbreitung von Viren zu bekämpfen?» Schweigen im Glashäuschen. Ich lasse das Papiertüchlein neben dem Fingerabdruckscanner liegen. Sie gibt mir den Pass zurück. Ich gehe. «Halt», ruft sie panisch, «Nehmen sie das Papiertuch da weg!»

«Ach ja?» frage ich zurück, «Warum denn? Sollen meine Mitpassagiere, die hier sinnloserweise wegen dem Fingerabdruckblödsinn warten, nicht auch das Glas reinigen dürfen?»

«Nehmen sie es weg!» flüstert die Frau vor Angst zitternd.

Ich tue ihr den Gefallen, sonst kriegt sie noch einen hysterischen Durchfall.

Das ist also die völlig blödsinnige, praktische Intelligenz des 21. Jahrhundert. Aber klar ist damit: Kontrollen werden längst nicht mehr gemacht wegen den Kontrollen, sondern einzig und allein deshalb, weil es wieder ein neues, geiles Gerät gibt, für das man Millionen ausgeben, verschmiergeldern, amortisieren und hunderte Polizisten einstellen kann, treues, sklavisches Wahlsubstrat für die Mächtigen. Ich vergebe ihnen. Teilweise.

Mein Flug geht über Wien. In Wien haben sie jetzt sogar einen neue, obergeilen Kokaindetektor angeschafft. Wird wohl Millionen an Schmiergeldern gekostet haben. Den verwenden sie nun bei jedem einzelnen Passagier. Stell dir vor, unsere KI wird gefüttert mit dieser Art von menschlicher Intelligenz. Dann gute Nacht! Aber wenigsten lassen sie bei ihrem technoziden Schmierentheater meine Tiere in Ruhe. Ich vergebe ihnen. Ein wenig.

Bei der Ankunft in Zürich ist niemand am Zoll. Europa ist in Kältestarre. Ein Wintereinbruch ist angesagt in den Bergen. Ganz ungewöhnlich. Im Wohnwagen muss ich meinen kleinen Elektroofen installieren, nicht wegen mir, sondern wegen meinen Schmetterlingen, die weiter Eier gelegt haben, sogar während dem Flug, im Koffer, insgesamt sind es nun fast 300. Nun werde ich mich also einen Monat lang erneut als Seidenraupenzüchter betätigen müssen. Ausserdem habe ich in Bangkok zwei Paare des schönsten Hirschkäfers der Welt gekauft, die ich nun in meinem Wäldchen züchten will. Vor Jahren habe ich das schon gemacht. Der australische Prachthirschkäfer, *Phalacrognathus muelleri*, ist ein Juwel, funkelnd wie ein Edelstein. Sowas Esoterisch- Extraterrestrisches kann sich nur die Natur ausdenken. Ausserdem ist der Käfer ein Beispiel dafür, wie die private, globale Gemeinschaften von Natur- und Käferfreunden vom Aussterben be-

drohte Insektenarten retten. Der Christmas Beetle, wie *Phalacrognatus muelleri* umgangssprachlich heisst, stammt aus einem kleinen Waldstück im australischen Queensland. Er wurde 1850 entdeckt und war so selten, dass auch mickrigste Exemplare als Präparate über 1000 Dollars gekostet haben, bis Käferfreunde heraus fanden, dass die Käfer relativ einfach zu züchten sind, nämlich auf weissfaulem Holz, also Holz, das von Pilzen vorverdaut oder verrottet ist. Statt also Zucht und Haustierhaltung zu verbieten, sollte man besser die Infos zur käfergerechten Haltung popularisieren.

Ein weiteres Beispiel für den Blödsinn von Schutzstatus-Verhängungen betrifft *Dynastes satanas*, einen eindrucklichen Riesenkäfer Südamerikas. Sein Fang, Handel und seine Haltung sind international durch CITES strengstens verboten, während gleichzeitig die Zerstörung des Habitates des Käfers in Bolivien ungestört weiter fortschreitet. So gesehen ist für diese Tierart der Schutzstatus quasi das Todesurteil. Dasselbe gilt auch für den europaweit geschützten Juchtenkäfer, *Osmoderma eremita*, und den Hirschkäfer, *Lucanus cervus cervus*. Auch diese beiden Insekten sind einfach zu züchten und man kann die beiden Arten leicht retten, wenn man sie nicht bürokratisch zu Tode schützt. Wie das geht, könnte man von Käferfreunden lernen. Aber diplomierte Naturtheoretiker sitzen lieber in ih-

ren klimatisierten Umweltbüros und erlassen Verbote, so dass unsere Kinder den grössten Käfer Europas, den Hirschkäfer, nur noch auf Youtubevideos begaffen dürfen. Eine didaktische Katastrophe, wie auch die stets blödsinniger werdenden und komplett kontraproduktiven Haustierverbote. Mein Freund Benjamin Harink, der grosse, europäische Käferexperte, hat dazu einmal treffend gesagt: «Jede Kaulquappe, die in einem Kinderzimmer stirbt, hat für den Umweltschutz mehr getan als Millionen von Kaulquappen, die in abgeriegelten Teichen verenden, die kein Mensch betreten darf.» Auch ihnen vergebe ich. Ein bisschen. Man soll mit dem Vergeben nicht übertreiben, finde ich. Sonst werden die Idioten noch übermütig.

Von hier aus ist nun ein Übergang möglich vom buddhistisch angehauchten Benediktinermönch Anselm Grün, zum kämpferischen, jüdischen Psychologen Arno Gruen, dessen Mitfühlen mit dem Menschen mir ebenfalls gefällt. Er schrieb 2014 über «die zerstörerische Dynamik des Gehorsams» eine schon fast hellseherische Analyse der Coronazeit. Darin lautet die Haupthese so: «Gehorsam meint, dass man das eigene Selbst nicht wirklich entwickeln kann“, und «dass man keine wirkliche Verantwortung für sich selbst entwickelt.“

Anselm Grün und Arno Gruen: Diese beiden Grünen sind mir sympathisch.

Heilige Socken

Studers Apokalypse – Retroinseln

Im Jahre des Herrn 2078

Es gab einen punktuellen Moment, einen eindeutigen Schalter, Umkipper und Auslöser, für den Entscheid von Studer, seinen Lebensabend auf einer Insel zu verbringen. Im Grunde genommen leben wir ja alle auf Inseln. Aber die Grösse der Inseln ist das Entscheidende und die Entfernung von anderen Inseln, also die Abgeschlossenheit und Hermetik. Mit anderen Worten: Altersinseln wurden vor allem deshalb populär, weil die Zahl der Bewohner auf ihnen überblickbar und deren Kultur sozusagen, festgeschraubt, gestoppt und jede Weiterentwicklung für immer und irreversibel angehalten werden konnte, was die Bewohner unheimlich beruhigte. Vor allem unheimlich.

Der Entscheid Studers, auf eine Insel zu gehen und die Erkenntnis, dass er dafür wirklich reif war, kam ihm im Jahre 2078 in Folge der Einführung der neuen Namensgebungsrechte. Das jährliche Ändern des Geschlechts, zu welch absurden neuen Geschlechtern auch immer, hatte Studer noch tapfer ertragen. Ihn erinnerten Diskussion über mehr als zwei Geschlechter an Astrophysik, in welcher man sich bis heute streitet darüber, wieviele Dimensionen es noch gibt, neben den langweiligen vier, in de-

nen wir angeblich dahin dämmern: 1. Ort, Punkt. 2. Weg, Linie zwischen zwei Punkten, 3. Raum und 4. Zeit. Nun gibt es aber bereits 27 Dimensionen, von denen niemand sich allerdings bündig vorstellen kann, was sie bedeuten. Es muss genügen, dass es sie theoretisch geben könnte, in der gerade vorherrschenden Form von metaphysischer Mathematik.

So ähnlich war es auch mit Geschlechtern. Es kann einem normalen Bünzli egal sein, dachte Studer, wieviele theoretische Geschlechter es geben könnte gemäss Theorien von Spinnern. Im Wesentlichen genügt es, von den beiden biologischen Geschlechtern auszugehen, wenn man mit ihnen über die Struktur der Welt und zur Einordnung eigener Erfahrungen in die muffigen Schubladen des klein-karierten Bewusstseins, eine gewisse Klarheit gewinnen will. Seien wir ehrlich: Auch zwei Geschlechter sind manchen schon viel zu viel. Man stelle sich den ewigen Frieden vor, gäbe es nur ein Geschlecht, und Nachkommenschaft nur durch Knotenspriessung und Abschnürung von Zellen an einem Fuss, oder Finger, wie bei den Hefen. Gott wäre das schön!

Dann kam die freie Namenswahl. Diese war ja bis dahin kulturell eingeschränkt. Gewisse Namen waren verbo-

ten, weil es das Einwohneramt, oder wer immer das bestimmen konnte, nicht erlaubte. Man hatte zum Beispiel in den 80-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Zürich einem Paar verboten ihr Kind Radio24 zu taufen, weil sie Fans dieses Piratensenders waren, der von 1978 bis 1984 aus Italien in die Schweiz, nach Zürich gesendet hatte. Auch „Aschenputtel“ war nicht erlaubt als Vorname, Rumpelstilz ebenfalls nicht, auch nicht Haribo, Lassie, Migros oder Unfall. Ja, jemand wollte sein Kind mit dem Vornamen Unfall taufen. Es ist ein Unfall, sagten die Eltern vergeblich. Warum darf es nicht so heissen? Ein weites Feld für diejenigen, die sich auf jeden Blödsinn einlassen müssen.

Irgendwann waren solche Diskussionen allen zu viel und man sagte: Dann macht halt, um Gottes Willen, was ihr wollt. Jeder soll sein Kind taufen, so wie er will. Das Kind kann ja nachher selber, wenn es sechzehn Jahre alt ist, seinen Namen ändern, wie es will, neben seinem Geschlecht, versteht sich. Im Prinzip darf der Mensch ja ab sechzehn selber bestimmen, wer er ist. Die Suche nach sich selbst, diese lebenslangwierige Odysee durch Zeiten und Schicksalbegegnungen, ist ein für alle mal für überflüssig erklärt und abgeschafft. Selbsterkenntnis wird ersetzt durch Selbstbestimmung und dann im Endeffekt

durch Selbsterschaffung. Ziel erreicht. Den Dümmden unter den Verirrten, die bei diesem Blödsinn mitmachen, wird, wie immer, heftigst von allen Seiten applaudiert, am lautesten von den Frechsten unter denen, die von den Dümmden profitieren, wobei man kaum unterscheiden kann, wer wer ist.

Das neue Namens-Selbstbestimmungsrecht, zuerst der Eltern und dann der erwachsen gewordenen Kinder, führte dazu, dass eine völlig neuartige Kategorie von Vornamen in Geburstregistern auftauchten. Unfug H. Müller, ein Mädchen übrigens, Schwartenmagen Gubler, eine Eherbietung an die Kasperlikassetten von Jörg Schneider, Knickfuss, Quicksoup, Gopfertami Huggetobler, man könnte die Reihe unendlich weiterführen.

Bei Studer machte es definitiv Klick! als er nach seinem 65. Geburtstag im Amt für Altersfrage vorstellig wurde, um sich über Möglichkeiten zu informieren, was er mit seinem Restleben anstellen könnte. Da sass doch im Büro tatsächlich eine rothaarige, schwarzhäutige Dame mit dem Namensschild Herr Batman J. Selbinger-Lohn-Meier-Krisnaluna-Guppa. Das muss man so verstehen, dass zu dieser Zeit fünf Nachnamen erlaubt waren. Einen der Eispenderin, einer der Mutter, der das Ei eingepflanzt wurde, einen

des Vaters, der den Samen gespendet hatte und zwei der Eltern. Von da an dämmerte es Studer, dass dies nicht mehr seine Welt sein würde und dass es vermutlich für ihn zielführender wäre, sich zu versorgen, solange er noch konnte, ja, sich selber abzuliefern, wie man sich auch selber in eine psychiatrische Klinik einweisen kann, in einen Campingplatz, einen Bunker, oder irgend eine andere Form der bezahlten Sedierung und Abschottung, nach Dubai, New York, in irgendeinen anderen urbanen Zoo, oder für die Knallharten in eine Blockhütte in Alaska, wo die Bären anklopfen, wenn sie Hunger haben, oder man kann sich auf irgendeinen Mond schiessen lassen, was immer beliebter wird, wenn man sich jeden Blödsinn leisten kann. Aber Studer war keiner der extravagantes Zeugs liebte. Er wollte es einigermaßen unaufgeregt und bequem haben. Also entschied er sich für das, was damals für auserwählte Bünzlis Standard war, für eine Retroinsel.

Retroinseln sind meist kleinere Eilande, die von Firmen gekauft und betrieben werden und die darauf spezielle Resorts erbauen, die sogenannten Zeitinseln. Das Leben auf diesen Inseln ist bis aufs letzte Detail zurückdatiert auf ein bestimmtes Jahr. Die ältesten Inseln, sagen wir 1800 oder noch früher, sind deshalb ohne Strom, ohne Autos . Ab 1900 kamen erste Autos und sogar Radio auf.

Aber Studer interessierte sich explizit für die Insel 1961. Es war eigentlich schon Standard geworden, dass alte, in der Gegenwart desorientierte und verwirrte Leute, ihr Geburtsjahr als Altersinsel wählen. Man sagt ja auch, dass ein Mensch sich nur geborgen fühlen kann in den Umständen seines Geburtsjahres. Alles andere versteht er sowieso nie, weil jeder, von seiner Geburt an, in Bezug auf die Zukunft immer aus der Vergangenheit stammt. Und das ist absolut wahr.

Genau genommen versteht der Mensch aber nicht nur das nicht, was nach seiner Geburt geschieht, sondern auch das nicht, was vorher war und erst recht nicht, ob es dazwischen so etwas wie eine Gegenwart gibt, denn das angebliche Jetzt ist ja schon Vergangenheit in einer Millionstel-sekunde und zugleich ist das angebliche Jetzt aber doch auch schon die Zukunft von gerade vorher, also ist Zukunft immer schon Vergangenheit und alles Zeitliche fällt damit in sich selber zusammen zu einem kosmischen Hafermus von Vorher und Nachher, das wir mit unseren Schweizer Uhren auslöffeln. Etwa so. Dachte Studer.

camping

Niederlage

Sonntag 13. 8. 2023,
Campingplatz Waldau, Landquart

Ich warte noch immer auf den Schlupf der ersten Raupen des Seidenspinners *Samia ricini*, deren Eier am 4. August in Bangkok gelegt wurden von drei Paaren aus Kam-paeng Saen. Spätestens nach zehn Tagen sollten diese Raupen schlüpfen. Heute früh wandere ich mit einer Baum-schere in der Hand nach Landquart, um ein paar Äste von *Prunus laurocerasus* zu suchen, die ich auch finde, dazu auch *Ligustrum vulgare*, die es hier in grosser Menge gibt. Beides sind beliebte und dutzende Male erprobte Futter-flanzen für Raupen von *Samia ricini*. Nun habe ich die Ei-er vom 4. August in eine zweite Box gegeben, auch die sechs Kokons in ein kleines Aerarium gelegt und beides in ein grösseres Aerarium, alles also solchermassen doppelt geschützt auf den Tisch im Wäldchen neben dem Wohn-wagen, an die frische Luft gestellt. Zum Schutz gegen Re-gen und Sturm, der für heute angesagt ist, muss ich mir noch ein Dach überlegen. Die Temperaturen sollen jetzt markant steigen, 31 Grad am Mittag, 18 Grad Minimum in der Nacht. Spätestens morgen muss der Schlupf der ersten Charge stattfinden. Sonst habe ich ein Problem, weil sich

die Zucht dann so lange hinaus zögert, dass ich erst am 15. September nach Afrika fliegen kann was ziemlich spät ist. Meine Einladung für das Visum ist nämlich befristet. Sie dauert nur bis zum 15. Oktober. Sobald die ersten Raupen schlüpfen muss ich also sofort mein Flugbillet kaufen, das ich benötige, um das Visum zu beantragen. Bis Ende nächste Woche muss das klar sein.

Montag, 14. August 2023

Heute sind die ersten 40 Raupen geschlüpft. Sie haben ein wenig gefressen von den Blättern vom Liguster. Aber nicht viel. Also muss ich beobachten, ob sie dieses Futter annehmen, oder nicht. Notfalls muss ich es mit anderen Blättern versuchen. Erste winzige Kotkügelchen sehe ich, was eigentlich ein gutes Zeichen ist. Aber es kann ja alles passieren, also mache ich mir Sorgen. Das Gehege habe ich mit Schnüren am Tisch festgebunden, damit es nicht weg geblasen wird, wenn es stürmt. Morgen früh werde ich das Auto des Campingplatzes mieten und in Murg am Walensee die mir von früheren Zuchten bekannte, grosse Population von Prunus-Pflanzen aufsuchen und schauen, wieviele es hinter dem alten Arbeiterinnen-Wohnhaus der Spinnerei noch gibt. Das Wetter ist jetzt warm, gegen 30 Grad. Ich muss also vor allem darauf achten, dass Futter-

Blätter nicht austrocknen. Augustin schickt mir das Pdf einer Wasserabfüllmaschine aus China, die 165'000 Dollars kostet und 380 Volt Strom benötigt. Das scheint mir alles viel zu gross und unmöglich für einen Betrieb draussen in der afrikanischen Savanne. Ausserdem müsste es eine gewaltige Quelle sein, die soviel Wasser liefert. Ein kleiner Fluss müsste da fliessen. Sowas habe ich in Kilueka und Umgebung bisher nicht gesehen und ich kann mir nicht vorstellen, dass es eine solche Quelle auf dem Gelände des Clans von Augustin gibt. Ich schreibe zurück, wir sollten zuerst die Quelle genauer untersuchen, Menge und Qualität des Wassers. Ich schicke ihm ein Bild der ersten 40 geschlüpften Samias. Morgen werde ich sehen, ob die Frischlinge ihren Geburtstag überleben. Die ersten 24 Stunden sind die allerschwierigsten im Leben einer Raupe.

Mittwoch, 16. August 2023

Schlupf einer der zweiten Gruppe von Raupen. Ich buche den Flug nach Kinshasa, fülle alle Formulare aus, bezahle die Visumsgebühr und beantrage, mit Einladung von Augustin und einem Passfoto von mir das Visum per eingeschrieben Brief an die Botschaft der Demokratischen Republik Kongo in Bern.

Donnerstag, 17.8.2023

In der Nacht rumpelt ein Gewitter über den Kiefernwald von Landquart. Es ist kühl. Am Morgen sehe ich, dass auch Raupen der dritten Eiablage geschlüpft sind. Ich reinige die Gefässe der beiden anderen Gruppen und reiche neues Futter. Die Blätter von *Ligustrum vulgare* werden am besten angenommen. Vereinzelt fressen Räumchen auch an einem Blatt von *Prunus laurocerasus* und vom grossblättrigen Liguster am Eingang zum Waldcamping. Die ersten Raupen sollten bald in ihr zweites Raupenkleid wechseln, das L2 genannt wird. Auch die Larvenstadien anderer Insekten benennt man mit L1, L2, L3 ,L4, L5 usw. Bei manchen hemimetabolen Insektenarten, wie zum Beispiel Heuschrecken kann es bis zu zwei Dutzend Häutungen der Nymphen geben. Saturniden hingegen, wie die Seidenspinner und wie eben auch *Samia ricini*, gehören zu den holometabolen Insekten, was bedeutet dass sie eine ganze Entwicklung (holos = ganz, metabolos = Verwandlung), durchlaufen, dass sie sich also stufenweise vom Ei zur Larve zur Puppe zum Imago, dem fertigen, geschlechtfähigen Insekt über vier Phasen entwickeln. Dabei ist das Larvenstadium die einzige Wachstumsphase, und deshalb muss sich die Raupe, damit ihr steifes Chitinkleid nicht platzt, sich ab und zu häuten. Das geschieht bei *Samia ricini* in fünf Stadien also von L1 – L5. Anders

bei Heuschrecken, Grillen oder Gottesanbeterinnen. Diese schlüpfen bereits als winzige, sechsbeinige Nymphen aus dem Ei, durchlaufen ihre Wachstumsphase also als kleine Heuschrecken- Grillen und Gottesanbeterinnen-Kinder bis zur letzten Häutung des fertigen Insektes.

Leider erkennt man bei der L-Bezeichnung nicht wieviele Stadien es insgesamt sind bis zur Verpuppung eines Tieres. Würde man schreiben L1/5 wüsste man, dass die Raupe sich im ersten von fünf Stadien befindet. Dies gilt ja auch für Texte. Bei gewissen Dokumenten kann es wichtig sein, dass Einzelseiten zum Beispiel mit 3/7 bezeichnet werden. Dann weiss man nämlich, wo man steht (3) und wieviele Seiten (7) das gesamte Dokument besitzt. Bei Büchern ist das nicht zwingend nötig, denn sie halten es ja in der Hand und merken beim Umblättern ob sie sich noch am Anfang oder schon am Ende des Buches befinden. Zu was sich Literatur aber nach all den Seiten am Schluss häutet ist

Hier ankreuzen:

- ... eine gute Frage
- ... eine dumme Frage
- ... eine interessante Frage
- ... unerheblich

... jedem klar

... weiss nicht

... anderes, nämlich

Freitag, 18. 8 23

Ein heisser Tag, ohne Regen. Ich reinige alle drei Zuchtbereiche, gebe neue Blätter. Bei den ersten zwei Chargen bleibe ich beim Liguster von meinem Wohnwagenwäldchen und der dritten Gruppe gebe ich *Prunus laurocerasus*. Es sind noch keine L2. Ich erwarte das spätestens morgen. Jetzt wo die Temperatur in der Nacht nicht mehr unter 18 Grad Celsius fällt, sollte die Entwicklung ein bisschen rascher gehen.

Samstag, 19. 8. 23

Noch immer keine Häutung zur L2. Ich beginne zu zweifeln am Futter, das ich den Raupen reiche. Es scheint dass sie Liguster mögen, aber ich bin verunsichert, weil es mit der Entwicklung nicht vorwärts geht. Normalerweise sind Raupen nach 3-4 Tagen bereits unterwegs zu L2, jetzt sind schon fünf Tage vergangen.

Sonntag, 20. 8. 2023

Um 5.30 stehe ich auf. Füttern der Raupen. Noch im-

mer keine L2! Was mach ich bloss falsch? Ich fahre mit der Bahn nach Ziegelbrücke, da holt mich Benjamin am Bahnhof ab und wir fahren zusammen das enge und langegezogene tal des Glarnerandes hinauf zu unserer Käferzucht in Linthal. Da gibt es viele hoffnungsvolle und vielversprechende Überraschungen. Die Dynastiden wachsen sehr gut und schnell auf dem Substrat, das aus Abfall der der Bio-Shiitake-Produktion stammt. Drei grosse *Megasoma elephas* sind ausgeschlüpft. Zwei Männchen, eins gegen elf Zentimeter lang, ein etwas kleineres Weibchen und eine weibliche Puppe, perfekt Voraussetzungen für das Gelingen der Weiterzucht. Das ist die grossartige Arbeit von Benjamin. Er hat bereits Substratlieferungen an den Zoo Bern und Zoo Zürich organisiert, zusammen sind das rund 10 Kubikmeter! Es ist drückend heiss und schwül und zusammen mit dem Staub im Zuchtraum ermüdend und belastend. Nach 16 Uhr bin ich zurück in Landquart.

Um 18 Uhr erreicht mich eine dringende Nachricht aus Kilueka. Sie rettet meinen Tag. Augustin schreibt, dass man in einem vergessenen Savannen-Dorf Reste der Samiapopulationen von 2017 gefunden habe. Sie sähen sehr gesund und vital aus. Er schickt zwei Fotos. Zu sehen ist darauf fast nur die ursprünglich indische Genetik, also weisse Raupen mit schwarzen Punkten. Gefüttert wurden sie mit Ri-

cinus. Die Tiere sehen supergesund aus und auf einem Bild lächelt Fanuelle und strahlt Erleichterung und Zuversicht aus. Ich bedanke mich mit überschwänglichen Worten und gratuliere für diesen Erfolg, der nur zustande kam, weil man Knowhow und Zuchtansätze gratis verteilt hat an andere Interessierte. Die Sache der Cheniculture scheint in Afrika auf fruchtbaren Boden zu fallen und bereits zu einem Selbstläufer geworden zu sein. Ich werde meine Aufzucht trotzdem fortsetzen. Gegebenenfalls kann eine Blutauffrischung nicht schaden. Ausserdem geht es nun auch ein bisschen um die Rettung meines Rufes als „Berater“. Ich kann ja nicht immer nur von den Fehlern der anderen plappern. Ich muss auch zeigen, dass ich selber beherrsche, was ich an anderen kritisiere. Aber morgen muss es jetzt definitiv losgehen mit der zweiten Larvenphase sonst laufe ich in gröbere Probleme mit meinem Kompetenzprofil.

21.8.2023

Besuch im Betreibungsamt Quarten. Man kennt mich. Frau Ö. ist nicht da, mit der ich abgemacht habe. Sie ist seit Monaten krank. Ihre Stellvertreterin, Frau Z. erwartet mich. Alle sind sehr freundlich, respektvoll, angenehm. Es geht - wie ich vermutet hatte – um die Betreuung, die

vom Zürcher Stadtrichteramt eingegangen ist, wegen meiner Busse wegen Nichttragens der Maske, die ich nicht bezahlen, sondern als Ersatzfreiheitsstrafe im Gefängnis absitzen will. Ich muss also Rechtsvorschlag erheben mit dem Hinweis, dass ich ja bereits mitgeteilt hätte, dass ich nicht bezahlen werde, sondern dass ich stattdessen die Ersatzfreiheitsstrafe antreten wolle, im Sinne von Abenteuerferien, weil ich gerne mal sähe wie ein viertägiger Aufenthalt in einem Knast meiner Heimatstadt Zürich sich anfühlt, erst recht bei einer völlig illegalen Verurteilung zu einer Busse, die nirgends im Gesetz aufgeführt ist, was früher Voraussetzung für eine Verurteilung im Rechtsstaat Schweiz war. Sie können sich vorstellen, dass ein solcher Brief von mir etwas länger dauert. Ich weiss auch nicht, ob die Justizverdreher im Stadtrichteramt soviel Lesekompetenz besitzen, aber ich will ihnen keine Gelegenheit ersparen, etwas dazu zu lernen. Wobei ich rein gar nichts erwarte. Es ist für mich eine Art Gymnastik, eine geistig-sportliche Fitness-Betätigung, schöne, treffsichere Briefe zu formulieren ohne gekünstelte Intelligenz. Ich habe den Verdacht, dass Ämter heute bereits grossflächig auf AI-Beantwortung von Anfragen setzen. Ich habe gestern ein erschreckendes Beispiel aus diesem Themenbereich gelesen, bei Infosperber, einem unabhängigen, leserfinanzierten Online Medienportal, wo berichtet wurde, dass zwei Basler Ärz-

te höchst gescheite und stringente Fragen zu den Covid 19 Impfstoffen an das Paul-Ehrlich Institut gestellt haben, aber nur völlig absurde Antworten erhalten haben, die nichts, aber auch gar nichts mit den Fragen zu tun hatten. So blöd kann ein einzelner Mensch gar nicht sein. Da muss Künstliche Intelligenz am Werk sein.

Nach dem Rechtsvorschlag, den man im Amtshaus Quarten kommentarlos entgegen nimmt, fahre ich zu meiner Schwester nach Stäfa, bei prächtigstem Wetter mit dem Schiff von Wädenswil über den See. Jedes Mal ist es ein erhebendes Gefühl, ja, eine prickelnde Stimmung von Freiheit, ein Ufer hinter sich zu lassen und ohne Anstrengung zum neuen Ufer auf die andere Seite hinübergesetzt zu werden.

Dann ein höchst angenehmer Abend mit Freunden, beschämend gut bekocht und bedient von meiner Schwester Ursula. Und ich Trottel habe dieses Mal sogar vergessen, ihr ein Geschenk zu bringen. Unverzeihlich. Ich gestehe. Es ist interessant zu beobachten wie zwischen meiner Schwester Ursula und mir jetzt im Alter eine Geschwisterliebe erwacht ist, die ich so vorher nicht kannte. In unserer Familie gab es einen unterschweligen Konkurrenzkampf unter den Geschwistern. Ich wurde als einziger

Sohn bevorzugt und war auch zu unreif, blind und eigensinnig, um es damals zu sehen. Aber item. Meinen Eltern mache ich keine Vorwürfe. Ihre Art von Vernunft würde dem narzisstischen, wohlstandverwahrlosten Mittelstand heute sehr gut tun. Ja, ich weiss, es sind nicht alle so, aber es wirkt so, wenn man sieht wie sich Schweizerinnen und Schweizer heute für die freiheitlichen Grundregeln des Zusammensein einsetzen: Gar nicht. Jeder schaut nur für sich: Die anderen existieren nicht. So hat der Narzissmus der Bürger zum Narzissmus des Staates geführt, oder umgekehrt, oder beides zusammen. Jedenfalls steht heute ein narzisstischer Staat mit unfähigem, stümperhaftem, selbstverliebtem Personal einer ebensolchen Bürgerschaft gegenüber. Beiden ist es schweinefleisch, weil der Staat meint, er hätte die Bürger nicht nötig und umgekehrt.

22. 8. 2024

Am Morgen um zehn Uhr: Rückfahrt von Stäfa nach Landquart. In der Nähe des Schiffstegs, wo die Fähre anlegt, die von Stäfa nach Wädenswil über den Zürichsee shuttle, steht ein Paar, eine weisshäutige Frau, adrett, altmodisch, in langem Rock, klein, etwas schüchtern. Neben ihr steht ein schwarzhäutiger Mann, unauffällig, ruhig in

gebügeltem Strassenanzug mit Krawatte und wie bestellt und nicht abgeholt. In den Händen halten beide dünne Heftehen, die sie vermutlich passiv an Passanten verteilen wollen. Alle Leute machen aber einen weitem Bogen um die beiden herum obwohl sie keinen der Vorbeigehenden ansprechen. Sie warten nur, wie lebendige Skulpturen, im Sonnenschein.

Ich sehe, dass das Schiff noch nicht ankommt. Also drehe ich mich um, gehe zu den beiden zurück. Ich hatte schon von weitem gesehen, vor allem wegen der Kleidung und dem wächsernen Gesichtsausdruck, dass es Leute von den Zeugen Jehovas sind, einem Missionswerk, andere sagen Sekte, andere sagen Freikirche, jedenfalls Hardcore-Bibel- und Jesus-Fanatiker. Ich frage die beiden, ob sie von den Zeugen Jehovas seien. Sie nicken etwas schüchtern. Ob ich eines der Hefte haben könnte, frage ich. Die Frau hat ihre beiden Präsentier-Musterhefte sorgfältig in Plastikfolie eingepackt, wahrscheinlich, damit sie nicht schmutzig, oder nicht nass werden, obschon hier nicht die geringste Gefahr besteht. Sie reicht mir je ein Heft aus einer Papiertragtasche, die am Boden steht. Ich bedanke mich. Bei Weggehen weist mich der Mann auf die letzte Seite hin mit den Kontaktinformationen. Ich setze mich auf eine Bank, die um einen ausladenden Rosskastanien-

baum herum gebaut wurde, dicht am blubbernden Wasser des Zürichsees und grad beim Stäfer Schiffsteg, wo schon viele jungen Leute, auch einige mit Farrädern auf die Überfahrt warten.

Das erste Heft (16 Seiten) heisst «Erwachtet! Stress - Was hilft?» Auflage: 93 354 000, fast 100 Mio weltweit in 221 Sprachen. Basis in Pennsylvania. Fazit: In der Bibel steht wie es geht:

« Die Lebensweisheiten aus der Bibel können uns viel unnötigen Stress ersparen. Natürlich sind wir nicht in der Lage, Stress ganz auszuschalten. Aber unser Schöpfer kann das. Und er hat bereits jemanden für diese Aufgabe bestimmt: Jesus Christus. Schon als Mensch hat er Erstaunliches bewirkt, aber bald wird er auf der ganzen Erde grosse Veränderungen einleiten. Jesus wird wieder Krankheiten heilen, Jesus wird alle mit Wohnraum und Nahrung versorgen. Jesus wird weltweit Frieden und Sicherheit schaffen. Jesus wird Ungerechtigkeit beseitigen.»

Und zum Schluss: «Jesus wird Leid und Tod ein Ende machen.»

Gefolgt von einem Zitat aus der Offenbarung des Johannes, 21.4:

«Den Tod wird es nicht mehr geben. Auch wird es weder Trauer noch Aufschrei noch Schmerz geben»

Natürlich wird es Tod und Schmerz und Leid und Trauer immer geben. Aber dazu braucht es nicht den grossen Papi. Das infantile Gewimmer und Geduckse zeigt ganz deutlich, warum Marx sagte, Religion sei Opium für das Volk. Man gewöhnt die Naiven auf diese Weise an sklavische Geduld, Selbstverleugung, Folgsamkeit, Gehorsam. Man gehorcht und gehört dem grossen Papa und Jesus, statt sich selber. Genau so sehen die beiden netten und anständigen Menschen aus, denen jeder, auch ich, nur alles Gute wünscht, die diese Heils-Blättchen an die Leute bringen sollen, sediert, wie unter Psychopharmaka, ausgeknipst in frömmlicher, unexstatischer Besoffenheit. Aber ich will damit nicht sagen, dass es schlechte Menschen sind oder so. Nein. Sie tun mir nur irgendwie leid, dass sie derart benutzt werden und ihre eigene, einzigartige Heiligkeit solchermassen beschmutzt wird.

Am liebsten würde ich ihnen zurufen: „Schmeisst eure Heftlein weg! Ihr seid selber Gott und Jesus. Verhaltet euch so, wie ihr seid, das reicht. Habt Mut und kuscht nicht als Kerzenhalter für irgendwelche selbsterleuchteten Schwätzer. Stellt euer Licht nicht unter den Scheffel. Ich glaub so heisst es in der Bibel, nicht wahr? Ja, Jesus hat es selber gesagt, in der Bergpredigt:

Was meint er denn mit dem Licht? Die meisten kirchlichen und sektiererischen Dogmatiker und auch Wikipedia sagen dazu logischerweise, man solle seinen „wahren“ und „richtigen“ religiös sanktionierten Glauben laut und deutlich bezeugen und verkünden. Das Licht sei der „rechte“ Glaube, nämlich der an Jesus und ans Christetum usw. Aber darum geht es doch gar nicht. Jeder darf glauben, was er selber für notwendig hält. Es gibt aus dem Glauben kein Recht und keinen Anspruch auf Richtigkeit. Gemessen wird das Licht des Menschen an dem, was er tut. Es stellt euch niemand am Schluss des Lebens ein Zeugnis aus oder einen Passierschein zum Paradies. Das Zeugnis der Heiligkeit jedes Menschen ist sein eigenes Leben, von dem so vieles, vielleicht das Allermeiste, im Verborgenen, sein Geheimnis bleibt, das ihn von innen schön macht und leuchten lässt in seinem Tun. Nicht im Glauben. Im Tun!

Traurig ist, dass dieses Gleichnis, dass man sein Licht nicht unter den Scheffel, das Gefäß um eine bestimmte Menge Getreide abzumessen, stellen soll, wo es erstickt und niemand sieht, sondern es auf den Leuchter stellen soll. Sofort wird das Licht der Heiligkeit jedes Menschen in sein Gegenteil verkehrt und frech behauptet, es sei ein Freibrief von Jesus für Missioniererei und das Verteilen von Heftchen für Bibelkurse. Nein. Euer Tun sei euer Gebet. Oder

wie Pfarrer Sieber es sagte: „Mit dä Biblä und em Schissibäseli“. Schissibeseli ist der Schweizer Dialektausdruck für Klobürste. Wobei ich Ernst scherzhaft antworten möchte, dass die Bibel in der Hand wohl beim Toiletten putzen stört. Oder, Ernst? Aber wir wissen schon, was gemeint ist.

Weiter mit dem Heft der Zeugen Jehovas:

Auf Seite 13 fällt mir auf, dass es da auch um die Kraft des Vergebens geht. Es wird ein Mann zitiert von irgend einem Health Psychology Center: «Stress schadet der Gesundheit. Vergeben schützt sie.» Die Argumente sind dieselben wie bei Anselm Grün. Man entlastet sich mit dem Vergeben von der Befangenheit in der Schuld des anderen. Ich habe hier eine etwas abweichende Sicht, eine immunologische. Wer Dir geschadet und Dir Schmerz und Unrecht zugefügt hat, muss erkannt und benannt werden, bevor man ihm vergeben kann. Was uns fehlt, ist nicht das Vergeben und Verzeihen. In unserer Bequemlichkeit interessiert uns gar nicht mer, wer und was uns Schaden zugefügt hat. Man vergibt prophylaktisch, im Voraus, a fond perdu, einfach so und gut ist und Jesus erledigt alles für uns.

Das Cover des Heftleins zeigt einen jungen Mann, der uns den Rücken zukehrt, in Bankerkluft, Jacket aber ausgezogen, baumelnd an seiner rechten Hand. Ganz alleine

ist er, barfuss an einem blütenweissen Sandstrand einer gebirgigen Südseepalmeninsel mit kristallklarem, türkisblauem Meer. Er schaut hinaus zum Horizont. Ein bisschen so, wie man an einem Sommertag an der Strassenecke einer Stadt auf den Bus wartet.

Das zweite Heft (ebenfalls 16 Seiten) ist betitelt «Glücklich für immer - ein interaktiver Bibelkurs - Einführung.» Das Cover zeigt wieder einen jungen Mann, wieder allein, in langer Hose, Freizeitjacke, Turnschuhen. Er wendet dem Leser den Rücken zu und geht voran, auf einem geschlängelten Weg, durch eine menschenleere, unverbaute Naturlandschaft. Zuerst geht es nur gradeaus. Nachher verschwindet der Weg mit einer Kurve hinter einem Hügel. Der Weg ist blütenweiss, fein säuberlich gewischt, wie ein frisch gebügeltes Tischtuch.

Der Inhalt der ebenfalls in Millionenaufgabe gedruckten Broschüre, ist einfach zusammen zu fassen. Für restlos alles weiss die Bibel die richtige Lösung. Sie verspricht uns eine glückliche Zukunft, für ewiges Leben unter idealen Bedingungen. Die Bibel weiss alles und weiss es erst noch viel besser als die Wissenschaft, hat alles, was einmal war, was ist und was kommen wird, schon längst treffend und wahrhaftig vorher gesagt, zum Beispiel, dass Babylon heute eine Ruine im Irak ist. Auch hat die Bibel den Wasser-

kreislauf erfunden usw. Der Apokalyptiker Johannes wird wieder bemüht: "Den Tod wird es nicht mehr geben. Auch wird es weder Trauer und Aufschrei noch Schmerz geben.(Lies Offenbarung 21.4) «

Und weiter: «Die Bibel verspricht ein Paradies auf der Erde, in dem wir für immer ein glückliches Leben führen können.» Was für eine billiges und durchsichtiges Marketing. Propaganda im klebrig-süssen Mantel eines Lollipos, eine Art rethorisches Fliegenpapier. Jämmerlich. Versprechen für gar nichts. Hohle Behauptungen. Leerer, weisser Zucker. Um jede ernste Frage, wie wir selber an den Problemen beteiligt sind, die wir beklagen, macht man einen grossen Bogen. Das Böse sind die anderen. Aber keine Angst: Das schafft Jesus schon. Der weiss wie das geht. Ausserdem ist ohnehin bald Schluss. Es sind ja heute, wie verkündet wird: «.. die letzten Tage (2. Timotheus 3.1)» und das schon seit über 2000 Jahren! Wenn das Letzte so lange dauert, dann muss es jetzt dann ganz sicher bald zu Ende sein. Aber wie sollen wir dann glücklich sein, für immer auf der Erde, wenn sie untergeht? Ich glaube ich bin einfach zu dumm und muss mir diesen interaktiven Bibelkurs reinziehen.

Auf der Rückfahrt im Zug nach Landquart zwischen Wädenswil höre ich eine Lautsprecher-Durchsage:

«Liebe Fahrgäste. Bei der Billetkontrolle wird heute eine Umfrage durchgeführt, um zu erheben woher sie kommen und wohin sie gehen.»

Okay sage ich zu mir, das ist schon mal eine gute Frage. Ich wüsste ja auch gerne woher ich komme und wohin ich gehe, aber so ist das wohl kaum gemeint. Oder stammt die Durchsage von den Zeugen Jehovas? Egal. Dann bereite ich mich gedanklich vor auf das Erscheinen der Billetkontrolleurin oder des Billetkontrolleurs oder von einem protrandischen Zwitter - ist ihnen übrigens aufgefallen, dass ausgerechnet das Wort «Zwitter» ein männliches Substantiv ist? Das geht doch gar nicht, oder?, egal.

Gut, denke ich. Die Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) wollen also wissen woher man kommt und wohin die Reise führt. Interessant. Das steht ja aber schon auf dem Billet. Und das Billet habe ich an einem SBB-Automaten gelöst, wo das sicher aufgezeichnet wird, woher man kommt und wohin man reist, und dazu wird erst noch meine Postfinancekarte registriert, mit meinen persönlichen Daten. Ich nehme einfach an, dass man dies alles speichert. Alles andere zu glauben ist blauäugig, ja vorsätzlich dumm. Man speichert alles, aber man sagt es nicht. Ausserdem muss ich bei der Billetkontrolle meinen Swissspass zeigen, wegen dem Halbtaxabo, das ich gelöst habe Da sind ebenfalls

alle meine persönlichen Daten direkt verlinkt mit meiner Reise. Wenn ich verhindern wollte, dass man meinen Weg elektronisch genaustens verfolgen kann, dann müsste ich das Billet mit Bargeld bezahlen und auf die Halbtaxkarte verzichten, sprich: Doppelt so viel bezahlen. Aber ich nehme also an - ist das schon eine Form von Verfolgungswahn? - dass die SBB schon ohne diese Umfrage genau weiss, wer, wann von wo nach wo reist. Offenbar aber nicht, denn nun kommt die Durchsage schon zum zweiten Mal :

«Liebe Fahrgäste. Bei der Billettkontrolle wird heute eine Umfrage durchgeführt um zu erheben woher sie kommen und wohin sie gehen.»

Dann kommt endlich der Billettkontrolleur. Ich hatte für ihn schon einen kleinen Vortrag vorbereitet über die Reise des Menschen, angelehnt an die Reise des Narren im Tarot, der nicht weiss woher er kommt und auch nicht wohin er geht, dass es aber schon gut kommt, wenn man bei sich bleibt. Aber als ich den Kontrolleur sehe, habe ich mit ihm Mitleid. Er hat mir ja nichts Böses getan.

Es ist ein vielleicht dreissigjähriger, schlanker Mann mit Migrationshintergrund, wie ich sofort bemerke, wegen seinem Balkanton im Schweizerdeutsch. Ich habe damit kein Problem. Ich habe viele Freunde mit Migrations-

hintergrund, und ausserdem, was ja das Grundthema ist, weiss ich ja auch nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Zu behaupten, Schweizer zu sein, ist lächerlich. Ich wurde einfach da in die Bergtäler geworfen. Ich bin nicht böse. Ich hätte auch in die Savanne Afrikas geworfen werden können. Aber vielleicht wäre es mir da besser gegangen. Zumindest wäre man da verschont geblieben von solchen Umfragen.

Der Kontrolleur bückt sich ein wenig herab zu meinem Billet mir der Halbtaxkarte, hält sein Handy zum Scannen drauf, wohl um es zu verfizieren. Vielleicht ist es aber auch nur Show, das weiss man heute nicht so genau. Vieles von dem blöden Getue mit Gerät ist technozider Bluff von Professionalität. In Kinshasa sass zu Coronazeiten vor jedem Laden ein Uniformierter mit einer Temperaturmess-Pistole ohne Batterien. Diejenigen die das Gerätes bedienen, wissen selber nicht, was damit genau geschieht. Sie wollen es auch nicht wissen. Sie sind ja nur die Sklaven des Geräts, das sie herumschleppen, und mit welchem sie für ein bisschen Lohn ihre Welt ins Nichts abscannen.

Der Kontrolleur richtet sich auf, schaut mich aber nicht direkt an: Mehr zu sich selber sagt er: «Aha!», macht einen triumphierenden Achselzucker: «von Wädenswil nach Landquart.» « Das steht ja auf dem Billet,» sage ich. Und fahre fort: «Wozu wollen sie dann noch eine Umfrage ma-

chen, wenn es schon auf dem Billet steht und überall gespeichert ist, weil ich das Billet doch gekauft habe an einem SBB-Automaten.»

Der Kontrolleur taumelt ein wenig, bleibt aber anständig und duckt sich leicht. Er geht einen halben Schritt zurück und schaut mich defensiv an. Es ist der Blick eines mediokren Lehrers bei der Fangfrage eines frechen Schülers. Er will sich nicht lange in Antworten und Schwierigkeiten verwickeln und bleibt ausweichend. Das macht ihn sympathisch. Er ist meiner sokratischen Fragestellungsschlinge geschickt ausgewichen.

«Es könnte ja sein,“ gibt der Kontrolleur beim Weggehen von sich, „dass sie an einem anderen Ort eingestiegen sind, oder anderswo aussteigen.» und schliesst mit der Floskel: «Es geht um die Verbesserung des Fahrplanes.» «Schön für euch», rufe ich ihm hinterher: «Also gut: Ich bin ich in Paris eingestiegen und werde kurz nach Belgrad aussteigen. Ist das gut?» Aber da ist er schon weg. Alle anderen Bahnkunden, weiter vorne im Zug, sind artig, fraglos, gehorchend, brav. Man nickt sich freundlich zu. Gibt Auskunft. Alles paletti.

Ich wollte dem Kontrolleur noch sagen, dass ich bei Umfragen einer Bahn nicht helfen werde, die gleichzeitig

ihre eigenen Fahrgäste, die mit Attest keine Maske tragen, anzeigen, verarschen, nötigen, nicht mal reagieren wenn sie die Bahnhotline 088 117 117 anrufen und ihre Kunden mit willkürlichem Bullshit überziehen.

«Schreiben sie das auf!» wollte ich dem Kontrolleur zurufen: «Es ist wichtig. Als Feedback zur Umfrage. Thema Akzeptanz. Verstehen sie?»

Aber ich bin nicht Jesus in der Höhle von Patmos, der via Johannes der Welt den Untergang androht. Also lasse ich es sein. Aber insgeheim fühle ich mich schon ein wenig feige, dass ich den Kontrolleur nicht gestellt und ihm nicht meine Meinung klipp und klar sagen konnte. Ich erwarte ja gar nicht, dass es etwas ändert. Ich will nur, dass sie es hören. Aber das ist typisch. Propaganda stopft den Schafen Ohrstöpsel aus Marshmallows rein. Mitmachen und Bejubeln ist gefragt. Alles andere ist Nazi. Wer hatte die Idee für diese Umfrage? Niemand wird es je erfahren. Aber wenn das Künstliche Intelligenz ist, dann gute Nacht. Bin schon gespannt auf die neuen Fahrpläne. Ich glaube ich bin einfach zu dumm und muss mir einen interaktiven Bibelkurs reinziehen.

Dann, in Landquart angekommen, steht Manuela am Bahnhof mit ihrem Taxi bereit. Sie ist eine sympathische

Frau, mittleren Alters, etwas freakig, aber selbstsicher, tätowiert, blond, Raucherin, manchmal etwa aufgedunsen aber schlank und sehr nett und kommunikativ. Ich glaube wir mögen uns. Sie hat eine neue Frisur, früher hatte sie lange Zöpfe im Rastastyle. Das ist heute praktisch verboten wegen illegaler, kultureller Aneignung. Nun trägt Manuela ihre Haare halblang und gestreckt. Ich spreche sie gleich darauf an. «Wow! Neue Frise!» Und dann erzähle ich von den Frauen in Kilueka, die nur kleine verzwirnte Zöpfchen ihrer eigene Haare stehen lassen, um daran lange künstliche Zöpfe festzubinden. Das dauere Stunden und sei total unpraktisch bei der Arbeit. Diese Kunstzöpfe in wilden, grellen Farbe, hängen in Zotteln bis zum Popo runter. Wenn eine Frau ohne ihre barocken Perückenzöpfe daher kommt, erkennt man sie nicht mehr. Ausserdem tauschen die Frauen die Zöpfe untereinander. Diejenigen Haare, die eine Frau letzte Woche trug, hängen nun plötzlich am Kopf einer anderen Dame. Sie werden wohl vermietet. Die Männerwelt ist entzückt und verwirrt. Ziel erreicht.

Dann fragt Manuela mich, was ich gemacht habe und das sollte man mich nicht fragen, denn dann geht es meist länger. Ich erzähle in Stichworten von Thailand, Samia ricini, Raupen zum Essen usw. Manuela stoppt, als wir

den Campingplatz erreichen, genau neben der aufgeblasenen Hüpfburg.

«Schau mal raus! « sage ich zu ihr triumphierend.

Sie guckt zur Hüpfburg, versteht aber nicht, was ich meine.

« Was steht da drauf auf der Hüpfburg? « frage ich sie. Siehst Du: « La chenille. Die Raupe!»

Jetzt grinst Manuela.

«Alles wegen mir!“ prahle ich grosskotzig theatralisch: „ Und wegen meinen Raupen aus Thailand, die ich aufziehe. Sogar die Plastikhüpfburgen machen mit».

Manuela lacht und fährt davon.

Den Raupen geht es gut, auch wenn mir scheint dass das Tempo ihrer Entwicklung ungewöhnlich zögerlich ist. Ich entscheide also, mein Zuchtsetting zu wechseln. Statt in einer Plastikbox stelle ich Zweige von Ligustrum in drei mit Wasser gefüllte 500-ml Petflaschen und setze die Blätter mit den kleinen Räumchen darauf, damit sie optimal frisches, feuchtes Blattwerk fressen können. Morgen will ich mit Platzwart Stephan reden, ob ich von dem prächtigen Ligustrum Busch am Entree des Campingplatzes, genau neben der Chenille Hüpfburg, weiterhin Äste abschneiden darf für meine Räumchen.

Es ist sommerlich. Die Panikmache mit der Klimakatastrophe zieht wie ein Fasnachtsumzug durch die Propagan-

damedien. Wir leben aber noch und Sommer gab es auch früher. Die Erinnerung ist nur ein wenig korrodiert. Die grössenwahnsinnige Solidar-Demenz ist zum politischen Programm geworden. Wobei das , zugegebenermassen, ungerecht gewettert ist gegen Demenzpatienten. Sie mögen sich manchmal an Früheres besser erinnern als an die Gegenwart. Aber wenn man heute einen Jungen fragt, wo die Sonne aufgeht, sagen sie, sie müssten zuerst ihre App fragen. Das ist nicht Demenz das ist ... Wie soll man dem sagen? Durch künstliche Intelligenz verursachte Verblödung?

Dieser Tagebucheintrag ist zu lang. Ich weiss. Sie dürfen kürzen. Das ist ihr Recht als Leser. Mir kommt gerade in den Sinn, dass die meisten Verlage aus Prinzip keine Tagebücher annehmen für Veröffentlichungen. Weshalb eigentlich? Darf man nur noch Erfundenes und Fabriziertes als Lesestoff durchgehen lassen? Oder ist es, weil die verlagseigenen KI-Roman-Schreibprogramme keine Tagebücher führen können, weil sie gar nicht leben? Egal.

Mittwoch, 23.8.2023

Endlich sind einige der Raupen im zweiten Stadium angekommen! Warum hat das so lange gedauert? Nun kann ich dazu übergehen, weitere Zweige der Ligusterpflanze in kleine PET-Flaschen einzustellen und darauf Raupen zu verteilen. Dadurch bleiben die Blätter frischer,

trocknen nicht aus und ich muss das Futter nur alle zwei bis drei Tage wechseln. Ich frage Stephan, den Platzwart, ob er mir erlauben würde, von seinem riesigen Ligustrumbusch Futter für meine Raupen abzuschneiden. „Ja klar“ sagte er, „brauchst Du eine Motor-Heckenschere?“

„Nein, Nein, ich werde mit der Handschere einzelne Äste abschneiden.“

«Ja klar, nimm was du brauchst.»

Das ist praktisch. Dieser Busch reicht für die Aufzucht bis zum Ende. Und die Nähe zur Chenille-Hüpfburg ist ein gutes Omen. Oder?

Freitag, 25.8. 23

Ich fürchte, dass meine Raupen nicht richtig fressen. Warum geht das so langsam vorwärts? Das verstehe ich nicht. Sie fressen zwar, aber nicht genug. Das sollte viel schneller gehen.

Samstag, 26.8.2023

Eine Nacht mit Sturm und viel Regen, Gewittern und Gerumpel die ganze Nacht. Dabei schüttelt es den Wohnwagen durch. Am Morgen kühl, um 20 Grad. Schock! In einem Aerarium liegen ein Dutzend der viel zu kleinen Räumchen tot am Boden. Jetzt weiss ich, dass irgend etwas

nicht stimmt. Ich Trottel hätte das Futter zuvor besser testen müssen, nicht bloss die ersten zwei Tage, wo ich dann entschieden habe auf den Liguster, eben den neben der Hüpfburg, umzusteigen. Jetzt scheinen die Raupe nicht nur in der Entwicklung zurück geblieben, sonder hauen, wenn sie noch Kraft haben, ab von den Futterpflanzen, die frisch und gesund und gut gewässert aussehen. Das ist ein schwerer Rückschlag. War meine ganze Reise nach Thailand für die Katze?

Es gibt viel zu wenig Kotpellets unter den beiden Pflanzensträusse in den PET-Flaschen. Der Regen von Kotkügelchen ist jeweils ein untrügliches Zeichen und gutes Indiz für das Wohlbefinden der Raupen. Was tun? Ich habe als kurzfristige Notmassnahme kleine Ästlein von einem anderen Ligusterbusch genommen und jeweils ein Blättchen davon auch auf die noch lebendigen Raupen am Boden aufgelegt. Diese fragilen, winzigen Wesen, vielleicht vier bis fünf Millimeter lang aufzunehmen vom Netzbo-dengitter ist fast unmöglich ohne sie zu verletzen. Ich hoffe, dass sie von selber auf die Blättchen kriechen und sich sie dann in ein paar Stunden auf den Busch mit den frisch eingestellten Pflanzen umsetzen lassen. Eine traurige Nachricht. Es sieht nicht gut aus. Ich habe zwar vom ersten Paar der Schmetterlinge nochmals etwa 100 neue Eier erhalten, aber diese schlüpfen erst im September, das reicht

nicht mehr, um sie als Kokons mitzunehmen nach Afrika.

Jetzt habe ich Stress. Muss ich mich doch noch im Internet umsehen, ob es Restpopulationen von *Samia* in Europa gibt? Da bin ich natürlich nie sicher, wieviele Generationen die Tiere schon gehalten werden und in welchem Umständen. Vielleicht sind es sogar Tiere die von denen abstammen, die ich selber erstmals 2014 in die Schweiz eingeführt habe.

27.8.2023

Eine Katastrophe naht. Immer mehr der kleinen Raupen fallen tot von den beiden Futtersträussen, die ich im Aerarium eingerichtet habe. Ausserdem nähert sich eine völlig ungewöhnliche Kältewelle. Von 30 Grad soll es nun brutal runtergehen bis 10 Grad. Es regnet des ganzen Tag, ist grau und trist. Dazu kommt, dass es mich selber getroffen hat. Ich habe wieder eine Entzündung am linken Fuss eingefangen, an exakt derselben Stelle, wo sich dies schon vor zwei Jahren ereignet hatte, als ich nach Venedig gehen wollte. Man sieht zwar von Aussen kaum etwas, nur den geschwollenen Fuss, aber es tut höllisch weh und ich kann auf dem Fuss nicht abstehen. Mir scheint, dass da vielleicht mal eine alte Wunde war und eine daraus sich meldende Wetterfühligkeit. Alte Wunden bemerken herankriechen-

de Kälte. Jedenfalls kann ich so den Wohnwagen nicht verlassen, versuche es aber dennoch, zwänge meinen Fuss unter Schmerzen in den Schuh und humple im strömenden Regen zur Toilettenanlage, fülle den Wasserkanister, 10 Liter, und rette mich zurück in meinen Campingwagen, stelle meine kleine, elektrischen Heizofen ein. Der kalte Regen hört nicht auf. So rasch hat es von eitel bunter Zuversicht gedreht in graue, hoffnungslose Trübniss und in die Frostigkeit einer brutalen Niederlage. Draussen leiden die letzten, lebenden Raupen. Der Wetterbericht droht, es solle noch Tage so bleiben und eher noch schlimmer werden.

28.8.2023

Ich verlasse den Wohnwagen nicht, habe das Essen eingestellt. Fastenzeit. Das Wetter wird stündlich kälter. Die Wasserfässer sind beide gefüllt und überlaufen. Ich reise mich zusammen und humple zum Aerarium draussen im Wäldchen. Dutzende der kleine Raupen liegen tot unter den Futtersträussen am Boden. Den grössten Strauss nehme ich nun zu mir in den Wohnwagen hinein. Draussen wird vermutlich keine Raupe überleben. Aber nun ahne ich: Drinnen wohl auch nicht. Zwei weitere Raupen fallen in den nächsten Stunden tot von den Blättern. Keine Kotpellets mehr. Das ist das Ende.

Haben die Raupen die brutale Kältewelle herankriechen gespürt? Jedenfalls eine grosse Tragödie. Alles vergeblich. Die Reise nach Thailand vergeblich. Die Aufzucht vergeblich. All die Mühe umsonst. Wie sage ich das Augustin? Dass ich nach all den Mühen und Kosten mit leeren Händen nach Kilueka reisen werde? Den ganzen Tag trinke ich nur Tee. Aber gegen Dumpfheit gibt es keine Kräuter. Wenigstens habe ich, wenn ich nur trinke keinen Stuhldrang und muss mich auch nicht zur Toilettenanlage quälen. Das werde ich so beibehalten, bis es mit dem Fuss wieder besser geht. Ich finde zum Glück noch ein paar Schmerztabletten, reibe den Fuss mit Johannisöl ein, das Katrin, meine Campingnachbarin, selber herstellt. Ursula ruft an und rät mir, den Fuss kühl zu halten. Ich merke, dass das Gespräch gut tut. Die Stimme, der Klang, darüber zu reden über den Schmerz im Fuss und wegen des Verlustes der Raupen. Die Nacht beginnt angenehm. Der Körper wird unter der Decke schön warm und kuschelig. Der kranke Fuss mit Johannisöl liegt draussen an der kalten Luft. Es ist ein Noahfeeling in der Arche bei Dauerregen.

29.8.23

Der Traum von den Kokons für Kilueka ist geplatzt. Ich bin geschlagen, vernichtet, als Stümper und grosskotziger

Schwätzer entlarvt. Zumindest von mir selber. Aber das tut ja meist mehr weh als wenn sonst jemand einem Schlötterlig nachruft. Es regnet noch immer, ist kalt, es wird kaum Tag, nur ein depressives Hirnrau und ein hüstelnder Wind. Ich bin um acht Uhr wach, setze mich an den Computer und arbeite an Texten. Da komme ich gut vorwärts und schreite flink voran. Der Zustand des Fusses scheint jetzt ein wenig besser, aber noch nicht so, dass ich damit zur Toilette humpeln könnte. Also werde ich auch heute noch fasten. Hunger habe ich sowieso nicht. Ich bin selber eine Raupe, kurz vor der Verpuppung. L66.

Heilige Socken

Studers Apokalypse

Die Insel 1960

2067 nach Christus

Studer verliess die Familie. Man hatte sich nichts zu sagen. Wahrscheinlich bemerkte es niemand, dass er nicht mehr da war. Er selber auch nicht. Er hatte sich von einer KI-rche beraten lassen, was er tun könne. Aber diese teilte ihm lediglich mit, dass sie ihm erst dann etwas Wahres sagen könne, wenn er Mitglied sei.

Und wie wird man denn Mitglied?

Wenn man macht was die KI sagt.

Ja das tönt so einfach, nicht wahr. Man muss mit seiner eigenen Wahrheit investiert sein in die der KI, dass sie einem die Wahrheit sagt. Stoff zum Nachdenken. Aber machen wir es einfach und nehmen die Abkürzung, um die Grüblerei der Looser herum, die nicht vorwärts kommen.

Viele waren mit KI-rche Millionäre geworden. Am Anfang wenigstens, wie bei Bitcoin. Oder bei der ersten Taufe zum Christentum. Kurz rein in den Tauftümpel, raus, fertig. Morgen bist du Bischof. Die Post geht ab.

Aber je mehr Mitglieder die haben bei einer neuen KI

desto schwieriger wird es, darin hochzukommen. Jeder will doch nach oben, wo die sicheren Tipps sitzen und man entscheidet, wer was wissen darf und wo man lieber etwas neblig bleibt, damit der Betrieb funktioniert.

Studer ist im Herzen ein Techniker. Aber nicht blöd. Er ist kein Homo Faber, der sich in seinem Werkzeugkasten verirrt. Sein Beruf war ihm eigentlich egal. Solange er ihm etwas Ablenkung verschaffte von seinem Unerfüllt-Sein konnte der Job helfen. Zuhause hatte man Medien, den Kühlschrank und die Tabletten. Aber er wusste, dass alles ganz anders werden wird, wenn er einmal 60 wird. Dann sagt er allem Tschüss und dann wird er richtig glücklich sein. Das wusste er. Auch ohne KI. Oder trotzdem.

Studer hatte es sich extra einen völlig unabhängigen Agenten ausgesucht für sein Gespräch. Na gut, so unabhängig ist ja niemand wirklich, aber jedenfalls nicht einer von einer KI. Diese Antworten brauchte er nicht. Es gibt nur eine KI und so. So blöd war er nicht. Studer war sogar ein bisschen stolz, dass er nicht ganz so blöd war. Oder war das bloss eine Einbildung?

Haben sie denn eine Vorstellung, in welcher Zeit sie leben möchten? Fragte der Agent.

Och, wissen sie, ich wollte mich eigentlich von ihnen beraten lassen.

Ja, ich verstehe, aber wir müssen zuerst herausfinden, wie wir vorgehen wollen.

Sagen sie etwas.

Die Situation ist die, sie unterbrechen mich bitte, wenn ich etwas unverständliches sage, oder so.

Studer nickt.

Na gut. Sie sind 65 Jahre und haben das Anrecht darauf, natürlich vorausgesetzt, dass sie die dazu benötigten finanziellen Mittel haben, das Recht darauf ihren Alterssitz zu wählen.

Geld ist vorhanden, sagt Studer.

Gut, dann werden sie also nicht in ein Heim kommen, wo der Staat sagt, wo das ist und unter welchen Bedingungen. Sie können sich alles wählen, was sie wollen. Sie sind vom Glück auserwählt. Aber das bringt eben auch die Qual der Wahl mit sich. Das ist der Nachteil gegenüber den Alten, die ins Heim geliefert oder direkt dem Paradies zugewiesen werden, oder wo es gerade Platz hat, um sie günstig zu verarbeiten. Wenn sie verstehen was ich meine.

Ich verstehe, nickt Studer.

Sie waren ja bisher Schweizer Bürger, stimmt das?

Ja, immer noch.

Sie haben sich nicht abgemeldet in eine andere Nation?

Nein. Hätte ich das tun sollen?

Nein, bleiben sie solange Schweizer bis sie wissen, zu welcher Nation sie wollen und auf welche Insel.

Insel? Sind denn die Resorts wirklich alle auf Inseln, neuerdings?

Ja, wissen sie Herr Studer. Ein Insel ist viel besser natürlich abgegrenzt gegen andere Territorien, wegen dem Meer. Deshalb hat man die Altersheime auf Inseln eingerichtet.

Ist das nicht etwas eng?

Herr Studer, Australien ist wenn sie so wollen auch eine Insel. Es ist nur eine Frage, wie wir die Welt anschauen. Wir leben alle auf Inseln. Alles ist vom Meer umgeben. Es gibt kein Festland, das nicht eine Insel ist.

Verstehe.

Wie sind sie denn über politische Dinge aufgeklärt, fragt der Agent Herr Widmer.

Nicht sonderlich. Ich weiss , dass heute Nationen wählbar sind, inklusive die Rechtslage. Dass ich also seit der Abschaffung der Rechtshoheit vor zwanzig Jahren überall auf der Welt unter meiner eigenen Rechtshoheit leben kann.

Aber das wissen sie sicher besser.

Ja, das haben sie sehr treffend bemerkt, Herr Studer. Das ist ein ganz wichtiges Gebiet, das viele nicht gebührend beachten. Sie müssen zuerst einmal bestimmen, unter welcher Rechtshoheit sie leben möchten. Früher hat man dem Verfassung oder Nation gesagt, beinhaltet aber die Justiz, also die Gesetzgebung, wobei es da Überschneidungen geben kann.

Sie müssen nicht zu sehr ins Detail gehen, Herr Widmer. Das verwirrt nur.

Im Grund genommen finde ich das Schweizer System nicht schlecht. Die Verfassung war auch einmal gut gemeint, bis dann 2020 alles zu einem verfassungswidrigen Notrecht umgebogen wurde und die Justiz instrumentalisiert und die Medien usw. Sie wissen das besser.

Ja, Herr Studer, sie sind ein richtiger Schwurbler, das merke ich. Das war damals ja ein Schimpfwort.

Danke Herr Widmer. Aber ich war nicht ein Schwurbler der ersten Stunde. Die hat man ja alle fertig gemacht und totgeschwiegen oder .. jedenfalls tot irgendwie-. Und erst als die Kriminellen tot waren, kam dann die Wahrheit ans Licht, wobei KIs mit Geschichtshygenisierung eingeschritten sind und soweit. Ich langweile sie..

Nein, Herr Studer, Ich habe Zeit, weil sie diese bezah-

len. Ich höre gerne zu. Ich bin der Letzte, der sie kritisieren wird für etwas, was sie sagen. Das müssen sie einfach wissen. Nicht dass sie meinen, dass ich ihnen zustimme. Ich höre ja nur zu, verstehen sie.

Ich verstehe.

Gut. Wie weiter?

Kaffee? Ja gerne. Und ein Glas Wasser bitte? Haben sie hier eine Toilette?

Wer hätte das damals gedacht, sagen wir um 2030 rum,? Dass wir eines Tages die Nation auswählen können wie ein paar Unterhosen in einem Textilladen, oder einen Sack Karotten beim Gemüsehändler. Wär hätte das gedacht? Ich kauf mir eine Schweizer Nationalität wie ein Butterbrot oder ich lease mir einen Pass. Und alles mit Kreditkarte. Unglaublich. Unglaublich, wie die Zeit vorwärts geht, nicht wahr, Herr Widmer?

Herr Studer, sie müssen mir nichts vormachen. Sie sind kein Zukünftler. Stimmts?

Studer kippt den Kopf hin und her.

Sonst wären sie doch nicht hier, bei mir. Seien sie ehrlich.

Warum wissen sie das.

Sie wären sonst bei einem der KI Agenten, die für sie entscheiden, wo das Paradies ist, wo sie hin wollen, wenn es zu Ende geht.

Sehr direkt.

Entschuldigen sie.

Aber sie haben Recht Herr Widmer. Wir können ehrlich sein.

Bitte

Von dem modernen Quatsch halte ich nicht viel.

Aber bequem ist es schon. Nicht wahr?

Ich hasse meine Bequemlichkeit, Herr Widmer. Das ist es. Wegen ihnen ist mir das jetzt in den Sinn gekommen. Ich hasse meine Bequemlichkeit.

Aber ungemütlich solls auch nicht sein, oder?

Ja, leider.

Wie leider?

Gemütlich ist ja okay. Aber ...

Aber ?

Ich weiss nicht, Sagen sie doch etwas. Sie sind ja der Berater?

Herr Studer, ganz im Ernst, ich glaube, dass sie eine alte Seele sind.

Das tönt irgendwie gut. Aber nun sagen sie bitte, was sie damit meinen.

Haben sie Zeit?

Ich habe Geld. Also reden sie und nehmen sie was sie brauchen.

Es ist eine ganz persönliche Story, entschuldigt sich Widmer, die mir jetzt gerade hoch kommt.

Lassen sie es raus, ermuntert ihn Studer.

Es war vor zwei Jahren. Ich erhielt völlig unerwartet einen Auftrag, auf eine Insel zu kommen zu einem Meeting. Es wurde nichts mitgeteilt. Keine Gründe. Kein Auftrag. Nichts. Nur eine sehr persönliche Einladung. Auf eine Finca. Ein riesiges Anwesen, 600 Hektaren eine landwirtschaftliche Arena in den Bergen einer Insel des Mittelmeeres, ursprünglich arabisch. Ein Paradies, mit Palmen, Olivenbäumen, einem Anwesen vom Feinsten, aber schlicht und ursprünglich. Die Besitzer sind die Reichsten der Reichsten, aber liegen anständig nackt am kleinen Pool und laden Freunde ein. Nur Freunde. Und nun ich. Ich hatte keine Ahnung, was sie von mir wollten. Ich wurde behandelt wie einer der Familie. Wir assen zusammen draussen auf der Veranda am langen Tisch mit den Kerzenleuchtern und dem simplen, aber genialsten Essen, das man sich vorstellen kann. Ein Wein, rubinrot von der Gegend und Gespräche, die da auftauchten, wie Wasser aus tiefen Quellen.

Ein Mann, ein erfolgreicher Grossgrundbesitzer im Umfeld von Berlin, 1000 Hektaren, berichtete, dass er als Junge der grösste Problemfall seiner Familie gewesen sei. Ein

Versager, Querschläger, Troublemaker. Überall Probleme, in der Familie, in der Schule, in Lehre, Staat, Militär, Steuern, alles zerbrochen, abgebrochen, Drogen, ausgeflippt. Nichts hingekriegt. Sein Vater sei verzweifelt gewesen, dann wütend, dann brutal und abweisend. Was für ein unfähiger Nichtsnutz hatte er da in die Welt geworfen! Zu nichts zu gebrauchen. Doch seine Mutter habe ihrem Ehemann geantwortet. "Dein Sohn ist eben eine alte Seele." "Was meinst du damit," hat ihr Mann zurück gefragt. "Er hat viel erlebt." begann die Mutter, "früher. vorher." "Wie vorher?" "Na, im Krieg. 1945." begann die Ehefrau,. "Ich war damals ein Mädchen, 18 Jahre. Wir lebten östlich von Hamburg. Und plötzlich hiess es: Die Russen kommen! Ich war den Tag über draussen, im Wald, und kam am Nachmittag zurück in unser Haus: Da lagen alle meine Liebsten. Tot. Am Boden. Meine Mutter tot. Mein Vater tot, meine Geschwister. Alle tot. Auf dem Tisch lag ein Zettel: Für dich. Daneben eine Zyankalipille. Ich nahm sie nicht. Ich floh nach Westen, Richtung Hamburg. Hamburg brannte. Ich sammelte Leute aus den Dörfern. Kommt mit! Wir ziehen gegen Westen. Unterwegs lernte ich in einem Lazaret einen Mann kennen, einen Arzt. Das warst du. Wir haben später, als der Irrsinn vorbei war geheiratet. Jakob ist unser Sohn. Er hat das mitbekommen, verstehst du? Er ist eine alte Seele. Mit

solchen Menschen kann man nicht alles machen, nicht in der Schule, nicht im Militär, nicht im Beruf. Sie wissen Dinge, die man nicht sieht." So sprach die Mutter über ihren Sohn zum Vater und Ehemann."

Ich hab zugehört an diesem Tisch im Paradies der Finca, Und ich verstand: Unsere Reise dauert schon länger als unser Leben.

Dann Pause. Widmer und Studer betrachten ihre Hände. Tief durchatmen.

"Danke", sagt Studer: "Danke."

"Ich weiss nicht, warum ich ihnen das erzähle," flüstert Widmer mit gesenktem Kopf.

"Ich verstehe."

heilige So
cken

Dieburg

Als ich meine Niederlage eingesehen und verdaut hatte, dass ich keine lebendigen Raupen, Eier oder Kokons von *Samia ricini* werde nach Afrika mitbringen können, raffte ich mich schliesslich nochmals auf. Ich kontaktiere mein Lepidopteren Netzwerk www.actias.de, die grösste Internet-Plattform von Insektenzüchtern in Europa. Da bin ich seit Jahren Mitglied und habe auch schon verschiedentlich Berichte über unserer Arbeit in Kilueka veröffentlicht. Auf Anhieb habe ich Glück, denn ich sehe, dass ein Mann, der sich Willie nennt und in Deutschland lebt, Kokons von *Samia ricini* anbietet. Perfekt! Ich schreibe ihm sofort, berichte kurz worum es geht und teile ihm mit, dass ich alle seine Kokons abnehmen werde, zu einem Preis, den er mir nennt. Ich möchte aber die Kokons persönlich abholen und bezahlen.

Willie bleibt kurz angebunden. Er antwortet, dass er zwischen 40-50 Kokons habe. Er wohne im Raum Frankfurt, ob ich wirklich aus der Schweiz dahin fahren wolle? Ich bestätige: Ja, ich möchte das persönlich abholen, weil mein Vertrauen in die deutsche Post auf Unternull abgesunken ist. Ich habe zuviele schlechte Erfahrungen gemacht mit Lieferungen, die nicht ankommen, zu spät, zu-

rück gesandt werden, alles Bullshit der letzten drei Corona-Jahre. Dasselbe in der Schweiz. Ein Buch nach Deutschland zu schicken kostet jetzt 28 Franken und bedingt das Ausfüllen von idiotischen Warendeklarationsbullshit-Formularen ohne Ende. Das Senden ist teurer als das Buch selber. Ich nahm meiner Postfrau in Landquart kürzlich, als sie mir den Preis nannte, das Buch ruckartig aus der Hand und sagte nur: Ihr müsst euch andere Idioten suchen, die zu diesem Wucherpreis mitmachen. Ich sicher nicht. Ich bin ja nicht blöd. Ich sehe nur so aus.

Willie blieb irgendwie undefinierbar. Ich bestätigte ihm, an jeden beliebigen Ort im Raum Frankfurt zu kommen, wann und wo er wolle. Ich sei flexibel. Keine Antwort.

Dann aber, drei Tage vor meiner Abreise nach Afrika, sehe ich, dass er erneut seine Kokons von *Samia ricini* auf www.actias.de anbietet. Zuerst werde ich sauer und denke genervt, dass es sich bei Willie vielleicht um einen Betrüger handelt, um einen der vielen Scammer und Cheater im Netz. Will Willie nur Leute dazu bringen, ihm Geld auf seinen Paypal-Account zu überweisen und taucht er dann ab und unter? Alles möglich. Ich schreibe ihm ihm ein letztes Mal:

Lieber Willie

Ich habe dir heute morgen wieder und schon seit einer Woche fast täglich geschrieben, dass ich dir sofort alle deine Kokons abnehmen werde. Weshalb schreibst du mir nicht zurück? Was mache ich falsch ??????? Ich fliege am 15. weg. Spätestens am 13. muss die Übergabe klappen.

Danke

Daniel

Hallo Daniel,

ich kann dir 50 Kokons verkaufen. 120€ per Paypal möglich? Abholung in Dieburg. Montag, Dienstag oder Mittwoch zwischen 12.30 - 13.15 Uhr in Dieburg am Bahnhof.

LG

Danke, lieber Willi

Ich werde cash und bar in Dieburg bezahlen, bei Abholung. Zahle gerne noch was drauf für Deinen Einsatz. Ich werde um 12.30 Uhr da sein, vor dem Bahnhofsgebäude. Ich habe einen weissen Bart einen Rossschwanz und eine rote Kappe, ein bisschen wie der Santaklaus ;-)) Ich freue mich, dass es doch noch klappt. Bis bald am Dienstag, 12.30. Meine Telefonnummer für alle Fälle: +41 76 XX XX XXX

Liebe Grüsse

Daniel

Meine Schwester Ursula leiht mir ihr Auto. Von Stäfa aus sind es 410 Kilometer. Das sollte ich an einem Tag hin und zurück schaffen. Früher bin ich Zürich-Berlin in

einem Tag gefahren, mit einem VW Polo mit nur vier Gängen. Ich bin abgehärtet. Ausserdem ist eine Autofahrt, wenn man es locker und defensiv angeht, eine meditative Reise, bei der die Gedanken ebenfalls unterwegs sind und gleichsam über die Lebenslandschaft mitfliegen.

Um sieben Uhr morgens fahre ich in Stäfa ab. Die Fahrt geht flott voran. Kilometerlange Staus von Lastwagen und Baustellen hat es glücklicherweise immer nur auf der Gegenseite der Autobahn. Um exakt 11.50 Uhr bin ich in Dieburg, beim kleinen, lauschigen Provinzbahnhof an einer mit Klopffsteinen gepflasterten Strasse, mit Rosskastanien, einem Dönerladen und ein paar Sitzbänken für die wenigen Wartenden der lokalen Busse. Ich kaufe ein Sandwich, eine Flasche Mineralwasser und setze mich hin zum Mittagessen.

Meine Schwester Ursula leiht mir ihr Auto. Von Stäfa aus sind es 400 Kilometer. Das sollte ich an einem Tag hin und zurück schaffen. Früher bin ich Zürich-Berlin in einem Tag gefahren, mit einem VW Polo mit nur vier Gängen. Ich bin abgehärtet. Ausserdem ist eine Autofahrt, wenn man es locker und defensiv angeht, eine meditative Reise, bei der die Gedanken ebenfalls unterwegs sind und gleichsam über die Lebenslandschaft mitfliegen.

Um sieben Uhr morgens fahre ich in Stäfa ab. Die Fahrt geht flott voran. Kilometerlange Staus von Lastwagen und Baustellen hat es glücklicherweise immer nur auf der Gegenseite der Autobahn. Um exakt 12.20 Uhr bin ich in Dieburg, beim kleinen, lauschigen Provinzbahnhof an einer mit Klopffsteinen gepflasterten Strasse, mit Rosskastanien, einer Frittenbude und ein paar Sitzbänken für die wenigen Wartenden der lokalen Busse. Ich kaufe ein Döner, eine Büchse Cola und setze mich auf eine Holzbank im Schatten hin zum Mittagessen. Beim ersten Bissen kommt eine Frau auf dem Mountainbike daher und fragt mich: „Wie geht`s?“, schaut in den Abfallkübel, der neben der Bank steht, sieht meine Colabüchse neben mir auf der Bank stehen. „Kann ich sie mitnehmen?“ fragt sie. „Noch nicht“ antworte ich mit vollem Mund, „Sie ist noch nicht leer“.

„Aha,“ sagt sie. „Dann komme ich wieder in fünf Minuten. Lassen sie sie ruhig da stehen, oder stellen sie die Büchse unter die Bank.“ Dann fährt sie zielstrebig davon. Es ist eine Deutsche, braungebrannt, vielleicht 50 in sommerlicher Aufmachung. Danach schaue ich die Büchse an. Aha. Einwegpfand 0,25 Euro. Jetzt ist alles klar.

Zwei Minuten später fährt, mit einem alten Fahrrad ein grauhaariger Mann vor, checkt ebenfalls den Abfallkü-

bel, will ebenfalls meine Büchse. Ich sage ihm, sie sei schon versprochen. „Es hat zu viele, die sammeln.“ klagt er beim Wegfahren, „aber um 12.25 kommt der Zug von Aschaffenburg.“ Er meint damit wohl, dass es darin ein paar Leute hat die vielleicht eine leere Büchse wegwerfen, die man verwerten kann.

Willi, mein Mann der Plattform von Actias, auf den ich warte, heisst in Wirklichkeit Thorsten Schmidt. Er ist um 40, ein vitaler, schlanker, kleiner Mann mit kurzgestutztem Bart. Von Beruf ist er Chemielaborant und Betreiber eines Spiel- und Lernlabors für Kinder. Er fährt um 12.35 Uhr, mit seinem neuen Auto, einem Japaner, vor, erkennt mich wegen meiner roten Kappe von weitem und winkt. Er ist verheiratet, hat zwei Kinder. Jetzt ist er in Kurzarbeit, so dass er Zeit hat, um sich mehr seinem Labor zu widmen, was er offenbar mit viel Ernsthaftigkeit, Eifer und Freude macht. Er kennt den Berner Papa Papillon, der Aerarien herstellt, Käfige für die Schmetterlingszucht. Ich schenke ihm ein Mbinzo-Buch, damit er nachlesen kann, wofür wir seine Samias in Afrika benötigen. Die Kokons von *Samia ricini*, die Thorsten mitgebracht hat, sind nicht riesig, aber zu meiner freudigen Überraschung hat er ungefragt und unbestellt noch zehn Kokons von *Antherina suraka* mitgebracht, dem Seidenspiunner und essbaren Insekt von Madagaskar. Das ist genau diejenige Art, die ich früher selber

gezüchtet habe und eigentlich nach Kilueka mitbringen wollte, um Zuchtversuche zu machen. Jetzt also ist es soweit.

Thorsten sagt mir, er und seine Frau hätten sich gewundert weshalb jemand 400 Kilometer nach Dieburg fährt, nur um ein paar Kokons abzuholen. Deshalb hätte er sich so zögerlich verhalten. Ich kann es verstehen. Viele Deutsche haben heute Angst, es könnte die Falle eines Steuerfahnders sein, der mit seinem Fahrrad hinter Büchensammlern herradelt, um sie wegen Steuerhinterziehung und Besitz von Schwarzgeld anzuzeigen. Ich habe erlebt wie in Diersheim Steuerbeamte die Kaffeerahmportionchen im Abfallkübel des Hotels gezählt haben, um zu schauen, ob man bei der Abrechnung der verkauften Kaffees geschummelt hat. Das ist kein Scherz.

Um, 18 Uhr bin ich in der Schweiz zurück bei meiner Schwester Ursula in Stäfa. Habe noch das Auto aufgetankt. Am Abend gehen wir mit Gabvy und Farhad essen in der Krone, dem Goethehaus von Stäfa. Wir waren da schon mal. Das Essen ist sehr teuer und sehr mässig. Enttäuschend. Aber ich bin glücklich, dass ich jetzt doch noch neue Samias nach Kilueka bringen kann. Augustin habe ich bisher nichts davon gesagt. Ich werde ihn überraschen.

Wahn wagen

Bei der Heimkehr in den Waldcampingplatz Landquart, gucke ich zuerst zum Vogelhaus des Scherzengels Georg, und erst dann sehe ich, dass jemand am Tisch, unter dem Vordach meines Wohnwagens, auf einem weissen Plastikstuhl wartet.

Aristophanes: Und, Danielos? Wie war es im Knast?

Danielos: Was für eine Heimkehr, verehrter Aristophanes. Noch bevor man begrüsst wird, wird man schon im Verhörstil ausgefragt.

Aristophanes: Na ja, Ich habe gelernt zuerst dringliche Fragen zu klären und erst danach mit überflüssigen Floskeln die Zeit totzuschlagen.

Danielos: Sei gegrüsst, Aristophanes, du gnadenloser aller Komödiendichter. Und zu Deiner Frage: Nein, ich war nicht im Knast. Ich komme aus Dieburg.

Aristophanes Willkommen Danielos. Muss es nicht heissen: Aus der Burg?

Danielos: Die Stadt, aus der ich komme, heisst Dieburg

Aristophanes Ach so. Und was hast du in dieser Burg ge-

macht?

Danielos: Ich habe Seidenkokons einer indisch-thailändischen Saturnideninsektes abgeholt und sechs Kokons des madegassischen Nachtfalters, *Antherina suraka*.

Aristophanes: Typisch Danielos. Andere bringen aus ihren Ferien Magenverstimmungen, Ruhr, Malaria-schübe oder Lebensmittelvergiftungen nach Hause und Du irgendwelches Gewürm.

Danielos: Jeder kehrt auf seine Weise in die gemütliche Stube seiner Normalität ein.

Aristophanes: Stimmt, ich bin auch gerade wieder dabei eine neue Komödie zu schreiben.

Danielos: Siehst Du, bei Dir hört der Wahnsinn auch nicht von selber auf.

Aristophanes: Man muss diese typisch männliche Trauerarbeit, dass wir keine richtigen Dinge gebären können, also nichts Lebendiges, nur Totes Zeug, doch irgendwie annehmen und dem Drama angemessen begegnen. So stürzen wir Männer uns eben in kruden Schöpferwahn und statt Geburten gibt es Gebärden.

Danielos: Das hast du wieder einmal sehr treffend aus-

gedrückt, lieber Aristophanes. Aber sag:
Darf ich jetzt bitte zuerst meinen Wohnwagen aufschliessen und meine wertvollen Tiere in Sicherheit bringen?

Aristophanes: Steh ich im Wege?

Nachdem ich meine Tiere versorgt habe, öffne ich die Dachluke, damit die abgestandene Luft im Wohnwagen abziehen kann, und während ich meinen Rucksack auspacke und eine Tasse Kaffee zubereite, höre ich dass draussen auch Sokrates am Campingtisch Platz genommen hat und die beiden alten Griechen miteinander angeregt diskutieren.

Sokrates: Er war nicht im Knast?

Aristophanes: Nein. Er war in Dieburg.

Sokrates: Muss es nicht heissen: In der Burg?

Aristophanes: Die Burg ist eine weibliche Burg. Wenn man in einer drin ist, kann sie ja nicht grundlos männlich werden. Deshalb wird neuerdings auch im Dativ gegendert. Hast Du ein Problem damit?

Sokrates: Nein, keineswegs. Ich finde das Gendern

von Burgen sehr nützlich.

Aritophanes: Nützlich wofür?

Sokrates: Wofür? Wofür! Nicht wofür! Nur nützlich. Punkt. Das reicht. Hast Du ein Problem damit?

Aristophanes: Also, lassen wir das: Danielos kommt aus einer Stadt, die Dieburg heisst, und hat irgendwelches Gewürm im Rucksack mitgebracht.

Sokrates: Warum bloss erstaunt mich das kein bisschen?

Aristophanes: Ich glaube wir müssen ihm helfen, dass er nun endlich seinen Traum erfüllen kann und in den Knast kommt. Sonst dreht er noch ganz durch.

Sokrates: Was ist denn schief gelaufen, dass er trotz seiner illegalen Verurteilung immer noch nicht hinein gelassen wird in den Knast?

Aristophanes: Sie wollen Geld!

Sokrates: Dann bezahlen wir eben seinen Knastaufenthalt.

Aristophanes: Wir bezahlen das sowieso mit unseren Steuergeldern. Aber sie lassen ihn trotzdem nicht in den Knast. Wenn wir den Halunken vom Zürcher Stadtrichteramt die völlig illegale

Busse bezahlen würden, dann würden ihn diese Gauner erst recht nicht in den Knast hinein lassen, denn dann haben sie ja seine Kohle und können die Zellen zur Einbuchung anderer Unschuldiger benutzen.

Sokrates: Wie Unschuldiger?

Aristophanes: Na ja, für solche eben, die nicht in den Knast wollen.

Sokrates: Dann kommen also nur solche in den Knast, die nicht hinein wollen?

Sokrates: Scheint es nicht so? Sag du selber etwas.

Aristophanes: Möglicherweise. Wenn alle, die in den Knast wollen, hinein gelassen würden. Wo käme man dann hin mit denen, die nicht hinein wollen.

Ich stosse die Türe auf:

Danielos: Gott zum Gruß, Sokrates. Meine Herren. Trinkt ihr etwas? Oder löscht ihren euren Durst wie immer mit Gerede?

Aristophanes: Wenn du profilaktisch etwas gegen Kopfweg hättest, würde ich es in einem Glas

Wasser nehmen. Man weiss nie was unser Freund Sokrates noch alles redet.

Sokrates: Und eine Vitamintablette gegen Ansteckungen mit Wahnsinn für mich. Ich habe gehört, dass Aristophanes einen infektiösen Rückfall hat und wieder an einer Komödie schreibt.

Aristophanes: Ja, da berichte ich euch gerne

Sokrates: Nein! Zuerst kommt jetzt Danielos in den Knast.

Aristophanes: Von mir aus.

Sokrates: Erzähle uns doch bitte kurz, verehrter Danielos, wo es klemmt, dass Du noch immer nicht in den Knast gehen darfst.

Danielos: Ich warte auf eine Antwort auf meinen Brief, in welchem ich ultimativ verlange, endlich im Knast eingebuchtet zu werden. Hier ist der Brief.

Die beiden Männer beugen sich gemeinsam über das Papier: (Zum Nachlesen im Wortlaut, Siehe Anhang Seite ...)

Sokrates: Also, wenn ich einen solchen Brief erhalten würde, ich meine als Stadtrichter oder so,

ich würde dich sofort von der Polizei abholen lassen.

Danielos: Danke, das ist sehr tröstlich von dir, Sokrates.

Aristophanes: Nein, Nein! Das glaube ich nicht. Dann hätten sie doch verloren. Ausserdem: Man muss doch Danielos gar nicht abholen. Respektive: Er möchte doch eigentlich von der Polizei abgeholt werden. Er ginge sogar selber zur Polizei und selber in den Knast, bedingungslos freiwillig. Ich frage Euch: Wo kämen wir hin, wenn jeder, der von der Polizei abgeholt werden möchte, von der Polizei abgeholt würde. Was wäre denn dann mit denen, die nicht von der Polizei abgeholt werden möchten.

Sokrates: Ja, das macht Sinn.

Auf diesen Satz folgt eine längere Pause.

Aristophanes: Und nun? Danielos, Was ist dein Plan? Können wir Dir irgendwie behilflich sein?

Danielos: Ich werde einen Anwalt nehmen und die Zürcher Stadtrichterei juristisch zwingen

müssen, dass ich endlich zu meinem Recht komme, dass sie mich in den Knast einbuchten. Und zwar völlig egal, ob das Sinn macht oder nicht. Ein Urteil ist ein Urteil. Ich habe es schwarz und weiss. Unterschrieben, gültig, mit Datumsstempel. Und selbst wenn das Urteil noch so schwachsinnig, abwegig und illegal ist - was es tatsächlich ist - so ist es dennoch ein Urteil und es muss vollzogen werden. Wo kämen wir hin mit dem Rechtsstaat, wenn er jedem, der zu vier Tagen Ersatzfreiheitsstrafe verurteilt wurde, die Strafe einfach verweigert, nur weil sie einen, der in den Knast will, nicht hinein lassen wollen?

Sokrates: Gute Frage: Wohin kämen wir da hin, wenn das so wäre?

Aristophanes: Ja, das macht Sinn.

heilige Socken

Afrika-Tagebuch

Sonntag, 17. 9. 2023.

Ankunft, von Addis Ababa kommend, in einem vollen Airbus 350, in Kinshasa, gegen Mittag. Diesmal kein Corona-Bullshit. Bin rasch draussen. Augustin, Blaise, Guelord und ein Mädchen mit Namen Ora, erwarten mich. Grosses Wiedersehen. Die achtjährige Ora hat sogar Proviant dabei für die Warterei. Alle sehen gesund und kräftig aus. Augustin sitzt im Auto immer vorne, neben Blaise, dem Chauffeur, ich hinten neben Ora und Guelord. Auf der ganzen Fahrt zum Hotel gibt es schon viel zu erzählen, von dem Projekt des Hilfswerkes, das noch immer nicht gestartet ist, von den Samias, all den Dingen die Augustin und sein Team in Angriff genommen haben. Irgendwann fragt Ora, ob sie auch einmal etwas sagen dürfe, und ob wir immer so viel reden. «Ja,» sage ich, «Leider immer.» Ora seufzt. Sie macht sich Sorgen.

Im Hotel angekommen, erhalte ich mein Standardzimmer Nummer 819. Zuerst packe ich natürlich die Kokons aus, von denen ich Augustin schon während der Autofahrt erzählt habe. Dann entnehme ich meinen zwei Koffern alle weiteren Dinge, um zu zeigen was ich alles mitgebracht

habe: Pumpen, Schlauch, Kabel, Aquarienfilter, Nebler, Fischfutter usw. Augustin hat mir erzählt, er wolle Ngolos, Katzenwelse, kaufen bei einem Züchter in Kinshasa, der die Tiere auch mit Biertrester füttere, was ich so noch nie gehört habe. Im Restaurant trinken wir ein Tembo Bier und dann erhalte ich einen Kurzbericht aller wichtigen Angelegenheiten. Augustin hat vor, in Kinsumbu, draussen in der Savanne, die Samiafarm weiter auszubauen und da auch das neue Labor zu errichten. Er hätte eine Wasserbohrung machen lassen. Das Hilfswerk sei noch immer gleich unterwegs: Papiere, immer wieder haufenweise neue Papiere, Formulare, aber passiert sei nichts. Im Oktober wollte man ursprünglich mit dem Projekt Phase 2 starten, aber alles kam wieder ganz anders. Nun sollen achtzig Bauern der Umgebung von Kilueka trainiert werden, die auch die Nachzucht selber machen. Unser bisheriger Schweizer Hilfswerkmann J. sei aufgestiegen. Vertikale Entsorgung, nenne ich das. Er sei ersetzt worden durch eine Italienerin mit Namen Sylvia. Diese will aber von mir auch nichts wissen. Sie hätten jedoch erkannt, sagt Augustin, dass wir zwei das Projekt machen. Du und ich. Er hätte P. bereits gesagt, dass es das letzte Projekt sei, das er, Augustin, mit diesem Hilfswerk machen werde. Das koste ihn nur Nerven und bringe gar nichts.

Der Aufstieg von J. erstaunt mich kein bisschen. In dysfunktionalen Organisationen steigen Unfähige auf, während die Fähigen sich bessere Arbeitgeber oder andere Tätigkeitsfelder suchen. Oben angekommen versuchen die Unfähigen dann, nur solche Leute nachzuziehen die noch unfähiger sind als sie selber, damit sie ohne Gefahr an ihrem Sessel festkleben können, zum Schaden aller, nur nicht von sich selber und ihrer noch unfähigeren Vorgesetzten.

Als wir das Zimmer verlassen, will Ora sicher sein, dass ich auch mitkomme. Sie nimmt mich an der Hand, als ob sie Angst hätte, ich würde alleine im Zimmer bleiben.

Ora setzt sich am Plastiktischchen im Restaurant neben Augustin und mich. Guelord und Blaise sitzen etwas abseits an einem zweiten Tischchen, wo sie selber auch zu Wort kommen. Ich solle nicht so rasch trinken, mahnt mich Ora und zupft mich am Bart, um zu sehen, ob er echt ist. Augustin sagt, dass in der zweiten Primarklasse von Ora der Santaclaus gekommen sei, natürlich maskiert. Bei mir aber, dem Pere Noel der Savanne, ist alles biologisch-organischer Herkunft und festgewachsen. Ora ist ein hellwaches Kind, das uns Zweien genau zuhört, spricht sehr gut französisch, hat kräftige Augenbrauchen, trägt eine modische, gestrickte Zipfelmützte und ein buntes Kleid

mit Hosen. In der Hand hat sie ein Tablet mit zerbrochenem Touchscreen und spielt darauf irgendwelche Educational Games mit Farben. Dann klagt sie, dass ihr Velo gestohlen worden sei. Jetzt also kommt ihr Thema: Ein Einbrecher sei in der Nacht durch ein Oberlicht ins Haus eingestiegen und hätte das Fahrrad geklaut. Das Velo habe sie von Irene geschenkt erhalten. Nun sei es weg. Ich könne ihr doch jetzt ein neues kaufen, offeriert sie mir ganz direkt. Da grätscht aber Augustin entschuldigend dazwischen, der mir jetzt zuerst einmal erzählt, wer Ora eigentlich ist.

Ihre Mutter kam vor acht Jahren in seine Krankenstation im Quartier Bumbu. Sie lag bereits in den Wehen. Sie konnte nicht bezahlen. Man wollte sie aber nicht wegschicken, denn sonst hätte sie draussen, auf der Strasse, im Dreck gebären müssen. Also entschied man, sie aufzunehmen und wenige Stunden später gebar sie eine Tochter. Drei Tage danach war die Mutter verschwunden. Sie ist einfach abgehauen. Man hat sie lange gesucht, auch mit Hilfe der Polizei. Aber die Adresse, die sie angegeben hatte, war falsch. Also lag der Säugling nun alleine in der Krankenstation. Die Krankenschwestern kümmerten sich um das Baby und gaben dem Mädchen den Namen Ora. Augustin hatte damals überlegt, was zu tun sei. Er konnte das

Mädchen nicht an ein Waisenhaus geben oder zu den Schwestern einer Mission, die Findelkinder aufnehmen.

«Ich brachte das nicht übers Herz» sagt Augustin: « Ich dachte doch als Christ: Der Herrgott hat mir diese Krankenstation gegeben, unser Haus in Bumbu gegeben, die Apotheke gegeben und Songa Nzila, also muss ich damit auch etwas Vernünftiges machen. Also habe ich entschieden, Ora zu adoptieren. Irene und Maria haben mir seit her geholfen, die Kosten für das Kind zu tragen. Dadurch kann sie zur Schule gehen und hatte bis vor kurzem sogar ein eigenes Velo. Ora erzählt freimütig, dass man ihr erzählt habe, dass der Baba Daniel viel Geld habe. Augustin lacht. Ich mit.

Nach zwei Stunden werde ich müde, weil ich die ganze Nacht im Flieger nicht geschlafen habe. Im Flugzeug, auf einem Sitz vor mir, sass ein offenbar geistig behinderter Junge, vielleicht zwölf Jahre alt, der immer wieder, scheinbar unmotiviert, laute Geräusche von sich gab, eine Art Johlen oder Beifallsbekundung ohne Worte, nur gellende, melodische Ausrufe, nicht aggressiv, mehr erstaunt und kommentierend. Manchmal trommelte er mit seinen Handflächen an die Fensterscheibe des Airbus. Offenbar hatte der Junge, kaum eingestiegen, den Sessel am Gang seiner Sitzreihe verpisst, was ein Problem gab, weil

der Flieger bis zum letzten Platz ausgebucht war. Also mussten Stewardessen für die Frau, die eigentlich auf diesen Platz gebucht war, zuerst eine Abdeckung des Sitzes, eine Art Plastiktuch und danach sogar eine komplette Ersatzsitzfläche organisieren und einbauen. Ich selber hatte ursprünglich einen Platz in der Mitte eines Dreiersitzes erhalten, 35 B. Darauf hatte sich aber eine Frau zum Schlafen hingelegt mit ihrem kleinen Sohn am Fensterplatz. Sie war in der Hedschab. Als ich ihr meine Platzkarte zeigte, rief sie ihren Mann, der auf der anderen Seite der Platzreihe, ebenfalls mit einem Sohn, am Fenster sass. Der Mann kam sofort herbei und offerierte mir, ich könne bei ihm sitzen. Ich antwortete, dass ich das nur mache, wenn das Flugpersonal damit einverstanden sei, was sie waren. Also setzte ich mich auf Platz B derselben Reihe aber auf der anderen Seite des Fliegers. Dies ging solange gut, bis ein Mann kam, dem eigentlich meine Platznummer zugewiesen war. Also musste entweder der Mann der Frau mit dem Hedschab oder sein Sohn die Reihe verlassen. Schliesslich wird der Sohn zu seiner Mutter und seinem Bruder hinüber geschickt, während der Mann der Frau mit der Hedschab am Fensterplatz hätte sitzen müssen. Doch da überkam ihn offenbar ein schlechtes Gewissen, oder es gab sonstige Gründe, vielleicht einfach Dankbarkeit, dass wegen ihrer Familienaffäre eine solche Verwirrung entstanden war oder wegen

meinem Bart und meinem roten Hut, jedenfalls bot er mir an, auf dem Fensterplatz Platz zu nehmen, während er sich selber in die Mitte setzte und dem anderen Passagier den Gangplatz überliess.

Das Kabinenpersonal liess dieses Chaos mit stoischer Ruhe über sich ergehen, in bewunderwerter Dienstbeflissenheit, während der Junge auf dem Vordersitz weiter seine wortlosen Kommentare vortrug, die mich an die Art erinnert, wie Männer untereinander laut über emotionale Dinge referieren, Fussballspiele, zum Beispiel. Jedenfalls war es ein unruhiger Flug zwischen Addis Ababa und Kinshasa. Daher sage ich zu Augustin, dass ich mich jetzt gerne etwas ausruhen möchte. Hunger habe ich keinen. Vielleicht hat Ora recht, dass ich etwas zu schnell das kalte Bier getrunken habe.

Ora ist ein Abkürzung, wie mir Augustin berichtet. In Wirklichkeit wurde sie von den Krankenschwestern Oracle getauft. Ein ungewöhnlicher Name. Jedenfalls höre ich ihn hier das erste Mal. Die kleine Dame ist dann abgeschlichen zu Blaise und Guelord, die von der Terrasse ins Innere des Restaurants umgezogen waren, um ungestört etwas zu essen. Ich bin müde und ziehe mich kurz darauf zurück.

Als ich im Zimmer schon eingeschlafen bin, versucht plötzlich jemand mit Wucht und Gewalt in mein Zimmer einzudringen. Zweimal wird heftig an der Türfalle gerüttelt. Das kenne ich von hier schon. Das war auch letztes Mal so. Ich schreie vom Bett aus laut und drohend. « Hey! Was soll das? Verpiss dich!» Dann ist der Idiot weg. Nimmt mich wunder, wie er ins Hotel kam. Jedenfalls kaum durch den normalen Eingang. Da hätte man ihn doch erkannt. Vielleicht sind es aber auch Leute vom Hotel selber. Egal.

Nächstentags kommt Augustin alleine gegen 14 Uhr zu mir. Wir besprechen vieles, Ich gebe ihm die Belege meiner Ausgaben. Das kann er irgendwie verrechnen an das Hilfswerk, aber auch an andere, die die Projekte mitfinanzieren. An die Reise nach Thailand und Deutschland kann er nur 1500 Dollar beisteuern, ein Teil des Billets. Die restlichen 3000 Dollars sind ein unfreiwilliges Geschenk von mir. Ich hatte teure Ferien, wenngleich ich im Sommer nicht mehr nach Thailand fahren werde. Wenn wenigstens die anderen Zahlungen klappen, ist es für mich okay. Dann kann ich auch weiterleben. Augustin klagt über die Mühsal der Zusammenarbeit mit dem Hilfswerk, das nichts versteht von unserem Projekt, aber überall dreinreden will beim Budget, ohne einen Funken Sachverstand. Das La-

bor für die Erhaltung der Samias wollen sie nicht bezahlen. Dabei wäre es das Wichtigste für das gesamte Projekt. Aber dumm ist eben dumm. Da kannst du nicht argumentieren. Besser redest du mit einem Stein. Der versteht auf Anhieb.

Um 18 Uhr geht Augustin zurück nach Bumbu mit einem Taxi. Die Stadt ist leergefegt. Morgen wird dies anders sein. Dann zwingt sich jede heilige, kleine Menschenseele wieder in ein Getümmel von urban Bestallten und Eingepferchten, die sich überall gegenseitig auf den Füßen und im Weg stehen. Warum will denn niemand aufs Land, wo es Platz hat? Warum nicht?

18. September 2023,
Kinshasa, Hotel «Pour Vous», Zimmer 819.

Der erste Schmetterling von *Samia ricini* ist geschlüpft, ein schönes Weibchen mit perfekt entfalteten Flügeln. Der Falter hat sich in der Toilette am Spiegel über dem Waschtisch festgehalten, um die Flügel zu strecken. Ich gebe ihn in ein Aerarium und lege auch die anderen Kokons dazu, damit sich nicht plötzlich dutzende der Falter in meinem Zimmer tummeln.

Schon früh um 7 Uhr nimmt in der Strasse vor meinem Fenster ein Prediger seine Arbeit auf mit einem Megaphon und ereifert sich, soviel ich erahnen kann, die Leute zu ermahnen zum Islam zu konvertieren. Das schliesse ich aus den vielen eingestreuten Allahs. Jetzt bevölkert sich die Strasse. Überall sitzen junge Männer vor den Eingängen der Shops. Die Metallrollläden sind hochgezogen. Verkehr beginnt. Um 7.45 Uhr zieht der Megaphoneprediger weiter. Aber jetzt kommt schon ein nächster an, mit einem anderen Typ von Megaphone, noch plärriger, heiser verzerrt, Heavy Metal. Auch er leiert einen erregten Sermon herunter mit gebellartigen Einwüfen. Dann kommen die ersten Geldwechsler, die am tockenden Geräusch ihres Holzblocks zu erkennen sind. Ich kann sie von den anderen Klappernern, die angeblich Fingernagelschneider sein sollen, noch nicht unterscheiden. Schuhpolierer, Ledergurt-, Uhren-, Handycover-, Zigaretten- und SIM-Kartendealer richten auf dem Trottoir ihre Verkaufsplätze ein. Das Business schießt aus den Startblöcken.

9.30 Uhr. Das einzig pünktliche hier: Stromausfall. Ein fürchterliches Geheule und Geknatter des Symphonieorchesters von Benzin- und Dieselgeneratoren hebt an. Mein Computer läuft zum Glück weiter, denn ich habe diesmal den Raspberry Pi mitgenommen, der inklusive Bildschirm

und Sound an einer Shargeek Powerbank läuft, und das rund zwölf Stunden lang. Das ganze Set verbraucht bei laufendem Ventilator des Pi-Gehäuses und mit Musik in mittlerer Laustärke, wenig über 6 Watt. Kürzlich habe ich gesehen dass die Preise für Rasperrys wieder auf normales Niveau herunter gekommen sind. Die Lieferengpässe scheinen zu Ende zu sein. Heute kann man einen Pi4 mit 8Gb Ram für 65 Franken kaufen. Vor einigen Wochen wurden sie noch für über 150 Franken verkauft, meist waren sie aber gar nicht lieferbar. Zum aktuellen Preis kann ich mir jetzt überlegen, das System einmal in Kilueka einzuführen, wie ich es schon länger vorgesehen habe. Leider gab es immer ein Problem der Finanzen. Der Pi würde viele Probleme lösen: Betrieb netzunabhängig mit Powerbank, kein Apple oder Microsoft Betriebssystem (Schutz vor Ausspioniererei, Geheimniskärmerei und Kontrollwahn), sondern das Gratisbetriebssystem Linux, dazu eine Masse von Gratissoftware, Libre Office, sogar Videoschnitt, Bildbearbeitung (GIMP) und mein Layoutprogramm Scribus, laufen auf dem Single Board Computer (SBC). Klar wären 16 GB RAM besser, und es gibt auch bereits viele Alternativen zum Pi. Mir ist aber die Stiftung Raspberry Pi sympathisch, die diesen Mini-computer in England herstellt und ich werde mir noch ein neues Gehäuse anschaffen mit einer M.2 SSD Harddisk

mit einem Terabyte. Ausserdem passt das ganze System locker in meinen Rucksack. Bei Bedarf kann ich jeden normalen TV-Bildschirm mit HDMI anschliessen, eine beliebige Tastatur und Maus auswählen. Eine praktische Sache. Auch im Wohnwagen habe ich jetzt Microsoft Windows rausgeworfen und bin ganz auf Linux Mint umgesiegen. Das funktioniert prima. Aber klar, man muss sich an alle neuen Umgebungen zuerst gewöhnen, auch beim Computer. Warum kein Laptop mehr? Ich hatte bisher ungefähr zehn verschiedene, den ersten 1988 von Olivetti. Es war das weltweit erste Laptop mit einer Harddisk, sagenhafte 20Mb. Ja, Megabyte! In Worten: Zwanzig Megabyte. Darauf hat heute nicht ein einziges Foto meiner Canonkamera im RAW Format Platz. Das Laptop war ein Monster, über 3 Kilogramm schwer allein das Laufwerk. Deshalb hatte das Teil damals den Übernamen Schlepptop. Dann viele HP,s ich allerdings nie einen Apple. Das war mit immer zu teuer und snobish. Zuletzt besass ich einen HP Envy, ein Erbstück meines Vaters mit einem i7 Prozessor. Tolle Sache, aber ein Energiefresser, übermotorisiert für die meisten Anwendungen, dasselbe wie bei den Autos auch. 600 PS Elektro SUV bei 30 km Innerorts. Blödsinn. Seit der Corona-Kontrollwahn eingezogen ist habe ich nun konsequent alles abgestellt, was durch Hintertüren Daten absaugt und kontrolliert was ich mache. Das geht nieman-

den etwas an. Auch mein Handy habe ich nach 30 Jahren Gebrauch von portablen Telefonen seit 1994, im Jahre 2020 verschrottet wegen Corona. Man reist mit Papier viel einfacher. Ausserdem ist niemand gezwungen ein Telefon bei sich zu tragen, obwohl viele Airlines eine Telefonnummer verlangen. Ich gebe dann meist eine Random Nummer an. Das wird akzeptiert. Ich habe nur ein Muscheltelefon ohne GPS. Beim Reisen stelle ich es immer ab.

Während Migranten ihre Pässe wegwerfen und einfach an der Grenze eingelassen werden, ohne irgendetwas, man gibt ihnen sogar noch ein Gratisbahnticket zu einer Auffangstelle, ohne dass jemand sie begleitet, weswegen viele natürlich sofort untertauchen, ist es in Frankfurt am Flughafen so, dass ein Megaterror veranstaltet wird, um normale Passagern auf entwürdigende Art durch kilometerlange Viehgatter zu treiben und mit stundenlanger Warterei vor Passschaltern, Check, Kontrollblödsinn und Scannern einzuschüchtern usw. Kontrolling ist nur noch stümperhaftes Einschüchterungstheater für die gutgläubigen, anständigen Bürger.

Augustin nimmt mich mit zu einem Meeting mit einem deutschen Paar das für S.D arbeitet, eine Entwicklungsorganisation, die mithilfe von Pensionären, finanziert vom

BMZ, das ist das Equivalent zur Schweizer DEZA, Projekte in Kongo realisiert. Bisher aber haben sie uns, Augustin und mir, nur Arbeit verursacht, Spesen verbrannt und nichts auf die Kette gebracht. Besuch bei M., dem neuen Chef de Territoire unseres Hilfswerks. Augustin klagt, dass es einfach nicht vorwärts gehe. M. lässt sofort Mu. antraben, seinen Projektbüroleiter. Der kommt ein bisschen zittrig zu uns, um sich brühwarm anzuhören, was noch immer nicht läuft. Augustin hat verlangt dass nun endlich eine Übereinkunft für die Zusammenarbeit von Hilfswerk und Songa Nzila erstellt und unterzeichnet werden soll. Mu. meint, Augustin müsse ja nur das Papier, das man in der Schweiz ersonnen habe, unterschreiben. Aber Augustin wendet ein, dass er dazu auch etwas sagen will, weil es ja ein Zusammenarbeitvertrag ist, wie er unterstreicht. M. nickt und stimmt zu. Das muss gegenseitig verhandelt, formuliert, gelesen und akzeptiert sein. Mu. nickt artig. Er hat offenbar realisiert, dass seit dem Rauswurf seines früheren Chefs T. ein anderer Wind weht. M. ist ein Freund von P., also auf unserer Seite. Mal schauen ob das hilft.

Einkaufstour in Kinshasa. In Staub und Gewimmel. MPPT, Inverter 24 Volt, Tableau Solaires. Die Solarpanels sind unglaublich günstig geworden: 75 Dollar für ein 200 Watt Tableau. Um 15 Uhr bin ich hundemüde und hung-

rig. Wir gehen ins Kiro, essen ein Humus. Der WIFI Code geht nicht. Egal. Schau ich mir morgen an. Jetzt wird zuerst mal etwas gepowernapt.

Dienstag, 19. September 2023

Lange Träume über Männlichkeit, Eifersucht, Sex, Anziehung, Besitzansprüche an Partner, wenn das Sein ins Haben-Wollen kippt und das unverbindliche Spiel des Eros in Ernst, Zweifel und Verletzlichkeit abgleitet.

Zwei weitere Samias sind am Morgen geschlüpft. Den anderen Falter, der gestern als erster seine Flügel entfaltet hat, habe ich die ganze Nacht vom Bett aus beobachtet. Er sass ruhig und unbeweglich an der Seitenwand des kleinen Aerariums, auf dem Beistelltischchen neben dem Bett. Ich hatte in der Nacht das Licht angeschaltet gelassen. Der Idiot, der letzte Nacht Lärm gemacht hat, ist offenbar ausgezogen oder wurde in die Gosse geprügelt. Jedenfalls war die Nacht merklich ruhiger. Auch in der Strasse war es still, ab und zu ein frisiertes Motorrad auf der Flucht vor irgend einem Dämon, kaum Autos. Mein WIFI läuft nicht, obschon der Code stimmt. Im Kiro ist

es fast leer. Auch sonst sind wenige Leute in Gombe, der Downtown von Kinshasa. Gestern sah ich, dass überall Kanäle am Strassenrand gereinigt werden. Junge Männer stehen bis zu Knien im schwarzen, stinkenden Schlamm und türmen den Unrat zu Bergen neben den Kanälen auf, wo dann wohl später mit Lastwagen die Jauche und der Mist weggekartt werden. Wenn dies zu lange dauert, wird der nächste Regen die ganze Sauerei wieder in die Kanäle zurückspülen und die Arbeit beginnt von vorne. Jedenfalls sind diese Leute, auch die vielen hundert Männer, die mit zweirädrigen Karren den Müll aus den Strasse entsorgen, ohne dass es danach auch nur ein bisschen sauberer aussieht, das sind die wirkliche Helden der Gesundheit hier. In Kinshasa sind Zustände wie bei uns im Mittelalter in den Städten. Strassen sind Ehgräben. Man scheisst und schmeisst alles zum Haus raus in den Ehgraben der Öffentlichkeit, wo niemand den Stall ausmistet. Schweine gibt es hier keine in den Strassen, die in Scheisse und Abfall wühlen. Schweine würden sofort geklaut und aufgegessen. Es hat gelegentlich kleinere Schwärme von Ibissen und anderen Vögeln, vor allem Rabenkrähen auf den rauchenden Müllhaufen. Aber die Tiere sind scheu. Auch sie landen sonst auf einem Grill. Ratten und Mäuse hat es zuhauf und Milliarden von Kakerlaken. Auch in meinem Zimmer hat es sehr viele dieser lichtscheuen Krabbler. Dafür aber gibt es

in Kinshasa keine Malariamücken. Denen ist es hier zu dreckig. Sie brauchen saubereres Wasser.

Man erkennt in Afrika völlig klar die stümperhafte Arbeit der WHO. Sie halten es für sinnvoller, in der Savanne gratis hungrige Kinder zu impfen gegen ein Virus, das hier gar nicht existiert und stattdessen die Leute verrecken zu lassen in Hungerelend und Unrat. Wem das wohl dient? Alles ist so offensichtlich dysfunktional. Mehr muss man nicht sagen. Es ist offensichtlich dass das gesundheitliche Hauptproblem in Kinshasa die mangelhafte Hygiene ist, dass es keine Kanalisation gibt, keine effektive Stadtreinigung, kein Ausmisten im Stall, und sich so toxische Fehlhabitate installieren, früher noch Pest und Cholera. Vielleicht bald wieder. Sicher nicht Corona. Die Jämmerlichkeit und Stümperhaftigkeit und Korruption der WHO lässt sich im Kongo ohne Filter studieren. *Artemisia annua*, eine Pflanze, die jedermann hier anbauen kann und die im Kampf gegen Malaria hilft, wird von der WHO und ihrer Pharmedia offiziell verboten und bekämpft. Malarone-tabletten (50 Dollar pro Behandlung) kann sich niemand leisten. Sie werden auch nicht gratis abgegeben, obschon Malaria in Afrika 100'000 Todesopfer pro Jahr fordert! Spitäler haben Mühe, natürliche Medikamente und Salben zu verschreiben aus Angst vor der WHO-Mafia, die

auch nicht davor zurückschreckt unliebsame Promoter von Artemisia umbringen zu lassen, wie unlängst in Bandundu. Profiteure dieses diabolischen Unsinn sind wir, ich, du, Westler, die Weissen, Europäer, Amerikaner tausendfach verstrickt durch ihre Sparfonds, Pensionskassen, die sich an der Börse rumtreiben, wo Verantwortung anonymisiert wird im Geldfluss, wo die Dummen in die eigene Niedertracht investieren, und damit das verursachen, was sie zu bekämpfen vorgeben. Zum Ausgleich des schlechten Gewissens schickt der Westen dann «Hilfe» nach Afrika, zum Beispiel indem sie die abgelaufenen Covid-Impfstoff-dosen, die erwiesenermassen nichts nützen, als erlösendes Heilmitteln nach Afrika karren, zuvorderst gepusht vom Roten Kreuz, um hungernde Kinder mit der fragwürdigen Genterapie zu behandeln, statt ihnen zu Essen zu geben. Robert Kochs Afrikagreuel lassen grüssen. Dann schickt man noch einen Haufen stümperhafte Hilfskräfte dahin, die meist von den Bedingungen in Afrika keine Ahnung haben. Die Hilfsindustrie ist eine Farce, ein Schlechtes-Gewissen-Betäubungsmittel der Plünderer, die Kinder impfen wollen, statt sie zu ernähren, zu waschen und sie sauber zu halten.

Augustin hat gestern an S.C. geschrieben, das ist die neue Chefin de Mission der Schweizer Botschaft in Kins-

hasa, die Nachfolgerin von D. F., der nach Hongkong gegangen ist, ein normaler Turnus, um die Installation toxischer Verbindungen und Korruption zu verhindern, ein sehr kluges System wie mir scheint. Drei Jahre, dann Wechsel des Personals. Das Gegenteil geschieht in der WHO, aber auch in der EU-Kommission, bei der EZB, der Besetzung von wichtigen Posten, Verfassungsschutz Gesundheitsministerium usw, ein einziges Geklügel, das mit einer Dreijahreslimite nicht erledigt aber deutlich reduziert wäre.

Themawechsel:

Wir haben falsche Vorstellungen von Homer. Das war kein Volksdichter. Er diente vor allem der Unterhaltung des Adels, in den Höfen und Häusern der Mächtigen und Reichen, wo es galt affirmative Heldengeschichten über die ruhmreichen, eigenen Vorfahren zu verbreiten und mit Narrativen die wichtigsten Feindbilder – in der Regel alle anderen, die es zu etwas gebracht haben - zu festigen. Solche Engagemants von Dichtern, Musikern und Philosophen erlaubten einzelnen Individuen ein einigermaßen unabhängiges Dasein in der antiken Gesellschaft. Entertainer, Gauckler, Marktunterhalter, Sokrates, und Homer: es gab damals nicht im heutigen Sinne ein Massenpublikum, das Künstler am Leben erhielt. Theater war oft gra-

tis, oder staatlich gefördert. Musikwettbewerbe ebenfalls, auch die Pferderennen und Athletenwettkämpfe waren gratis, respektive von Gönnern und Tempeln und vom Staat und von einem Heer von Freiwilligen finanziert und betrieben. Die Existenz eines Künstlers war nur unter dem Dach eines Mäzens möglich. Xenophanes lebte als Wanderrezeitor, Berater und Hofphilosoph. Heraklit stammte aus einer wohlhabenden Adelsfamilie, lebte vermutlich als vegetarischer Priester im Artemision von Ephesus. Sokrates war eine Ausnahme. Ein streunender Strassenphilosoph. Priester lebten in Tempeln von den Opfertieren, die man entgegennahm. Das Fleisch, das den Göttern angeboten wurde, wurde hernach verkauft. Im Prinzip war das Opfern nicht mehr als eine Kirchensteuer. Man bringt ein Lamm und erhält danach davon eine Keule und einen Haufen Heilsversprechen, was nun alles gut gehen wird, obschon es genau so geht wie es auch ohne Opfer gegangen wäre. Ein Opfertier ist Bezahlung für erschnorrte, angeblich spirituelle Dienstleistung ohne jede Garantie. Besser wäre, man hätte das Lamm mit seinen Liebsten geteilt, als mit einer Herde vollgefressener Pfaffen und arbeitsfaulen Weihrauchschwenkern. Aber die Leute haben eben Angst. Die Angst hat man ihnen gemacht damit sie opfern. So geht das. Angstfreie brauchen keine Götter.

Ich bin 2014 aus der Kirche ausgetreten. Genau genom-

men hatte mein Kirchenaustritt aus der protestantischen Kirche der Schweiz im weitesten Sinne mit den Samia-Seidenspinnern zu tun, mit diesen hübschen, kleinen Faltern. Und das ging so: 2014 machte ich eine Reise nach Thailand. Dabei lernte ich, durch Informationen aus einem Bericht der FAO über essbare Insekten, Sivilai Sirimunkararat kennen, eine Professorin der Khon Kaen Universität im Nordosten des Landes. Die kleine, zart gebaute und vornehme Dame war stets in ein excellentes Seidenkostüm gekleidet. Sie galt als die Mutter des Eri-Seidenspinners in Thailand. Der Name Eri kommt vom indischen Wort für die Rizinuspflanze. Prof. Sivilai hatte sich seit den 80-er Jahren der Nachzucht von *Samia ricini* gewidmet und mit der Verarbeitung der Produkte befasst, zuerst der Seide und dann auch der essbaren Puppen. Sie lud mich ein, das jährliche Silkfestival in der Universtätsstadt zu besuchen, das in einem weitläufigen Messeareal stattfand, mit hunderten von Ausstellern, für mich ein Augenöffner für die im Westen völlig unterschätzte Bedeutung der Seidenspinner für Kultur und Ernährung der Menschen. Eine weitere Begegnung hatte ich mit Prof. Weerasak einem Doktor der Biologie, der sich auf Pilzzucht konzentriert hatte und insbesondere auf die Zucht von *Cordyceps*, einem weltberühmten, weil unglaublich teuren Medizinalpilz Asiens. Dieser Pilz *Cordyceps*

sinensis wächst auf abgestorbenen Raupen von grossen Nachtfaltern, die sich zur Überwinterung, weit oberhalb der Baumgrenze, im Himalaya-Gebirge, im Boden verkriechen. Viele überleben das nicht. Und wenn der Schnee geschmolzen ist, können Kenner mit viel Glück, die dünn keulenartigen Fruchtkörper sehen, sie aus der im Boden vergrabenen, abgestrobenen Raupe einige Zentimeter über die flach am Boden geduckte Grasschicht ragen. Die getrockneten Fruchtkörper von *Cordyceps sinensis*, wie der Pilz wissenschaftlich heisst, werden teurer als Gold gehandelt, 50-70 Tausend Franken pro Kilo. Es gibt in Nepal und anderswo kleine Märkte für *Cordyceps sinensis*, die man sich wie Kontore von Diamantenhändlern vorstellen muss. Ein Bekannter von mir, der Amerikaner Daniel Winkler, organisierte bis vor kurzem für betuchte Pilzfreunde Pilzreisen, das heisst Expeditionen zu diesen Märkten und Fundorten von *Cordyceps sinensis* irgendwo an geheimen Orten in den Bergen. Dr. Weerasak versuchte mit seiner Forschung herauszufinden, ob man *Cordyceps sinensis* züchten kann, ein Vorhaben zahlreicher Unis in Asien, weil viel Geld im Spiel ist und die Suche nach dem natürlich wachsenden, seltenen Fruchtkörper eine ungaubliche Rackerie ist, auf dem Boden kriechend, auf endlosen Hochgebirgswiesen. Eine Art Pilzgoldrausch in der mykologischen Forschung begann. Wer findet zuerst eine Methode

zur Zucht? 2014 hatte Dr. Weerasak ein Prozeßing gefunden, um auf den abgestorbenen Puppen des chinesischen Maulbeer-Seidenspinners, *Bombyx mori*, einen Verwandten des Heilpilzes zu züchten, mit Namen *Cordyceps militaria*, der traditionell ebenfalls zur Tumorbekämpfung eingesetzt wird. *Cordyceps sinensis* selber ist ein traditionelles Medikament gegen Krebs. Auch die wissenschaftliche Forschung hatte begonnen, sich mit dem Thema der Tumورهemmung durch Pilze zu befassen und erkannte, dass es solche Effekte tatsächlich gibt. Im Labor kann man Mycel des Pilzes *Cordyceps sinensis* seit längerem in Fermentationstanks herstellen für Präparate in Tabletten- oder Kapselform. In Asien gehören Pilze zu den wichtigsten pharmazeutischen Produkten, noch wichtiger als Pflanzen. Heute verkauft man überall in Asien getrocknete Raupen von *Bombyx mori*, aus denen der keulenartige Fruchtkörper eines *Cordyceps* Pilzes wächst. Sogar in den Hochglanz-Bordshop-Magazinen vieler Airlines findet man seitenweise Werbung für dieses exklusive Produkt asiatischer Heilkunst, neben Parfums, Uhren, Techgimmicks und Edelschnäpsen.

So kam es, dass ich Prof. Sivilai und Dr. Weerasak anfragte, ob sie interessiert wären, in die Schweiz zu kommen und an der Skyfood Konferenz über essbare Insekten an der Zürcher Hochschule für Angewandte

Wissenschaften ZHAW teilzunehmen, mit denen ich damals eine Zusammenarbeit begann und über ihre Forschungsaufgaben zu berichten. Vielleicht, so war der Hintergedanke, könnte man auf diesem Weg sogar eine Zusammenarbeit mit der Khon Kaen Universität initiieren. Sivilai und Weerasak sagten zu. Sie hielten vor erstauntem Publikum ihre Vorträge. Sivilai begann ihre Präsentation im lila Eri-Seidenkostüm mit einem Bild der thailändischen Königin und einer Danksagung an sie. Für eine Ausstellung hatte sie Seifen mit Sericin, Stoffmuster, Salben, Snacks aller Arten mit frittierten Puppen, Raupen, getrocknete Nashornkäfer, Wasserwanzen und Bambuswürmer mitgebracht, ein ganzes Arsenal von Lebensmitteln, die in der Schweiz von Gesetzes wegen offiziell bis heute für den Markt verboten sind, obschon man sie in Asien schon ass, als unsere europäischen Vorfahren noch neben einem Haufen angebrannter Bärenknochen in feinstaubbelasteten Höhlen hausten.

Ich anerbote mich, mit den beiden Gästen aus Thailand eine Schweizer Tour zu machen und fragte sie, was sie gerne sehen möchten. Sie wären überglücklich, sagten beide einstimmig, einmal in ihren Leben den Ort sehen zu dürfen, wo ihr geliebter König Bumiphol zur Schule gegangen war, in Lausanne nämlich, an den südlichen Gestaden

und Weinhängen des Genfersees, an der ETH, der Eidgenössischen Technischen Hochschule, einer damaligen Eliteuni. Also machte ich mit den beiden eine Ausfahrt dahin. Beide hatten Tränen in den Augen als sie den goldglitzernden, thailändischen Dankes-Pavillon besuchten, den die Königin von Thailand der Stadt Lausanne geschenkt hatte, als Grand Merci für die Zeit, die der spätere König Bumipohl hier bei seinem Studium in der Schweiz verbracht hatte.

An einem anderen Tag machte ich mit meinen bescheidenen und interessierten Akademikern eine lokalpatriotische Führung durch meine Heimatstadt Zürich. Beim Münsterhof wollte ich ihnen die Fraumünsterkirche von Innen zeigen, wegen den farbenprächtigen Chorfenstern, die Marc Chagall kreierte hatte. Ich war sehr enttäuscht festzustellen, dass wir da nicht hinein kamen. Auf einer Tafel an der Eingangstüre hiess es lapidar, die Kirche sei nur bis 18 Uhr geöffnet. Egal, sagte ich mir, dann spazieren wir eben über die Gemüsebrücke und am Rathaus vorbei zum Grossmünster hinüber, der Hauptkirche von Zürich, aus der Zeit von Karl dem Grossen stammend, um 1000. Darin gibt es einiges zu sehen. Aber auch hier: Geschlossen. Eine Frechheit. Geschlossene Kirchen! Da hatte ich die Schnauze voll. Ich hatte mir zwar geschworen,

so lange meine Kirchensteuer zu bezahlen, solange es bei den Evangelischen Menschen gibt wie Pfarrer Ernst Sieber, ein Freund von mir. Doch als ich bei beiden Hauptkirchen Zürichs vor verriegelten Türen stand, da hatte ich genug. Das wollte ich nicht länger unterstützen. Ich schrieb postwendend dem für meine Gemeinde zuständigen Walenstadter Pfarrer, dass ich nicht dulde, dass die protestantischen Kirchen Zürichs geschlossen sind. Schliesslich bezahle ich genau dafür meine Steuern, dass für Hilfesuchende die Kirchen offen sind, wenn jemand in Not und Bedrängnis kommt und zwar immer, erst recht mitten in einer Weltstadt wie Zürich. Meinen Austritt formulierte und unterschrieb ich sofort. Aber so einfach ist das nicht. Ich musste zuerst auf der Gemeinde vortraben, um mein Austrittsschreiben beglaubigen zu lassen, für einen Betrag von 25 Schweizer Franken, was ich natürlich tat. Man muss sich, dachte ich, sogar noch freikaufen aus der Kirche. Wie jämmerlich! Ernst Sieber, der damals noch lebte, habe ich davon nichts erzählt. Vermutlich hätte er es sogar verstanden. Er war selber kein Religiöser, sondern ein Herzenschrist. So waren also indirekt die essbaren Insekten, *Samia ricini* und meine beiden Gäste aus Thailand Anstoss für meinen Kirchenaustritt, den ich bis heute nicht bereue.

Der erste geschlüpfte Schmetterling in meinem Aerrarium im Hotel «Pour Vous», wird von Augustin mit einem breiten Lächeln besichtigt. Dann reden wir über die Fertigstellung des Baignoires. Augustin seufzt: «Die Leute meinen, Wasser sei grundsätzlich sauber. Sie trinken Wasser noch heute aus jedem Bach, einfach so, bedenkenlos, weil sie meinen, Wasser sei sauber, pures, mythologisches Denken. Man muss beim Baignoire unbedingt anschreiben, dass das Wasser aus dem Filter nicht steril ist, und dass man es für den Konsum abkochen soll.»

Ein vierter Samia ist geschlüpft, allerdings noch mit zerknitterten Flügeln. Ich spraye ein bisschen Wasser, damit die Tiere nicht austrocknen. Morgen geht es auf die grosse Reise nach Kilueka. Um 14 Uhr ist Augustin aber noch nicht da. Vermutlich haben sie selber die benötigten Waren eingekauft. Augustin hat gestern beim Abendessen noch meine Einkaufsliste kopiert. Es ist wahrscheinlich einfacher und billiger, ohne blauäugigen Weissen im Schlepptau einzukaufen. Ausserdem habe ich mich bei Augustin entschuldigt, dass ich bei solchen stundenlangen Einkaufsorgien im Staub und Hitze manchmal ungeduldig werde. Ich hätte die Dinge ja aus der Schweiz mitnehmen können, wenn ich gewusst hätte, dass man Bedarf hat nach MPPT, Balancer, Inverter

Tagebuch 20. September 2023, Mittwoch

Um 7 Uhr aufstehen, packen. Mail checken. Ich trinke eine Tasse Kaffee im Hotel-Restaurant. Das ist schmutziges, heisses Wasser, dazu wird ein schon geöffnetes Tütchen Kaffeepulver gereicht. Das weise ich zurück. Ich will eine neue Tüte, verschlossen. Sie hätte es aufgemacht für mich, sagt die junge Frau. Ich sehe aber, dass es nicht stimmt, weil ich zerknitterte Aluminiumfolientüten, die man man mit irgendetwas, das Kaffeepulver ähnelt, abfüllt, kenne. Ich gehe nicht darauf ein. Ich will eine ungeöffnete Tüte. Schliesslich kostet das Gebräu 5000 FCC das sind satte 2 Dollars. Endlich geht die junge Angestellte des Restaurants und holt, von weiss ich woher, es dauert fast 10 Minuten, eine ungeöffnetes Säcklein Instant-Kaffee-Pulver. Es hat einiges geändert im Hotel «Pour Vous». Den frühere Chef habe ich nicht gesehen. Der Monsieur an der Reception ist aber der alte.

Um 9.30 Uhr beginnt ein Stromausfall. Um 10 Uhr ist noch niemand da, der mich abholt. Ich bin wie immer 2-3 Stunden zu früh bereit. Augustin wollte noch Proviant einkaufen. Das kann man aber gerne ohne mich machen. Ich habe zwei Flaschen Wasser gekauft für unterwegs, mehr brauch ich nicht. Es stinkt im Zimmer von der schlecht entlüfteten Kanalisation der Toilette. Ich öffne das Fenster.

Jetzt stinkt es anders, nämlich nach den Schwarm von Stromgeneratoren, Oeldampf, Abgas, verbranntem Plastik und Gummi, süßem Moder von verfaulten Bananen und Fett von Grills mit Fisch und Poulet. Um 12 kommen Augustin und Guelord. Christian ist unser neuer Chauffeur. Der Wagen ist bis unters Dach gefüllt mit Solarpanels, Sand, Brettern, meinen Koffern, usw. Es hat auf dem Rücksitz nur Platz für mich. Der Rest ist zugestopft mit Rucksäcken, Computertaschen und Apparaten, Mppt,s, Invertern, usw. Guelord sitzt vorne neben Augustin auf dem breiten Beifahrersitz. Sie Samias sind neben mir auf dem Hintersitz in einem würfelförmigen Netzgehege, einem sogenannten Aerarium. Es sind jetzt sieben Stück ausgeschlüpft. Im Stau von Kinshasa wird plötzlich unser Auto von 5 Polizisten umstellt, drei Frauen und zwei Männern. Es beginnt eine laute Diskussion. Auch Augustins Tonfall wird jetzt etwas rauher und aggressiver. Das bi ich mir von ihm nicht gewohnt. Unser Auto ist ein Wagen des Ordens von Malta ruft er erbost. Offenbar wollen die Polizisten irgendein Problem kreieren wegen der Höhe der Ladung auf der Ladebrücke oder so. Aber nichts hängt hinten raus, erklärt Augustin. Also ist alles in Ordnung. Unter Geschimpfe entkommen wir diesem Erpressungsversuch.

Augustin kauft eine Schachtel Malarone. Die kostet

hier 56 Dollar für 12 Tabletten, gegenüber 40 Franken in der Schweiz. Das ist die Taktik der WHO: Artemisia annua, das natürliche Antimalariamittel verbieten, dafür Preise für Malarone anheben, sodass möglichst viele möglichst schnell verrecken. Den Rest erledigen wir mit der Gratis-mRna Gentherapie-Impfung von Kindern in der Savanne von Kijela. Eine verdammte Sauerei! Diese WHO-Banden mit ihren Krebsmetastasen in den Gesundheitsämtern überall, hier in Kongo der INRB, der auch die PCR-Test-Vorausgelder abkassiert hat gehören alle hinter Gitter. Es läuft ganz klar ein internationales von der WHO orchestriertes und von der Finanzwirtschaft, Blackrock, Vanguard, WEF angetriebenes Euthanasieprogramm.

Oh, ihr armen Schmetterlinge, hier, im Gerüttel und der Hitze des Autos. Ihr zittert im Takt des Motorgewackels. Es sind nur Weibchen, meine ich. Am Rondpoint I-Pen nach einem Aufstieg auf eine Bergkrete, die Kinshasa umgibt, gibt es, wie immer, ein unvorstellbares Chaos von hunderten verkehrter Fahrzeuge die hupend und drängelnd, ohne erkennbare Regeln sich um einen Kreisel quetschen wie durch einen Fleischwolf für Autos, Taxis, Lastwagen, Händler, Taschendiebe und Gangster, die Waren von den Ladeflächen der stehenden Autos klauen, Jeder ist sich selber im Weg. Ein versprengtes Rudel von Polizisten triller-

pfeift sich durch den Gestank. Nach nur einer Viertelstunde sind wir durch. Der Wechselkurs für einen Dollar beträgt 2500 FCC. Benzin kostete der Liter 3000 FCC

Erst da, wo die endlosen Friedhöfe die N1 säumen, geht es wieder zügiger voran. Ein paar Lastwagen stehen mit geöffnetem Motorverdeck mitten in der Strasse, aber das ist normal.

Um 20 Uhr Ankunft im stockfinsternen Kilueka. Seit Kisantu haben wir die Fenster verriegelt gehalten wegen dem Staub, der wie eine dicke Schicht von rosaorangem Makeup entlang der Strasse alles bedeckt, alle Pflanzen, Häuser, Tiere, Menschen, Läden. Alles. Es wird sofort etwas kühler im Auto, wegen der Klimaanlage, die noch funktioniert. Jetzt erwacht ein Männchen der Samias und es findet eine Paarung statt mit einem schönen Weibchen. Sex im Auto. Oder, wenn man etwas romantischer sagen will, Heirat unterwegs. Was das wohl für Raupenkinder gibt?

Im Lichtkegel des Autos sehen wir viele Leute, die von den Feldern nach hause marschieren. Christian, unser Chauffeur ist sehr vorsichtig gefahren, Dies ist auch notwendig, denn die Strasse ist in einem elenden Zustand und der Toyota-Pickup ist übervoll. Zehn Säcke Sand, 6 gros-

se Solarzellen, Bretter, alles mögliche. Niemand ist da. Augustin knippt an der Aussenseite des Batitec genannten Oekonomiegebäudes eine Lampe an. Dann holt er den Schlüssel. Jetzt erscheint Jolie. Sie sieht gesund und munter aus.

Ich zeige ihr das erste Paar von Samia, das auf der Fahrt geheiratet hat. Die anderen Schmetterlinge sind irgendwie paralysiert, was ich verstehen kann, weil sie bei solchen Fahren vielleicht auch ganz winzige Gehirnerschütterungen erleiden. Ich wünsche der Schar jetzt vor allem Ruhe. Auf der Fahrt sah man überall grosse Plakate am Strassenrand mit fettigen, glänzenden Köpfen drauf. Es sind wieder Wahlen. 500 Deputees werden gewählt. Da kann jeder, der nichts gelernt hat, sich bewerbe. Ein Namensvetter von Augustin, Albi Konda hat ein hübsches Sümmchen in Plakate investiert. Es lohne sich, sagt Augustin. Man erhalten 20⁰000 Dollar pro Monat als Deputierter. Das ist ja fast wie ein Lottogewinn. Albi Konda habe in Lemfu eine Untertützgruppe zusammen getrommelt, Fanuelle und Jolie seien auch dabei. Er, Augustin, hält von Politik gar nichts. Zero. Nur Selbstbeweihräucherung sei das, Selbstbereicherung zum Schaden des Volkes. Das ist sein Urteil. Es sind alles Margulins, Gauner, Halsabschneider.

Die Stromversorgung kommt nun von Kisantu schon ein Stück entlang der Strasse ins Hinterland. Wie weit das nun schon gehe, frage ich Augustin. Er sagt, dass das sozusagen eine private Stromversorgung sei für das Missionszentrum zwischen Kisantu und Ngeba. Das hätte wohl der Vatikan finanziert. Eigentlich wollte man damit seit Jahren fertig sein. Aber das Geld sei verschwunden. Wo verschwunden? Bei der Baumfirma, die man beauftragt habe. Aha. Der Vatikan wird es kaum merken, wenn in Afrika ein paar Millionen für eine private Stromleitung ihrer Missionsstation versickert. Ursprünglich habe man den Leuten in Ngeba versprochen, dass man den Strom bis zu ihnen bringen werde. Damit wurde aber nichts. Man hat bei der Abzweigung, wo die Stromleitungen von der RN16 abbiegt zum Missionszentrum ein paar Strassenlaternen hingestellt, deren Lampen entweder geklaut oder gar nicht erst montiert wurden. Von da an ist es schwarz, wie ja auch in Lemfu, einer Stadt mit 50-80⁰⁰⁰ Einwohnern, so genau weiss das niemand, wo es weder Strom gibt, noch ein Abwassersystem noch eine Wasserversorgung. Ueberall flackern die Flammen unter Kesseln mit dem Abendessen an den Feuerstellen vor den Hütten entlang der Strasse.

Jolie hat ein Abendessen vorbereitet mit Amaranthgemüse, Reis, Fufu und Poulet an einer feinen Sauce. Ich habe den ganzen Tag bisher nichts gegessen. Ein paar ge-

trocknete Bananenchips an der Strassenzollstelle von Matadi, das wars.

Augustin sagt, dass Martin Hirt ihn fragt, was man tun könne, dass nicht alle jungen, männlichen Afrikaner ihre Heimatländer verlassen und jetzt zu Zehntausenden die Insel Lampedusa überrennen und im Handstreich eingenommen haben, ein Elend sondergleichen. Ich komme wieder zurück auf unsere Idee, das Modell eines modernen ländlichen Dorfes zu entwickeln, um den Leuten eine Alternative zu bieten zur Stadt, in der die Zustände katastrophal sind, wie in Lemfu z.B. aber auch in Kinhasa, wo es keine Arbeit gibt. Klar ist jedenfalls dass die jungen, schwarzen Männer entweder von ihren Familie finanziert werden und von der Illusion überzeugt sind, in Europa ihr Paradies zu finden, oder zumindest eine Chance zu haben, da eine weisse Frau oder, wenn das nicht klappt mit der Liebe, sich wenigstens in die Sozialsysteme einzuheiraten, eventuell einen Job zu finden und wenn nicht wenigsten gratis ausgehalten zu werden, dadurch nicht der eigenen, afrikanischen Familie auf der Tasche zu sitzen, sondern ein vom Staat finanziert Dasein zu fristen, von einem Staat notabene, der heillos überfordert ist, oder weigstens eigennützig sich so gebärdet, denn dem dysfunktionalen Staat nützen die Millionen von Migrantinnen. Sie füllen Häuser,

Hotels, Turnhallen, vergrössern und bereichern die Sozialindustrie, das Wahlsubstrat, den Konsum, damit die Mehrwertsteuereinkünfte des Staates, der einfach Geld druckt, um das alles zu finanzieren, indem er seine Bürger verschuldet und ihnen gleichzeitig Bürgergeld nachwirft, um sich als Sozial- und Industrielobbyverwaltungsapparat immer weiter aufzublähen.

Am Schluss unserer abendlichen Diskussion sind wir soweit, dass es vielleicht eine Möglichkeit wäre, ein grosses Terrain zu kaufen, sagen wir fünf Hektaren, darin eine vernünftige dörfliche Infrastruktur erstellen, Wasserversorgung, Elektrizität, Abfallentsorgung, Schule, Begegnungszentrum, aber KEINE Kirche. Danach können wir Parzellen an Leute verkaufen, die sich hier niederlassen möchten. Klar ist jedoch, dass solche Zuzüger mit den Regeln der Dorfgemeinschaft einverstanden sein müssen. Es muss eine Art Genossenschafterversammlung geben, eine Verfassung erstellt und ein demokratischer Prozess installiert werden, in welchem die Bewohner und Betreiber des Dorfes, sozusagen der Ersatzstaat, gemeinsam Probleme lösen und Weiterentwicklungen beschliessen. Ein Hauptproblem wird das Thema Arbeit sein und sicher auch die Finanzierung, also eine Art Bank oder lokale Währung. Augustin stöhnt. Er denkt schon wieder

daran, wer das alles bezahlen soll. Ich sage nur, dass uns das jetzt zunächst nichts angeht. Es ginge zuerst darum, unabhängig von Geldfragen eine gute Idee für ein solches Modell zu entwickeln. Vielleicht ergebe sich dann daraus auch eine Idee für die Finanzierung. Was er, Augustin, denn nun Martin Hirt antworten werde. Augustin ist müde, er hat Schnupfen. Ich habe ihm eine Vitamintablette gegeben. Er hat am Abend Tee getrunken, aber kräftigt zugelangt beim Essen. Das ist ein gutes Zeichen. Am kleinen Zeh des linken Fusses hat er unter dem Nagel einen schmerzhaften Befall eines Hakenwurms, wie er sagt. Augustin meint dass es hier Leute gibt, die sowas rausschneiden könnten. Das tue aber fürchterlich weg. Jolie scheint das nicht stark zu bewegen. Ein Zeichen, dass es nach ihrer Ansicht nicht eine so sehr ernste Sache ist. Die Sterne sind sichtbar, der Mond auch. Eine klare Nacht. Ah, diese saubere Luft hier! Das wird auch den Samias gut tun.

21. 9. 2023 - erster Tag in Kilueka

Aufstehen um 6 Uhr. Es hat eine dünne Hochnebel-schicht. Um 7 Uhr ist die Sonne da, zuerst tieforange wegen den anhaltenden Buschfeuern überall. Es sind die letzten Tage der Trockenzeit, also brennt man noch rasch die

Felder nieder, die man bestellen will. Augustin sagt, dass die Safus, die Hauptfrucht der Gegend, dieses Jahr etwas verspätet seien mit der Blüte. Neben der Terasse, wo ich mein Büro einrichte, sind tausende von gebrannten Ziegelsteinen auf dem Rasen gestapelt. Sie sind vorgesehen für das neue Guesthaus das Augustin bauen will. Er sucht noch Geld für die Finanzierung. Das erwähnt er mit grosser Regelmässigkeit. Aber ich bin selber schon Sponsor, weil ich ja alle meine Ausgaben aus der eigenen Tasche vorfinanziert habe und ausserdem noch 2500 Dollars von der vorletzten Reise noch nicht bezahlt sind. Auch habe ich keinerlei Reserven mehr. Ich werde keine Versprechen machen. Ausserdem ist der Plan für das Guesthouse, den ich bereits gemacht hatte, im Nachhinein von Augustins Architekt Richard abgeändert worden, in einer Art, die ich nicht tolerieren würde, weil plötzlich die zuvor formulierten Bedingungen, die mein Plan eingehalten hat, nun nicht mehr eingehalten werden und ich nicht sehe, was dabei die Vorteile sein sollen. Ich habe eher das Gefühl, dass man wieder die Sache verkompliziert und verteuert und unpraktisch macht, ohne vernünftige Begründung. Mich hat man zum neuen Plan nicht mehr gefragt. Ich werde das nicht proaktiv kommentieren, sondern erst antworten, wenn man mich fragt, dann werde ich aber ganz offen sein. Ich will mich nicht in alles einmischen. Heute geht es darum,

die Jobs für meine 19 Tage, die ich hier verbringe, zu definieren. Priorität ist die Fertigstellung des Filters der Pumpe und Inbetriebnahme des Baignoires, dann Fische und Samias.

Jetzt erscheint Fanuelle, mit einer Che Guevara Kappe und einem Camou-Shirt. Ich übergebe ihr die Samias. Und die Antherina suraka. Wir sprechen über die Aufzucht, die offenbar in der Trockenzeit mit Ricinus viel besser gelingt als mit Maniok, der zu schnell austrocknet.

In einem der beiden Kartonschachteln mit den Samia-Kokons sehen wir eine Weibchen, das Eier gelegt hat. Das Weibchen ist vor zwei Tagen geschlüpft. Eine Accpouplage (Paarung) habe ich aber nie gesehen. Nun sind überall Eier verstreut. Sie sind befruchtet sagt Fanuelle. Fanuelle erkennt Eier an der Farbe, ob sie befruchtet sind, oder nicht. Sie sagt, dass bei leichter Färbung die Eier befruchtet sind.

Fanuelle sagt, dass sie mit ihren drei Assitentinnen einen Willkommenssong vorbereitet habe für mich. Sie werde die drei holen. Wow. dieser Willkommenssong. Das erlebe ich zum ersten mal. Ich bin berührt. Es sind Douchie, Merveille und Therese mit Fanuelle, die singen. Eine tolle Frauengruppe. Die jungen Dame sind zwischen 18-23 Jahre alt, kommen alle aus Lemfu. Sie wurden Augustin vorgeschlagen von einem Pretre, der die Mädchen kennt. Nach

dem Gesang herrscht grosse Frögllichkeit. Die Jungs der Arbeitstruppe am Morgenfeuer sind ein bisschen eifersüchtig. Die Mädchen kichern. Ich sage Fanuelle, dass sie sich bei mir melden solle, wenn es Malariafälle gebe. Erst dann sagt sie, dass sie gerade selber einen Anfall habe. Das hätte sie nicht mal gewagt zu sagen, ohne dass ich frage. Ich frage sie ob sie sicher sei dass es Malaria ist. Sie sagt. Ja, sie esse nicht, habe eine steifen Nacken, alles klare Zeichen. Se kennt das. Es ist nicht das erste Mal. Ich sage ihr, wir beginnen die Therapie am Nachmittag. Es sind drei Tage hintereinander jeweils vier Tabletten. Zum Glück habe ich zwei Packungen in Reserve.

Boika, der grosse, beige Hund, kurzhaarig bullig aber mir langer Nase, ist jetzt bei Fanuelle untergebracht, seit der frühere Surveillant Frank weg gegangenist. Mir scheint, dass der Charakter des Hundes etwas milder und weniger hysterisch geworden ist. Er spielt sogar mit Fanuelle. Und jetzt wo wir zusammen reden, sitzt er genau unter dem Tisch, an dem ich draussen auf der Terrasse arbeite. Die Sonne steigt, aber es ist immer noch eine Hochnebelschicht da. Audrey kommt vorbei. Er interessiert sich zuerst für meinen neuen Computer, Raspberry Pi. Ja, das sollten wir hier einführen. Aber man muss auch das Geld haben dazu. usw. Wir reden über dies und das. èber ge-

schlechterrollen, dass nicht alle Familien haben wollen, Jesus auch nicht verheiratet war, die Bienenkönigin Marie immacule, usw. das driftet ab. Er muss sich noch um Benzin kümmern für die Motos, die mit den Arbeitern auf die Felder fahren. Henry habe ich kurz gesehen. Die Bäckerei funktioniert, sagt Jolie. jetzt habe man eine gute Equipe. das Team ist eingespielt. Schön das zu hören ich hatte schon befürchtet, dass nach den Preisexplosionen für Mehl alles zusammen bricht.

Zum Frühstück gibt es kein Brot aus der Bäckerei. Jolie sagt, dass sie die Buchhaltung mache, Augustin redet davon in Kisantu Mehl zu kaufen. Man will vielleicht nicht sagen, dass die Bäckerei nicht läuft. Ich werde morgen mal ganz zufällig einen Besuch machen.

Besichtigung beim Baignoire mit Christian und Audrey. Die Umgebung der Anlage ist sehr schön aufgeräumt worden. Nun pflanzt man um die grossen Fischteiche Rasen und man will auch Blumen aufziehen um einen hübschen und gepflegten Eindruck zu machen. Die Anlage ist sehr gut gebaut worden, fast perfekt nach den Vorgaben, ausser die Wasserablaufkanäle, die ich offen machen wollte, um sie einfacher reinigen zu können. Nun hat man Plastikrohre verlegt, wo Ratten und Mäuse reinkriechen werden und es schwierig wird sie sauber zu halten. Aber immerhin.

Nun müssen also mit viel Geld eine Pumpe und die Elektrizität installiert werden. Das Beispiel zeigt, wie eine seriöse Planung viel Geld sparen kann. Hätte man zuvor abgeklärt was mit dem überschwemmten Gebiet passiert, wäre es nicht zu dieser Katastrophe gekommen die in etwas so aussieht: Architekt Richard hat die Vorgaben und die detaillierten Pläne ignoriert und den Damm 2 Meter hoch gemacht, statt 120 cm. Das ganze Tal wäre überschwemmt gewesen. Mit viel Geld wurde die Seespiegelhöhe auf 120 cm reduziert, neue Ausflusskanäle gebaut, sehr aufwendig. Dann wurde ein Bagger engagiert um den Damm aufzuschütten. 1000 Dollars weg. Dann merkte man dass der Mann, dem das Zuckerrohrfeld gehört das überschwemmt wird - was wir von Anfang an wissen - es nicht hergeben will und gegen Augustin vor Gericht geht. Er gewinnt offenbar. Der See kann nicht angestaut werden. Der ganze Damm und alles ist vergeblich. Ich schätze den Schaden auf 6-10000 Dollars! Ausserdem kann man nun meine Venturi Pumpe, sogenannte Rampump, oder Widderpumpe, nicht installieren, die ohne externe Energie das Wasser gepumpt hätte. Man muss jetzt eine elektrische Pumpe einplanen: Nochmals mit allen Umbauten 5000 Dollars. Mit einem Minimum an Disziplin, Planung und Voraussicht hätte man locker 15-20k sparen können hier. Das geht auf die Kappe von Richard und Au-

gustin. Man will manchmal einfach nicht hören, sondern macht einfach irgendetwas, das man sich in einer bekifften Hirnwindung zusammenillusioniert oder aus einem Finger gesogen hat. Aber item. ich helfe einfach so gut es geht und ich bin ja auch nicht frei von Fehlern. Weiss Gott nicht. Also habe ich jetzt alle Pläne gezeichnet für ein Haus für die elektrischen Installationen, Batterien, Inverter, MPPT, für die Türen und Lüftungen, für den Bau des neuen Dammes, der Wasser anstaut für die Pumpe, die das Wasser in den Filter transportiert. Schlauch und Kabel und alles habe ich aus der Schweiz mitgeschleppt, weil ich sowas geahnt habe, obwohl Augustin nie davon geredet hat. Ihm ist es sicher peinlich, was da alles schief gelaufen ist. Ausserdem sollte Irene die Pumpen die ich ihr schon im Detail zum Kauf empfohlen hatte aus Deutschland bringen,. Allerdings hat man ihren Pass mit dem Visa verloren, sagt sie, der Flug wurde also annulliert und die Waren, die sie dann per Post geschickt hat, sind verschwunden, oder nicht angekommen. Das hört man immer häufiger. Sachen kommen einfach nicht an. Man könne Geld zurück verlangen mit der Versicherung aber das heisst: fünf Tage lang Formulare ausfüllen. Diese Gauner wissen ganz genau, dass das kaum jemand macht. Es ist dasselbe wie mit dem Fluggepäck in München. Benjamin hat gesagt dass auf seinem Flieger, der direkt von Bangkok nach München ging, sämtliches

Gepäck «verloren» gegangen sei. Eine dreiste Lüge. Wahrscheinlich hat man einfach keine Leute angestellt, hat alles auf eine Halde gekippt. Und nun muss jeder Passagier mühsam stundenlang Formulare ausfüllen, und Fragen beantworten: Was war in dem Koffer drin usw. Und dann bekommst du vielleicht deinen Koffer irgendwann wieder. Eine solche erbärmliche Stümperhaftigkeit und eine solchen Zerfall von Zuverlässigkeit habe ich in meinem Leben noch nicht erlebt beim Reisen, nicht mal in den ärgsten Bananenrepubliken. Aber neuerdings ist alles möglich in Süddolfs Land, München. Es ist eben Oktoberfest und alle sind offenbar damit beschäftigt sich volllaufen zu lassen und gleichzeitig schimpft man über die Unzuverlässigkeit der Afrikaner, Chinesen und Inder. Ha Ha Ha.

Im grossen Bassin hat es einige erwachsene Tilapien von gegen 30 Zentimeter. In Anbetracht dessen, dass man sie nicht ernährt, ist das nicht schlecht. Es hat auch eine ganze Menge Jungfische. Ein Zeichen, dass die Fortpflanzung funktioniert, was insgesamt für die Anlage spricht. Aber Augustin will jetzt unbedingt Ngolos züchten, Katzenwelse. Er hat offenbar immer noch nicht verstanden, dass man auch diese Fische füttern muss, damit sie wachsen. Irgendwie scheint das nicht in das lokale Gedankenschema zu passen. Selbst bei einem so blitzgescheiten Mann wie Augustin. Gewisse Dinge will man einfach nicht

glauben. Mir scheint manchmal, dass alle versuchen, mich zu widerlegen. Obschon ich ja gar keine Wetten machen will. Ich berichte ja nur, was ich aus Erfahrung selber weiss. Ausserdem sind die Teiche neben dem Baignoire nicht richtig gefüllt, weil der Damm nicht angestaut werden konnte um Wasser hinein zu führen - auch eine Folgeerscheinung des Debakels mit dem krepiernten Dammprojekt das Unmengen Geld verschlungen hat. Gut, verglichen mit den zwei Milliarden für den nicht funktionierenden BER Flughafen ist das natürlich Peanuts. Und verglichen mit dem Billiardenschaden des Coronawahnsinns sowieso. Einer profitiert eben immer, auch wenn man Millionen in den Sand setzt. Es profitieren diejenigen, die das gebaut, gemacht, installiert haben, was zu nichts nützt. Und auch darauf gibt es Mehrwertsteuer, Einkommenssteuer. Den Staat interessiert gar nicht mehr, ob etwas funktioniert oder gebraucht wird, Hauptsache es wird etwas gemacht und gekauft. Das bringt Einnahmen. Das wollen viele einfach nicht begreifen, weil es irgendwie ihr Weltbild von der sinnvollen Arbeit und vom Nutzen des Einsatzes in Wohlfahrt und Entwicklungshilfe und Gesundheit stört. Die Message ist leider: Leute, das meiste ist schlichte Vergeudung von Arbeit, Verschwendung von Wertstoffen, Vernichtung von Lebensenergie und von dem, was uns die Vorgängergenerationen erarbeitet, oder ergaunert, jedenfalls hinterlassen haben.

Am Nachmittag erscheinen einige hohe Wolken. Christian hat gesagt dass es wohl in zwei Wochen zu regnen beginnt. Wir müssen dringend das Tilapienbecken ablassen, die Fische rausnehmen, die wir für die Nachzucht brauchen, denn wenn es mit dem Regen los geht ist es zu spät. Der Plan war: Reinigung im September. Düngung des Wasser im Oktober, Neubesatz im November. Aber wie es mit den Plänen ist, ist bekannt. Es sind Pläne und die Realität hält sich nicht daran.

Es gibt in einer unter Dichtestress leidenden Gesellschaft leider immer stärkere Effekte von Neid und Missgunst, also Sabotage der Erfolge anderer. Statt selber weiter zu kommen, behindert man andere dabei weiter zu kommen. Man muss heute aufpassen, dass man sich nicht in Kriege mit Destruktiven einlässt, die einzig das Ziel verfolgen, deine Energie zu versenken. Deshalb habe ich ja zur Warnung das Buch «Wege des Esels» geschrieben. Heute muss man aufpassen, sich nicht auf den Blödsinn anderer einzulassen. Notfalls muss man sich zurücknehmen und in Ruhe einen Platz suchen, wo man seine positive Energie investieren kann, die aus dem Interesse an einer Sache uns zufließt.

Insgesamt scheint es mir ruhig hier. Augustin ist nach Kinsumbu gegangen, um zu schauen, wo man die Nachzuchtanlage für Samia bauen kann. Das Problem ist, dass unser Hilfswerk nicht verstehen will, dass wir ein Labor brauchen, das Mindeststandards von Hygiene garantiert. Sonst kann man die Populationen nicht sichern. Bestimmt werde ich aber bei einem erneuten Verlust nicht nochmals nach Thailand fahren, ohne meinen Aufwand komplett zu verrechnen. Da bin ich dann gerne ein störrischer Esel, wenn andere keine Einsicht zeigen, ohne jede Kompetenz und ohne unser ausführliches Buch zu lesen, irgend etwas Schwachsinniges entscheiden, was genau niemandem etwas bringt. Aber gut, lass die anderen auch ihre Fehler machen, aus denen sie selber lernen können, wenn sie wollen.

Hier, in Afrika, bin ich jedes Mal erstaunt, zu sehen, mit welcher ungeheuren Kraft die Natur ins Leben drängt. Selbst jetzt, wo die Vegetation durstet und sich der Regenzeit zu sehnt. Man sieht förmlich wie die Blätter den Wolken zuwinken als wollten sie sagen: «Hierher bitte regnen! Hier sind wir!» Bäume schießen in einem halben Jahr zwei drei Meter hoch. Hackt man einen Mpukumpuku heute um, ist er in einem Jahr wieder gleichweit ausgeschossen aus dem Wurzelstock. Eine Hektare produziert jeden Tag eine Biomassen-Energiemenge, die 15-20 Litern Erdöl entspricht.

Leider hat man die Nutzung von Biomasse unterdrückt, weil man lieber teures Oel und Strom von arabischen Spin- nern kauft und stattdessen die Savanne jedes Jahr nieder- brennt.

Fanuelle und ihre Assistentinnen kommen vorbei. Ich gebe ihr die erste Portion Malarone und wir reden mitein- ander über das Essen von Bienenlarven. Ich schenke ih- nen das Beezza Buch auf Englisch. Es ist eine wache und interessierte Gruppe. Sie stellen Fragen, sind neugierig. Das macht Hoffnungen.

Im Garten liegt noch immer der Palmstrunk, der von der Gewinnung des Palmweins übrig geblieben ist, daran wuchsen in mehrer Phasen Volvariellas, das sind Reiss- trohscheidlinge, ein begehrter Zuchtpilz und hier wohlbe- kannt und geschätzt. Ausserdem hat es im Stamm grosse Käferlarven, die Fanuelle fotografiert hat und die ich un- bedingt sehen will und ich frage wie der Palmweinherstel- ler sie isst. Da sagt Fanuelle, dass sie diese auch selber es- se, sie würden ausgezeichnet schmecken. Als ganze Käfer kann man sie essen, nachdem man die Beine entfernt hat. Man bereitet sie genau so zu wie die Grillons. Das werde ich mir nicht entgehen lassen. Wenn wir überschüssige Energie haben werde ich fragen, ob man für mich eine

Durchsuchung des Palmenstammes veranlassen kann, um sein Innenleben zu studieren. Oft hat es darin auch Schlammgänger und anderes Getier. Eine Baumleiche in einem tropischen Gebiet ist eine Wundertüte und ein höchst diverses Habitat. Offenbar ist das Palmholz auch ein gutes Substrat für die Zucht der Strohpilze.

Beim Einnachten, als ich draussen sitze und an einem Text über Jonas und den Wal schreibe, zieht mit heftigen Sturmwinden ein Gewitter auf, das erste dieser Regensaison. Eine Böe reisst einen Stuhl um und schleudert ihn quer über die Terasse. Die Papiere mit meinen Skizzen für Schloserteile und Anbauten des Baignoire fliegen davon. In letzter Minute kann ich sie noch einfangen, dann zucken Blitze vom Himmel und es beginnt in grossen Tropfen zu regnen. Allerdings nur kurz. Die heftige Gewitterzelle streift an Kiliueka vorbei. Aber ich muss meinen Computer nach innen verlegen und alle Fenster verriegeln. Da kommt auch schon Jolie mit dem Abendessen. Es gibt Reis mit Bohnen in Tomatensauce und grillierten Meerfisch (Thompstone, wie diese gefrorenen Fische aus Angola heissen) in Zwiebelsauce. Augustin meckert, dass es keinen Fufu gibt. Er sagt, dass hier ein Essen ohne Fufu gleichbedeutend sei, wie wenn es nichts zu essen gibt.

Am Abend berichtet Augustin erneut von den Misständen des Hilfswerks. Soeben habe man ihn angefragt, ob er etwas sagen könne zum Umstand, dass vom Geld, das überwiesen wurde nach Kinshasa 52000 Dollars fehlen. Er habe nur zurückgeschrieben, dass er dazu keinerlei Informationen besäße, weil er zu den Bankinformationen des Hilfswerkes keinen Zugang habe. Er habe seine eigene Bank. Ich kann solche Sachen schon gar nicht mehr hören. Diese Organisation ist sowas von marode.

Augustin hat eine Erkältung und wird noch immer geplagt von einem Tick an der kleinen Zehe. Er sagt, dass das Viech unter dem Zehennagel am Tag, wenn er in Bewegung sei, kaum zu merken sei. Aber nachts, wenn er ruhen will, beginnt das Ding zu fressen, was schmerzhaft sei und ihm den Schlaf raube. Das tönt nach einem Hakenwurm, den ich hier auch mal eingefangen habe vor zwei Jahren. Vielleicht ist es aber auch eine Zecke.

Freitag, 22. September 2023

Ein bedeckter, kühler Morgen. Starker, stetiger Wind aus Westen. Die Sonne bleibt hinter dickem Hochnebel

verborgen und wärmt kaum. Ein trüber Tag. Augustin ist daran den Zusammenarbeitsvertrag zwischen dem Hilfswerk und Songanzila für die Phase 2 zu überarbeiten. Die Leute in Bern haben nur ihre eigenen Bedingungen aufgeführt. Nun soll Augustin noch die Seite von Songanzila zur Sprache bringen. Eine mühselige Geschichte durch ein Minenfeld von gegenseitigem Misstrauen. Aber wichtig. Es wird vor allem darum gehen. Erstens: Zu sagen, dass man nicht mehr das Budget vorfinanzieren werde, wenn das Hilfswerk unfähig ist, zum definierten Termin die im Budget aufgeführten Zahlungen auszuführen. Man wird dann das Projekt einfach solange einstellen, bis die Budgetbedingungen wieder erfüllt sind. Man will nicht, dass sich die elenden Zustände der letzten drei Jahre wiederholen. Zweitens will man darauf hinweisen, dass die mutwillige Streichung des Nachzuchtlabors, schwerwiegende und kritische Folgen haben kann für das Gelingen des Projektes, weil es die Basis ist für den Erhalt vitaler Populationen in einem hygienischen Setting, wie es auch anderswo auf dem Planeten, in Indien und Thailand praktiziert wird. Songanzila übernimmt keine Garantien für den Erhalt der Populationen, solange ein solches Labor nicht realisiert und betrieben werden kann. Wir haben die Probleme doch im Detail beschrieben in unserem Buch. Genau dafür haben wir das Buch gemacht. Wenn man es einfach nicht lesen will,

sind wir für Schäden durch beratungsresistentes Hilfs-
werkbüropersonal nicht zuständig. Es scheint dass bei un-
serem Hilfswerk das Wichtigste die Buchhaltung ist, dass
aber auch diese ganz offensichtlich nicht funktioniert,
wenn man Augustin anfragt, ob er wisse wohin 52'000
Dollars von der Projektbank geflossen seien, mit der Au-
gustin absolut nichts zu tun hat.

Fanuelle zeigt die ausgetrockneten Maniokblätter der
Raupenzucht in der Briquetterie. Das ist kein idealer Platz,
weil er sich zu nah an der staubigen Strasse befindet. Zu
trocken. Die Raupen schlüpfen aus und vertrocknen. Man
muss regelmässig Wasser spraysen. Mich verwundern die-
se Probleme, die jetzt plötzlich auftauchen, nachdem man
60 Generationen ohne solche Probleme geschafft hat. Aber
item. Wir entscheiden, dass eben in der Trockenzeit die
Samias wieder in Plastikkisten im Hausinnern aufgezogen
werden, bis sie L2 oder maximal L3, das heisst im
zweiten oder dritten Raupenstadium.

Der Arbeitsplan für heute lautet: Pyrolyseofen bereit
machen zur Herstellung von Aktivkohle. Dann zu einem
Schneider fahren, um die Taschen für die Aktivkohle für
den Filter des Baignoire herzustellen. Eventuell reisen die
Maurer an, die den Damm umbauen werden. Morgen müs-

sen wir dafür noch Zement und Armierungseisen in Kisan-tu kaufen. Es gibt alle Hände voll zu tun.

Um 14 Uhr, nach meinem Powernapp haben Christian und Audrey schon den Pyrolyseofen aufgebaut. Der neue Surveillant, ein kleiner, drahtiger Mann mit Namen Robert, hat schon eine halbe Tonne Holz von *Acacia mangium* herbeigeschleppt und in das innere Rohr des Ofens gefüllt. Wir zünden ihn sofort an, von oben, wie das typisch ist für Pyrolyseöfen. Es brennt prima. Um das Problem mit dem Zuviel an Primärluft zu reduzieren, haben wir die Basis des Ofens mit Sand umgeben, den wir so anhäufen können, dass keine Luft mehr in die untersten Ofenöffnungen eindringen kann. Nach einer halben Stunde brennt der Ofen noch immer mit schöner Flamme, ohne Rauch, ein gutes Zeichen. Aber man hat offenbar dicke Holstücke benutzt mit Durchmessern von mehr als 15 Zentimetern. Solche muss man dann wohl bei der zweiten Füllung spalten, sonst dauert es zu lange, oder das Holz ist nicht komplett vergast. Wir werden die Zeit messen. Eigentlich schade, dass wir diese Energie nicht nutzen, denn man könnte damit auch den Bäckereiofen betreiben, oder eine Dampfmaschine, oder kochen. Dafür aber ist der grosse Pyrolyseofen zu hoch, was allerdings nötig ist, weil man damit einen Ka-

mineffekt erzeugt. Christian und Audrey sitzen neben dem Ofen. Von den Frauen ist niemand zu sehen. Sie sind vermutlich im Garten an der Arbeit. Wahrscheinlich werden wir gegen 16 Uhr das Feuer löschen und schauen, wie weit die Verkohlung fortgeschritten ist. Weshalb kann man keine normale Kohle verwenden, fragt Audrey. Das hat damit zu tun, dass diese Kohle in einem Erdhaufen produziert wird. Dadurch entstehen viele toxische Kondensate, die an der Kohle haften bleiben. Das ist gesundheitsschädlich für Pflanzen und erst recht für einen Filter zur Wasseraufbereitung.

Christian holt die beiden kleinen Pyrolyseöfen, die ich letztes Mal schweissen liess. Da gibt es aber einiges an der Luftführung zu korrigieren, vor allem am Lufteinlass für die Sekundärluft, die zu wenig Sauerstoff liefert. Morgen werden wir in Kisantu eine Trennscheibe kaufen, um die zusätzlichen Schlitze anzubringen.

Der weitere Prozess ist jetzt: Kohle ablöschen mit Wasser. Kohle waschen. Kohle trocknen. Kohle zerkleinern zu einem Puder. Kohle mischen mit Javelwasser zu einem Teig. 24 Stunden stehen lassen. Ueberflüssiges Javelwasser abschütten. Dann den Kohleteig in einem Topf drei Stunden kochen, wie wenn man Wasser kochen will. Danach kühlen und trocknen lassen. Schliesslich das aktivierte Kohlenpulver einfüllen in eine Filtertasche aus Stoff,

die wir morgen in Lemfu herstellen lassen, oder am Montag. Ich hoffe sehr, dass das alles prima läuft. Es wäre toll wenn wir ein Filtersystem etablieren könnten, das keine externe Ressourcen benötigt. Sogar das Javelwasser könnte man durch Zitronensaft ersetzen, heisst es in einigen Papieren. Aber die 10 Dollar für einen 5 Liter Bideon sind noch tragbar, wenn man den Filter einmal in einem halben Jahr wechseln muss. Alles sonstige Material stammt aus der Umgebung. Jolie kommt vorbei um unser Gebastel zu besichtigen. Auch Madilu ist noch dazu gestossen. Der kleine Ofen funktioniert jetzt besser als das letzte Mal, aber der Eintritt von Sekundärluft muss definitiv vergrössert werden.

Ich frage, ob man eine Trennscheibe habe, um zusätzliche Lüftungsschlitze ins Blech zu fräsen. Aber man drückt sich um eine Antwort, schlägt anderes vor. Das ist meist ein Zeichen, dass die Maschine kaputt ist, oder etwas Wichtiges fehlt, das Kabel, der Strom, oder die Trennscheibe selber. Man getraut sich vieles nicht offen und ehrlich heraus zu sagen, weil man befürchtet, man werde für die ehrliche Antwort bestraft. Das sind Effekte einer Schulerfahrung oder Lebenserfahrung, vielleicht nicht mal von sich selber sondern epigenetisch von den Eltern erworbene Blockaden. Ehrlichkeit kann sich nicht jeder leisten in einer kaputten Gesellschaft, wo das Zusammenleben gestört

ist durch Machtmissbrauch. Das hat sich ja in der Cornakrise in Deutschland auch gezeigt, indem plötzlich 40% der Deutschen bei Umfragen angaben, dass sie nicht mehr offen sagen können, was sie denken. Weil sie nämlich dafür empfindliche Nachteile in Kauf nehmen müssten, Ausgrenzung, Entlassung, Ächtung, Kündigung des Bankkontos, Kündigungen von Freundschaften, Bestrafungen in irgendeiner Form. Dasselbe merkt man auch hier. Kalter Krieg. Leben unter einer Besatzungsmacht von Hilfswerken, mit denen man es sich nicht verderben will.

16 Uhr. Der grosse Pyrolyseofen brennt noch immer. Das Feuer, das darin von oben nach unten abbrennt, ist jetzt am Boden des Ofens angekommen. Das wird also noch eine Viertelstunde andauern, bis man löschen kann. Die hohe Hitze ist perfekt zum Entgasen des Holzes und zum Entgiften der Kohle. Der kleine Ofen brennt auch noch, aber etwas zaghafter, dennoch ebenfalls ohne Rauch, was ein gutes Zeichen ist.

Ich wünsche mir, dass die Pyrolyse klappt. Es ist schwierig, hier Experimente zu machen. Das kleinste Problem gibt Anlass zu sagen: «Ah, es funktioniert nicht! Wir haben es doch gewusst, dass das nicht funktioniert! Man kann nicht Feuer machen und gleichzeitig Kohle herstel-

len. Das kann ja nicht gehen! Erst noch ohne Rauch! Niemals». Also muss man sehr gut aufpassen, dass keine Fehler auftauchen, die die Sache in Frage stellen. Sonst hat man es verspielt, später nochmals mit einer verbesserten Einrichtung zu kommen. Niemand will Fehler wiederholen. Wenn sich die Skepsis gegen neue Dinge bestätigt, hat man schon verloren. Man muss perfekt vorbereitet sein und sich seiner Sache sehr sicher sein, sonst lässt man lieber die Finger davon. Daher ist der Beweis, dass die Pyrolyse funktioniert, so wichtig. Man kann damit aufzeigen, dass das keine Zauberei ist, dass es immer funktioniert. Das überzeugt die Leute. Nicht das Geplapper und der Hokus-pokus von irgendwelchen Mfumus, die vom Paradies oder dem Teufel schwafeln.

Vom grossen Ofen gewinnen wir etwa 10 kg Kohle pro Brand. Es hat aber, wie vermutet, zu grosse Stämme drin, die im Kern noch nicht ganz verkohlt sind. Wir sind im Lernprozess drin. Im Grunde funktioniert alles. Ein schöner Erfolg.

Augustin bringt mir am Abend den Vorschlag, den man im Hilfswerk ausgearbeitet hat für eine Vereinbarung zur Zusammenarbeit von Songa Nzila und dem Hilfswerk. Es ist eine blanke Katastrophe, in einem primitiven Komman-

dierton abgefasst, wie in einer Primarschule oder Kaserne, von oben herab geschrieben mit Drohfingern überall, völlig respektlos und unwürdig. Es gibt ein längeres Gespräch mit Augustin, dass er sich nicht immer einschüchtern lassen soll von den Leuten des Hilfswerks. Sie haben keine Alternative, Augustin und Songanzila, wir sind die einzigen, die diese Arbeit weltweit machen können, weil wir jahrelanges Knowhow und Erfahrung haben. Das Hilfswerk muss mit uns zusammen arbeiten. Sie haben keine Wahl. Sie können sich diese bodenlose Frechheit und Arroganz des Stils gar nicht leisten. Dieser Entwurf ist sowas von unprofessionell. Überall wird versucht direkt in die Arbeit des Projektrealisators einzugreifen, zum Beispiel mit dem Befehl, dass, wenn jemand aus dem Personals nicht erscheint zur Arbeit, man innerhalb von genau 48 Stunden einen Bericht machen muss an das Hilfswerk und solchen Kleinkram und Blödsinn, der ganz alleine in der Verantwortung der Projektleitung liegt, also bei Augustin. Im Prinzip ist die Arbeit des Vertrages ganz einfach: Man bestätigt, dass man gemeinsam dieses Projekt Phase 2 machen will, dass die Verantwortlichkeit für die Realisierung bei Songa Nzila liegt und die Verantwortlichkeit für Finanzierung und Rapportkontrollen beim Hilfswerk. So einfach ist es. Das Hilfswerk verlangt definierte Rapporte zu definierten Zeiten. Songa Nzzila ver-

langt definierte Zahlungen zu definierten Zeiten. Punkt

Im Falle von Problemen suchen die beiden Unterzeichner des Partnerschaftsvertrages eine einvernehmliche Lösung, das sind Matondo und Augustin. Im Falle unlösbarer Konflikte wählt man als Gerichtsort Kinshasa, und das Gericht Soundso als Gerichtsstand. Anhang und integraler Bestandteil der Partnerschaft sind das Budget mit der Aufgabenliste. Eventuell noch der Hinweis darauf, dass der Realisator jede Verantwortung für den Erhalt der Populationen von *Samia ricini* ablehnt, weil man mutwillig und gegen besseres Wissen den Bau des Laboratoires, die erste Priorität des Projektes, nicht bewilligt hat. Ich schaue mir das Detailprojekt nochmals an. Mein Job ist darin nicht mehr aufgeführt. Das wird einer der Gründe sein, weshalb Augustin mit mir nicht so offen war bei dieser Projektvorbereitung. Das Hilfswerk will mich nicht mehr dabei haben. Mir ist das eigentlich egal. Ich werde Augustin lediglich fragen, wie er damit umzugehen gedenkt. Das Verhältnis zwischen Gesamtsumme und Löhnen hat sich verbessert. Von der halben Million Dollar Gesamtsumme sind 285 000 Dollars Löhne ausgewiesen für 30 Personen. Es sind ein Direktor 1000/mt Augustin, ein Projektmanager 800/mt, ein Soudsdirktor 500/mt aufgeführt, wobei ich nicht weiss, wer und was der Projektmanager in diesem Organigramm zu suchen hat.

Im Projektplan sind wieder Dinge aufgeführt, die einzig und allein mit Korruption zu tun haben. Man verlangt eine Bewilligung für die Einfuhr von *Samia ricini* nach Kongo. Da bezahlt man einem inkompeteten Beamten einfach 1000 Dollars für einen nutzlosen Fackel Papier. Oder man verlangt ein «Certificat» der Regierung für die Produkte, die man herstellt. Auch das sind reine Korruptionsgelder, die schon fest eingeplant sind. Das kommt direkt von unserem früheren Mann in Bern. J. Dieser hat nicht mal das Buch gelesen. Er hätte sonst gelesen, dass *Samia ricini* bereits um 1870 in Afrika eingeführt wurde, als landwirtschaftliches Nutztier, für die Seidenproduktion. Von J. kommt auch der obskure Wunsch, mit einer ominösen Universität zusammen zu arbeiten, die angeblich die wissenschaftlichen Untersuchungen zu den Lebenszyklen usw. machen soll, alles Dinge, die längst gemacht und bestens dokumentiert sind in unserem Buch «Cheniculture». Ausserdem kennt Augustin weder diese Uni noch irgendjemandem vom Personal. Nirgends im Projekt ist ausserdem eine konkrete Arbeit dieser Uni mit entsprechendem Budget geplant. Also muss das ersatzlos gestrichen werden. Das sind die üblichen Tricks, wie man versucht wissenschaftliche Ergebnisse zu klauen und als eigene Arbeiten zu verkaufen. Das kennen wir schon von Prof. Bienvenue von der Uni Kinshasa und Prof Bindell, seinem Ziehvater

an der Uni Chembloux in Belgien, der eine halbe Million Forschungsgelder der EU ergaunert hat, um die Domestikation von Mbinzos zu erforschen, von der er keine Ahnung hat. Er hatte gehofft, uns als Sklaven gewinnen zu können, die für ihn die Dreckarbeit in der Savanne machen, damit sie das nachher als Ihre Arbeit verkaufen können gegenüber den ahnungslosen Förder-Bürokraten der EU. Eines ist allerdings klar: Die halbe Million ist längst weg. Sie hat nichts gebracht, ausser ein paar fette Mahlzeiten, ein paar klimatisierte Bürostunden im Polstersessel vor einem top-modernen Computer auf dem nur herumgespielt wird mit gar nichts. Wissenschaftlicher Kolonialismus heisst das. Das war ein Randthema an einer internationalen Konferenz über essbare Insekten, 2018 in Wuhan. Aber die Sensibilität für das Thema ist Unternull. Nun will man uns also einen «wissenschaftlichen» Steinklotz umhängen, oder eine Bleikugel an den Fuss ketten, damit man unsere Arbeiten extrahieren kann, ohne dass diese «Wissenschaftler» eine Finger krümmen müssen. Unsere zwei Bücher sind aber publiziert. Man kann sie sogar als pdf, und zwar gratis downloaden, weltweit.

Samstag, 23.9.2023 - Kisantu

Der Morgen ist kühl und windstill. Dicker Hochnebel behindert jeden Sonnenstrahl. Es ist grau in grau. Mein Fuss links macht immer noch Probleme. Die rheumatischen Schmerzen sind in der Nacht wieder gekommen. Vielleicht halte ich unbemerkt meine Füße unter dem Stuhl zu verkrampft, mit verspannten, angewinkelten Zehen, ohne, dass ich es merke. Ich werde besser darauf achten müssen. Wenigstens ist mir nun klar, dass es mit dem Essen und Trinken eher nichts zu tun hat, Denn hier esse ich völlig anders als in der Schweiz. Viel weniger. Ich trinke fast nur Tee und Kaffee ohne Zucker. Kein Alkohol. Auch viel weniger Salz. Der gegenwärtige Salz-mangel im Essen wird vielleicht damit zusammen hängen, dass man den Schlüssel für die Vorratskammer verloren hat, wo man die Reserven an Nahrungsmittel, auch von Salz, aufbewahrt. Jolie ist sowieso sparsam mit Salz, sogar im PiriPiri, der scharfen, roten Chilisauce, die es hier zu allem gibt, fehlt auffällig das Salz. Die Tropen sind im allgemeinen eine Kaliumzone, nicht eine Natriumzone. Das prägt auch den Charakter der Menschen. Gelegentlich kann man auf Märkten noch das sogenannte «Sel indigene» kaufen, es ist Kalisalz, das aus Holz-asche gewonnen wird. Ich sage aber vorläufig nichts wegen dem Salz-mangel. Mir tut es ganz gut, natriumreduziert zu essen.

Zum Schutz meiner Arme vor Moskitostichen trage ich jetzt morgens lange gestrickte Aermel, die vom Handgelenk bis unter die Achseln reichen, sodass ich mit dem kurzärmeligen Hemd arbeiten kann, ohne dass ich von Mücken in die Arme gestochen werde. Meine Schwester Ursula hat diese Schutzärmel für mich gestrickt aus einer angenehmen, eselgrauen Wolle. Bis jetzt funktioniert das prima. Wobei es jetzt auch nicht Unmengen von Moskitos gibt. Die Plage beginnt erst richtig in der Regenzeit, wenn überall kleine Pfützen verhanden sind, worin sich die Larven entwickeln können.

Gestrickte Socken trage ich morgens und abends, weil dann viele, kleine, stechende Biester unterwegs sind. Am Tag kann man barfuss gehen. Wobei die Gefahr von Hakenwürmern, den sogenannten Hautmaulwürfen, nicht zu unterschätzen ist. Deshalb gehe ich nie barfuss in der Landschaft. Da trage ich immer meine weissen Gloggs. Das wirkt. Ich sehe damit so dämlich aus, dass die meisten Schädlinge sich totlachen.

Jolie kommt vorbei und bringt zwei Brötchen, die typisch langgezogenen «Pain de Lemfu» aus der eigenen Bäckerei von Kilueka. Die funktioniert also tatsächlich. Was mich freut. Fanuelles Malaria ist viel besser. Es sind weitere Samias geschlüpft, deren Kokons ich mitgebracht habe.

Augustin kommt frühmorgens zu mir, um in meinem Zimmer Wasser zu holen, um sich die Zähne zu putzen. Er schlägt vor, dass ich heute ohne ihn, aber mit Audrey nach Kisantu fahren soll. Er hätte Grippe und wolle sich schonen. Das ist kein Problem, sage ich ihm. Audrey muss 40 Säcke Zement für den Beginn der Bauarbeiten am Gästehaus kaufen, das Augustin dicht neben dem Maison d'energy errichten will, wo wir mit acht Solarpanels und vier Batterien genügend Strom produzieren, den man im Gästehaus verwenden kann.

Eineinhalb Stunden dauert beim derzeitigen, miserablen Strassenzustand die 40 Kilometer Fahrt nach Kisantu. Der Mercedes-Transporter aus den 70er Jahren hat einen neuen Motor erhalten, ebenfalls aus den 70er Jahren. Er läuft rund und verbraucht 20 Liter auf 100 Kilometer. Madilu fährt. Nico ist auf der Ladefläche dabei. Audrey sitzt neben mir vorne in der Kabine.

Als wir vor der grossen Lagerhalle in Kisantu auf die Auslieferung warten, Zementsäcke und all die Materialien für die Schlosserei, nähert sich mir ein kleiner Mann und sucht Kontakt, um dann, nach etwas Smalltalk, zu sagen, er sei von der DGM (Direction General de Migrati-

on). Ich ignoriere ihn zuerst und klage, dass diese DGM jedes Mal wie reudige Hunde hinter dem weissen Mann her sind, den jedermann hier kennt. Als er sich als ein gewisser Inspecteur Mulamba ausweist, Chef der Direction General de Migraton in Kisantu, zeige ich ihm, um keinen Aerger zu haben und keine Zeit zu vertrödeln, meinen Pass. Seinen Namen schreibe ich in mein Notizbuch. Er macht ein Foto des Passes, sieht das alles okay ist. Aber er will Aerger machen. Ich habe keine Geduld mit solchen Tölpeln. Er kann Aerger haben, wenn er will. Er sagt ich solle auf sein Büro mitkommen, das ist die übliche Masche um Leute einzuschüchtern und Geld aus ihnen rauszupressen für irgend einen völlig unbegründeten, selber erfundenen Blödsinn. Ich ignoriere ihn, mache meine Arbeit, kontrolliere weiter das Einladen der Waren. Er bleibt aber kleben. Schliesslich werde ich etwas lauter: « Falls etwas mit meinen Papieren nicht stimmt, »herrsche ich ihn an, « sagen sie es mir und sonst lassen sie mich in Ruhe!» Wie er auf die Idee käme, einen Mann mit gültigen Papieren von seiner Arbeit abzuhalten. Da sagt Mulamba einen höchst bemerkenswerten Satz: «Moi, je suis le loi». Sowas habe ich noch nie gehört. Ich dachte, dieses Thema sei seit dem Ende des absolutistischen Königsregimes in Frankreich vor 250 Jahren erledigt. Da lege ich einen theatralisch ausgejamnten, lauten Lachanfall hin und rufe allen Umstehen-

den laut zu: «Habt ihr gehört. Mr. Mulamba hier, der Chef der DGM, er ist das Gesetz. Ha Ha Ha!» Und zu ihm selber sage ich, er könne ja die Polizei rufen, wenn er glaube, es sei etwas mit mir nicht in Ordnung. Ich hätte nichts zu verbergen. «Ich rate ihnen aber, Monsieur Mulamba: Sie suchen sich besser eine seriöse Arbeit, wo sie der Bevölkerung dienen, statt sich mit Blödsinn wichtig zu machen.»

Die Polizei kommt dann nach einer Viertelstunde mit einem kleinen, blauen Pickup. Sechs Leute steigen von den Bänken auf der Ladefläche ab. Ich rede mit dem Polizeikommandanten, einem etwas schlacksigen, langen Mann in einer viel zu grossen, schlotternden Uniform. Ich frage ihn, was er gegen mich anzuführen habe, denn wenn jemand mich anhalten will, dann müsse er mir jetzt, sur place, einen Grund angeben, einen gesetzlichen Grund, einen nach dem «loi». Ich zeige ihm Pass und Visum. Der Mann ist zurückhaltend. Ich wiederhole. Er müsse mir einen Grund angeben, wenn er mich anhalten will. Er sagt dann schliesslich in seiner Bedrängnis: «Ich bin die Polizei». Ich sage: «Ja, das sehe ich. Aber auch die Polizei muss sich ans Gesetz halten, und wenn jemand mit gültigen Papiere und gültigem Visum unterwegs sei, gibt es keinen Grund diesen zu belästigen.»

Ein dünner Bursche mit Kahlkopf schaut unserer Unterhaltung zu. Der Kerl hatte sich bisher versteckt gehalten hat. Audrey kennt ihn aber offenbar und spricht ihn an. Er fragt ihn, ob er zur DGM gehöre, denn er sei hier herumgeschlichen, bevor Mulamba erschienen sei. Ob er etwas mit Mulamba zu tun habe, was er zuerst verneint. Dann aber sagt Mulamba selber, es sei sein Chauffeur. Das heisst: Das ist der Spitzel, der nach Opfern Ausschau hält für Mulamba.

Als ich mit der Polizei rede, kommt Mulamba dazu und hat die Frechheit mich mit dem Finger zu berühren. Da werde ich sehr laut und brülle den kleinen Wicht an « Ne me touchez pas!! Vous avez compris?» Ich schaue ihn sehr scharf an. «Vous ne me touchez pas!"» Er lässt es sein. Die Polizisten bleiben verdattert und etwas unsicher zurück. Ich spaziere unbehelligt zu unserem Lastwagen, versichere mich bei Madilu und Nico, dass alles eingeladen ist und steige in den Mercedes, auf den Vordersitz. Einer der Polizisten kommt und will irgend etwas sagen. Ich höre gar nicht hin, sondern frage nur, wer er sei und wie er heisse. Er will mir aber seinen Namen nicht sagen. Er sei, behauptet er dann auf meine Nachfrage, der Kommandant der Truppe von Kisantu Station Gare. Mich interessiert das

nicht. Ich sage Madilu. «Wir können gehen.». Audrey steigt auch ein. Wir fahren ab. Ich denke, dass das Problem nun vorbei ist, dass wir jetzt wie geplant zur Schlosserei fahren können, um mit den Arbeiten an den Dingen zu beginnen, die wir für das Baignoire benötigen. Die Polizei begleitet uns aber auf ihrem blauen Toyotapickup mit den Uniformierten auf den Bänken der Ladefläche.

Schliesslich halten wir bei der Abzweigung von der N1 in die RN 16 vor der Polizeistation. Ich frage Madilu, weshalb wir nicht zur Schlosserei fahren. Wegen der Polizei, sagt er. Mulamba kommt wieder und befiehlt ich solle aussteigen. Ich sage. «Nein. Das werde ich nicht machen! Ich bleibe hier!» Die Kontrolle meiner Dokumente hätte stattgefunden, alles sei in Ordnung. Es gäbe keinen Grund. Ich richte mich ein zum Schlafen. Aber nun kommt die jahrelange Taktik der Erpressung von Schutz- und Korruptionsgeldern, die sich in dem kleinen Dickwanst angesammelt hat, zum Vorschein. Ich versuche es nochmals mit einem letzten, kleinen Entgegenkommen. Ich gebe Audrey meinen Pass und die mit allerlei Stempeln und Beglaubigungen und Gebührenmarken verzierte Einladung von Songanzila, wo im Detail steht, weshalb ich hier bin. Er solle mit Mulamba gehen. Ich bleibe hier. Ich sei kein Sklave, der sich von verirrten Beamten herumkommandieren lässt. Audrey versteht.

Das Büro des kleinen Napoleons mit seinen lächerlichen schwarzen Lackschuhen, seinem karierten Polyester-Hemd um seinen Kugelwanst, der gefälschten Golduhr und dem Plastikschlangenledergurt befindet sich im hinteren Teil der Ruine der Polizeistation von Kisantu. Er kommt aber, bevor er sich da einlocht, selber nochmals unter das Fenster der Türe des Mercedes und will nochmals, dass ich aussteige. «Ich bleibe hier!», sage ich laut und deutlich. «Es gibt keinen Grund.» Ob etwas mit meinen Papieren nicht in Ordnung sei. Es gäbe keinen Grund mich aufzuhalten. Jeder hier weiss ganz genau, wer ich bin. Und jeder weiss, was ich hier mache. Er denkt nach. Es kackt ihn mächtig an, dass man ihm, dem grossen Mulamba, dem «Moi-je-suis-le-loi» nicht gehorcht. Dadurch fühlt er sich natürlich etwas erniedrigt, in seinem Narrzismus gekränkt, auch weil er unten im Staub und Dreck steht während ich es mir oben in der Fahrerkabine auf dem Schaumstoffpolster des Mercedes gemütlich mache. Sein Aerger ist ganz normal. Das soll auch so sein, denn dieser kleinäugige Fettwanst mit der öligen Brutalfresse terrorisiert alle Schwachen und Jungen und die, die sich nicht wehren können, mit seinem intolerablen Amtsmissbrauch, seiner Willkür und Einschüchterung. Da ist er bei mir aber an den Falschen geraten.

Es ist mir jetzt klar, dass es vielleicht derselbe kleine Wixer ist, der mich schon vor einem halben Jahr drangsaliieren wollte, als ich mich in die Tankstelle zurückgezogen hatte und von einem erhöhten Podest aus auf die DGM-ler herab geschimpft habe, zum grossen Gaudium von einer Hundertschaft von Zuschauern, die sich sogleich neugierig um mich geschart hatte. Denen erklärte ich, dass das Gesetz für alle gelte, auch für die Polizei und die DGM. Auch damals musste man nach einigem Hin und Her, als auch der Aufmarsch von einer paar dekorativen Militärs, die bei dem Erpressungstheater mitmachten, nichts nutzte, schliesslich klein begeben und mir den Pass zurückbringen, zerknirscht und widerwillig. Vor einem Jahr ereignete sich dasselbe Theater, ebenfalls an der Tankstelle in Kisantu, als ein ziviler, kleiner Mann der DGM, vielleicht war es sogar dieser Mulamba selber, mit seinem Privatwagen erschien, um mich zu drangsaliieren. Er wollte mir aber seinen Namen damals nicht sagen, dann habe ich die Nummer seines Autos aufgeschrieben. Er wurde deswegen so wütend dass er auf mich zurannte, mir den Zettel aus der Hand riss, ihn zerfetzte und auf den Boden schmiss. Ich lachte ihn damals nur aus und sagte: «Monsieur. Ich habe ihre Nummer hier gespeichert!» und zeigte dabei mit dem Finger auf meinen Kopf. Wutentbrannt fuhr er davon. Das ist also bereits der dritte Versuch der

DGM Kisantu, wenn man den Vorfall in Matadi noch dazu rechnet, dann ist es der vierte Versuch. Ich habe damals in Matadi gegen das Racial profiling protestiert, und gesagt, dass ich die Schweizer Botschaft darüber informieren werde, wie die DGM illegal mit Schweizer Bürgern umgeht, die einen gültigen Pass und ein gültiges Visum und eine gültige Einladung für den Aufenthalt in der DRC besitzen.

Ich bleibe also im Mercedes sitzen, der am Strassenrand unter einem grossen Mangobaum parkiert ist. Der kleine Dicke hat sein Gesicht verloren, denn er muss ohne mich in seine Bürohöhle trotten. Das hat Napoleon nicht gerne, wenn man sein Kommando ignoriert und seine Befehle verweigert. Wir werden ein bisschen Zeit vertrödeln. Das wird es sein. Man muss hier Zeit haben, um Probleme zu lösen. Und die nehme ich mir. Ich werde diesmal sicher der Schweizer Botschaft in Kinshasa einen Bericht abgeben über den Vorfall, mit einer saftigen Beschwerde gegen das Verhalten der DGM. Audrey verschwindet mit dem Möchtegern Napoleon in seinem Loch, wo mal eine Türe war, auf der Rückseite der Ruine der Polizeistation, die nur noch im Untergeschoss teilweise erhalten geblieben ist, weil der zweite Stock bei der letzten Brandschatzung eingestürzt ist.

Madilu setzt sich zu mir in die Kabine, streckt ebenfalls seine Beine über das Steuerrad auf das Armaturenbrett und lehnt sich zurück, um zu schlafen. Er berichtet, dass er jetzt verheiratet sei. Seine Frau wohne in Kisantu und habe einen kleinen Laden an der N1. Er selber habe dort eine Parzelle gekauft wo er ein Haus bauen will, aber ohne Strom und Wasser, wie üblich hier. Als ich ihn frage, ob er dabei gewesen sei als es den Volksaufstand gegeben habe und die Polizeistation vor zwei Jahren niedergebrannt worden sei, nachdem ein Geschäftsmann von der Geheimpolizei auf offener Straße erschossen worden war, sagt er: « Das ist längst vergessen. Der Polizeiposten ist kürzlich schon wieder niedergebrannt worden. »

«Erneut niedergebrannt? Von wem?»

«Ja, vor einem Monat.»

In Nkandu habe es ein Fußballspiel gegeben. Das Finalspiel von zwei Mannschaften aus Nkandu. Es ging um einen Prämie von 700 Dollar; das ist sehr, sehr viel Geld hier. Alle Leute waren auf den Beinen. Es wurde gewettet und die Umgebung des Fußballfeldes war gerammelt voll. Gegen Ende des Spiels gab es ein Chaos. Leute stürmten aufs Feld. Die Polizei versuchte, die Leute auseinander zu halten. Dabei wurde ein Stein geworfen, an den Kopf eines Polizisten. Als dieser merkte, dass er am Kopf blutete,

zog er seine Pistole und erschoss ein jungen Mann, den 18 jährigen Stümer einer der Mannschaften von Nkandu. Was dann geschah war eine typische Reaktion des Volkszornes. Die Menschen von Nkandu bildeten einen zu allem entschlossenen Mob, der wie eine Schlammlawine von der Anhöhe von Nkandu nach Kisantu hinab stürmte, die Polizeistation komplett verwüstete, abfackelte und alle Polizeibüros entlang der Strasse niederbrannte. Die Volksseele kochte. Sie legte alles in Schutt und Asche. Ein Wunder, dass keine Polizisten an den Bäumen baumelten, wie man es von Revolutionen kennt, die plötzlich ausbrechen wie Naturgewalten. Ich frage mich allerdings, was von dem Polizeiposten noch niederzubrennen war. Das war ja schon vorher eine Ruine, ohne Dach, mit keinem einzigen Fenster und keiner Türe in ihren Rahmen und schwarzen Rauchspuren an den Wänden. Ein längst verstorbenes Haus.

Audrey verbringt zwei geschlagene Stunden im Büro von diesem DGM Napoleon Mulamba und kommt zu mir zurück mit einer Kopie der Einladung von Songanzila. «Aber er muss den Pass auch zurück geben», sage ich. «Vorher gehen wir hier nicht weg. Ich warte hier solange, bis er den Pass zurück gibt. Sag es ihm. Sonst werde ich gegen ihn eine Anzeige machen wegen Nötigung, Dieb-

stahl und Amtsmissbrauch.» Aber natürlich versucht der gekränkte Mafiosi nun, die Sache hinaus zu zögern und auf Zeit zu spielen. Kein Problem. Ich habe Zeit. Mein Rückflug ist erst in drei Wochen, am 14 Oktober.

Um 16 Uhr, nach bereits viereinhalb Stunden Warterei, getraut sich Mulamba endlich aus seiner Höhle und macht mit seinem Handy ein Video von mir im Auto. Darauf packe ich meine Canonkamera aus und beginne ihn auch zu filmen und fotografieren und mache mich lustig, weil er versucht, sich hinter seinem Handy zu verstecken und, als dies nicht gelingt, versteckt er sich hinter dem dicken Stamm des Mangobaumes, bis er sich schliesslich wieder in sein Loch verzieht, ohne mir meinen Pass zurück zu geben. Ich rufe ihm zu, dass ich im Unterschied zu ihm keine Angst hätte, gefilmt zu werden. Ich hätte nichts zu verstecken und könne warten. Ich lache ihn aus. Das findet der Napoleon nicht lustig.

Madilu gebe ich ein wenig Geld, um ein paar Flaschen Limonade zu kaufen. Ich werde aber selber nicht viel trinken, ich will nicht aussteigen, um zu pissen. Ich bleibe im Mercededes, bis ich meinen Pass wieder habe. Audrey bitte ich, jetzt Augustin anzurufen und zu fragen, ob er mit der Schweizer Botschaft in Kinshasa telefonieren könne,

um mitzuteilen, dass ich grundlos festgehalten werde von der DGM. Das hört ein Agent der DGM mit, der uns seit Beginn umschwärmt. Es ist ein Mann, den ich von den letzten Vorfällen mit der DGM schon kenne. Er will mir seinen Namen nicht sagen und ist auch vorsichtig, wie ein geschlagener Hund. Sicher aber wird er Mulamba informieren über alles, was wir hier reden. Auf den Stühlen, unter dem Mangobaum, sitzen nicht nur ein paar Polizisten, sondern auch zwei Beamte, die, wie sich später herausstellt, zum Büro auf der anderen Strassenseite gehören, der «Inspection du travail». Einer von denen hat ein auffällig grellbunt gestreiftes T-Shirt.

Madilu und ich trinken ein Sucre und unterhalten uns im Mercedes. Wir nehmen uns Zeit. Der Bruder von Augustin, Pasteur Konda, kommt vorbei. Wir wechseln am Fenster ein paar Worte. Unterdessen weiss wahrscheinlich schon halb Kisantu und ganz Lemfu und Kilueka, was hier los ist. Baba Daniel wird festgehalten von der DGM. Jolie fährt auf einem Motorrad vorbei. Sie hat Einkäufe gemacht in Kisantu. Sie lässt kurz anhalten. Maitre Mansamba erscheint, das ist der Chef der Schlosserei, wo wir uns angemeldet hatten. Alle sind natürlich auf unserer Seite. Man kennt die Mafia der DGM und ihre instrumentalisierten und gewinnbeteiligten Polizeischergen und an-

deren Mafiosis, die von der Erpressung mit «Gebühren» profitieren. Aber jetzt ist nicht mehr daran zu denken, unsere Schlosserarbeiten zu machen. Maitre Mansamba sagt, dass seine Leute in den Feierabend gegangen seien. Morgen sei Sonntag, also könne man frühestens am Montag wieder beginnen. Wir werden also, sobald ich den Pass zurück habe, nach Kilueka zurückfahren müssen.

Draussen, vor der bereits zweimal abgebrannten Ruine der Polizeistation, wo die DGM sich in einem höhlenartigen Hinterzimmer eingenistet hat, stehen uniformierte Männer rum. Mir scheint dass alle mit bekommen haben, was gerade läuft. Maitre Mansamba entschuldigt sich. Er müsse ins Spital gehen, um jemandem ein frisches Hemd zu bringen, das er sorgfältig gebügelt in einem Plastiksack verpackt bei sich trägt. Madilu muss kurz pissen gehen. Ich werde einfach warten, was passiert. Irgendwann muss auch der kleine Dickwanst rauskommen. Mulambas Auto ist aber nicht mehr da. Ist er heimlich davon gefahren, als ich eingeschlafen bin? Oder wurde seine Karre bloss verschoben?

Jetzt ist es bald 17 Uhr. Feierabend. Die Männer der Inspection du Travail, die den lieben langen Tag hier rumgehockt sind, räumen ihre Stühle weg. Man will sich auf den Sonntag einbeten. Die beiden Herren verschwinden in ei-

nem schäbigen Durchgang voll rotorangem Staub. Zum Glück hat es gestern etwas geregnet. Man sieht es an den Pflanzen und Bäumen entlang der Strasse, die abgeduscht aussehen. Der Staub wirbelt nicht so rasch hoch. Er klebt am Boden. Für heute scheint mir, ist hier die Arbeit, sprich: Das Rumsitzen beendet.

Während ich, mit den Beinen ausgestreckt auf dem Armaturenbrett weiter ausharre und döse und sehe wie der Agent der DGM Schmier steht, strömen Motorräder und Menschen zu Fuss vorbei, auch einige Lastwagen. Die Polizisten haben sich verzogen. Vermutlich Schichtwechsel im Herumsitzen. Ein Mercedes Lastwagen passiert, fünf Meter hoch überladen mit Säcken voller Holzkohle. Ich rufe Audrey. Aber er reagiert nicht. Einige Keweseki Dreiräder klappern vorbei, das sind kleine Lastentransporter. Der Aufpasser der DGM, den ich von früheren Zwischenfällen kenne, schleicht noch immer um den Mercedes. Ich mache heimlich ein Foto von ihm. Er will mir seinen Namen noch immer nicht sagen, bleibt aber in sicherer Distanz. Er hat mitbekommen, was es von mir an würzigem Vokabular zu erwarten gibt. Er ist in Zivil und trägt ein schwarzes Umhängetäschchen. In Kisantu kennt jeder diese Schergen, denn die DGM drangsalisiert auch die Einheimischen, vor allem die Schwachen und die, die

sich nicht wehren können. Die DGM hat einen sehr schlechten Ruf. Der Aufpasserscherge lehnt sich vor dem Mercedes an den Strunk eines auf halber Höhe abgesägten Mangiers. Nimmt mich wunder, wie lange er es hier aushält. Zum Glück ist es heute nicht so heiss. Es geht ein laues Windchen und es dunkelt auch schon.

Audrey meldet sich wieder. Er berichtet, dass Mulamba jetzt kontaktiert werde vom Chef de Territoire, das ist sein Vorgesetzter. Es ist derselbe Mann, der gestern mit Augustin in Mvumbimasa war, um die Grundbucheinträge für das neue erworbene Landstück der Samia-Raupenfarm im Katasteramt einzutragen. Augustin habe versucht, die Botschaft zu erreichen. Bisher ohne Erfolg. Ich wiederhole, dass ich solange hier bleiben werde, bis man mir den Pass zurück gibt.

Ich frage Audrey, ob er in Erfahrung bringen könne, wo ich eine Anzeige machen könne gegen Mulamba. Er antwortet aber mit einem bitteren Lachen, dass das hier nicht möglich sei. Hier würden alle unter derselben Decke stecken. Man müsse dies, wenn schon, direkt beim Parquet des Territoire machen. Er hat natürlich recht. Auch Polizisten sind hier eingebunden in die Erpressungsmaschinerie der lokalen Bürokratenmafia. Sie scheien mir sogar et-

was ängstlich und eingeschüchtert, trotz den Knarren die sie umgehängt haben, als ob sie genau wüssten, dass das, was sie tun Unrecht ist und es ihnen Kopf und Kragen kosten kann, wenn sie den Blödsinn zu offensichtlich unterstützen. Ausserdem ist man als Polizist etwas vorsichtig, wenn das Volk schon zweimal einem das Dach über dem Kopf angezündet hat. Mulamba ist noch da, sagt Audrey. Er hockt noch immer in seinem Büroloch.

Ich gebe Audrey Geld, um etwas zu essen zu kaufen, Brot und Bananen für uns alle. Irgendwann wird Mulamba die Sache auch zu lange gehen. «Er wird vielleicht jetzt bald einen Anruf seiner Mätresse erhalten,» rufe ich so laut, dass es sein DGM Aufpasser mithören kann: «Cheri Mula, ton repas e pret, viens manger! » Auch der missratene Napoleon von Kisantu wird langsam Hunger haben und sich ein Ende des Blödsinns erhoffen, den er selber verursacht hat. Nur weiss er wahrscheinlich noch nicht wie er da heil wieder raus kommt. Was will er denn eigentlich erreichen, frage ich mich?

Die verbliebenen Polizisten, vielleicht sind es auch schon die neuen, die zur Nachtschicht angetreten sind, lümmeln herum: Einer liegt auf dem blauen Einsatzwagen mit den Polsterbänken auf der Ladefläche. Ein ande-

rer schaut aus dem Fensterloch neben der Türe zur DGM-Höhle in meine Richtung. Ein anderer steht davor. Hinter der Ruine, halb eingewuchert von Schlingpflanzen, ragt das Wrack eines Grosstransformators wie ein schiefer Grabstein in den Himmel und ein Umspannwerk aus der Zeit der Belgier. Gerade daneben modert die Ruine des alten Postgebäudes vor sich hin. Die Post selber funktioniert im Kongo seit Jahrzehnten nicht mehr. Früher befand sich hier der Bahnhof der Bahnlinie von Matadi, dem Meereshafen in der Kongomündung im Westen, nach Kinshasa im Osten. Das einspurige Trasse ist noch da und sieht eigentlich funktionell aus. Es verkehren aber seit Jahren keine Züge. Auf dem Drecksplatz neben dem Kadaver der Polizeizentrale stehen demolierte Autos, vielleicht von Unfällen, Ueberfällen, Diebstählen. Aber man kann sich täuschen. Karren, die aussehen, als kämen sie direkt aus einem Schrottschredder, sind vielleicht nur etwas ältere Modell, die noch weiter benutzt werden. Im Umkreis von hundert Kilometer gibt es keine Fensterscheibe, keinen Autoscheinwerfer, kein Bildschirmglas eines Handys oder Laptops, keine Autoscheibe, die nicht aussehen als seien sie in eine Maschinengewehrsalve geraten; überall Risse, Sprünge, Beulen, Löcher. Nichts ist ganz.

Nun schalten Motards ihre Lichter an, falls vorhanden.

Mulamba der Troglodyt der DGM Kisantu, denkt wohl, ich werde irgendwann den Mercedes verlassen. Ich denke nicht daran. Jetzt kommt ein Mann in zivil, das ist der Buntgestreifte der «Inspection du travail», der sich mir nicht vorstellt. Er sagt ich solle ihm den Fotoapparat zeigen. Ich sage nur: «Erstens: Wer sind sie? Zweitens. Nein. Es gibt für mich absolut keinen Grund, einem wildfremden Mann meine schöne Kamera zu zeigen. Man weiss ja nie ob es ein Voleur ist.» Dann wiederhole ich mit scharfem Blick in sein Gesicht: «Donnez moi mon passeport. Immmediatement!» Verärgert zieht er sich zurück. Nun schleicht auch Mulamba nochmals höchstpersönlich heran. Ich rede nicht mit ihm, kein Wort, schaue ihn nicht mal an, sondern rufe nur sehr laut und donnernd: «Donnez moi mon passeport, immmediatement!» Dann stelle ich mich wieder schlafend. Es wird dunkel.

Audrey kommt und reicht mir sein Telefon. Augustin ist am Apparat:

«Daniel,» sagt er, «Excuse moi pour les problemes, die man dir macht. Er habe nun den Chef de Territoire erreicht, Monsieur Nzonga, das ist der Vorgesetzte von Mulamba. Er sei mit ihm doch gestern in Mvumbimasa gewesen.» «Ja ich habe davon gehört.» antworte ich. Nzonga sei ein ehrenhafter und vernünftiger Mann, sagt Augustin. Nzonga

za werde jetzt zum Polizeiposten kommen, um die Sache zu klären: «Rede mit ihm.»

Tatsächlich ist schon fünf Minuten später Monsier Nzonga sur place, ein schlanker, älterer Mann mit bescheidenem Auftreten und einem sympathischen, ernsthaften, besorgten Gesichtsausdruck, freundschaftlich, verständlich. Er kommt zum Mercedes und ich spreche mit ihm durchs offene Fenster. «Ich habe von ihnen gehört Herr Nzonga, durch meinen Freund Augustin Konda. Danke dass sie hier sind. Ich verlange, dass die DGM mir nun augenblicklich meinen Pass zurück gibt, nachdem alle Papiere in Ordnung sind. Sie halten mich hier schon über sechs Stunden illegalerweise fest. Ich werde mich bei der Schweizer Botschaft beschweren. Das wird eine scharfe Protestnote geben von ganz weit oben.» Nzonga entfernt sich, spricht wahrscheinlich mit Mulamba und einem Polizeischergen, einem grobschlächtigen, Gorilla-artigen, fettglänzigen Unflat, der nun ebenfalls seinen Auftritt macht. Nzonga kommt erneut zu mir und bittet mich auszusteigen. Ich wiederhole nur: «Zuerst gibt man mir meinen Pass zurück. Sonst steige ich hier nicht aus!» Ich stelle mich wieder schlafend und gebe den Leuten Zeit, ihre Probleme durchzukauen.

Nach einer Weile kommt Audrey erneut mit seinem Te-

lefon. Es ist wieder Augustin dran, der mich bittet nun auszusteigen und mit den Leuten kurz zu reden. Damit könne die Sache wohl am Raschesten erledigt werden. Es sei kein Problem, weil doch Nzonza der oberste Chef dieser Beamtenmafiosis dabei sei. Er sei aber selber keiner von denen.

«Also gut, sage ich: «Weil du es sagst, Augustin, und du mich bittest, werde ich es genau so machen!»

Ich steige aus dem Mercedes aus und gehe durch die finstere Nacht ein paar Schritte auf die wartende Gruppe von Männern zu, Nzonza in der Mitte, neben im rechts der Gorillapolizist in zivil, links ein anderer den ich nicht kenne, der Scherge mit dem Täschen, die alten Männer der «Inspection du travail», zuhinters versteckt der kleine Wicht Mulamba und ein paar Polizisten und Zaungäste.

Ich wiederhole das, was ich immer schon gesagt habe: «Was ihr hier macht ist illegal, nötigend, Amtsmissbrauch, strafbar, kriminell und schädlich für die Bevölkerung, schädlich für das Land und eine Schande für das Ansehen der Institutionen. Geben sie mir sofort meinen Pass zurück. Immediatement!»

Der Polizeigorilla antwortet mir wütend: «Du hast uns hier nichts zu sagen. Das ist unser Land. Du meinst du hast ein Recht, so zu reden!» Er tippt mich mit seinem Zeigefinger an. Das hätte er besser nicht getan. In meinem

lautest möglichen Gebrüll herrsche ich ihn an: «Vous ne me touchez pas! Monsieur! Vous avez compris? Sie berühren mich nicht!«

Nzonza will die Sache etwas entschärfen, aber ich bin noch nicht ganz fertig mit dem Gorilla. Ich schaue ihn scharf an: «Pour vous, Monsierur, je suis pas un «toi». Je suis Monsieur Daniel Ambühl. Vous avez compris? Toi!» Dann ist ein Moment Stille. Im Gesicht eines Mannes auf der linken Seite sehe ich, dass er grinst, weil der stadtbekannte Polizeigorilla eine klatschende Ohrfeige erhalten hatte. Seltene Momente der Heiterkeit.

Nzonza fragt schlichtend und um die Angelegenheit in sachlichere Bahnen zu leiten, was mit den Fotos sei. Ich sage ihm, Mulamba habe begonnen damit, Fotos und ein Videos von mir zu machen. «Ist es nicht so, Monsieur Mulamba?» rufe ich ihm zu und zeige mit dem Finger auf den kleinen Napoleon, der sich noch immer in der zweite Reihe der Schaulustigen verkrochen hatte. «Haben nicht sie begonnen damit? Ja, sie haben Fotos gemacht! Oui ou non?» Er schweigt. Jeder weiss, dass er es war, der zuerst gefilmt hatte. Ich hätte, erkläre ich ganz langsam, darauf meinerseits meine Kamera gezückt und aber nur so getan als würde ich filmen. Dann schliesse ich diese erste Verhandlungsrunde ab: «Retournez-moi immédiatement mon passeport, messieurs!» Und damit kehre ich allen den

Rücken, gehe schnurstraks zurück in den Mercedes, schleuze die Türe mit lautem Knall zu, mache es mir auf dem ausgeleierten Schaumstoffsitz wieder bequem, strecke die Beine auf das Armaturenbrett und stelle mich schlafend.

Nach zehn Minuten meldet sich Nzonza am Fenster des Mercedes: « Monsieur Daniel. J'ai votre passeport." Ich habe ihrem Pass. Ich strecke ihm wortlos und ohne ihn anzusehen meine Hand hin, damit er mir den Pass geben kann. Aber nun kommt er erneut mit der Fotokamera. «Ich habe ihnen doch schon gesagt, Monsieur Nzonza, dass Inspecteur Mulamba begonnen hat damit, ich habe nur so getan als ob ich fotografiere.» Er gibt mir den Pass noch nicht. Ich setze mich auf und will das jetzt beenden: «Also gut!» Ich hole meinen Rucksack, ziehe die Kamera hervor: «Ihnen, Monsieur Nzonza, werde ich die Kamera zeigen, den anderen Banditen hier traue ich nicht. Es hat gar keine SD Karte in meiner Kamera. Sehen sie! Sehen sie, was hier auf dem Ecran steht: 'Keine Speicherkarte'. Ich weiss doch, dass man hier in der Öffentlichkeit nicht einfach filmen und fotografieren soll, wie es Mulamba gemacht hat. Also habe ich meine Kamera immer ohne SD Karte dabei und werde eine solche erst verwenden, wenn ich Fotos machen will.»

Nzonza schaut sich alles genau an. Es ist exakt so, wie

ich es ihm gesagt habe. Es kommen eine paar andere der Mafia-Garçons dazu. Kein Foto ist drauf auf der Kamera. Ich nehme meine Kamera zurück. Dann halte ich meine Hand durchs Fenster: «Mon Passeport s.v.p!» Nzonza gibt ihn: Ich sage nur knapp: «Merci, pour votre aide, Monsieur Nzonza.» Ich rufe Audrey und Madilu. «Gehen wir!» Aber da kommen die Schergen plötzlich mit einem Block kariertem Schreibpapier und einem Kugelschreiber unter das Mercedes Türfenster. Ich solle hier bestätigen, verlangen sie, dass ich den Pass erhalten habe: «Sonst wird er behaupten» ruft der Gorillapolizist verärgert, «ich hätte den Pass nicht zurück erhalten». «Aha!» gebe ich sofort zurück: « Sie wollen also damit sagen, ich sei ein Lügner. Wollen sie das sagen, Monsieur? Ausgerechnet sie, der mich hier illegal sieben Stunden festgehalten hat. Wollen sie behaupten ich sei ein Lügner?»

Ich schreibe aber kurz die Bestätigung. Mein Pass ist da. Wir fahren los und lassen die Mafiosi in der Nacht vor der Ruine ihres Erpressungsversuches stehen. Es ist jetzt schon 19 Uhr. Es wird eine lange Fahrt werden zurück nach Kikulueka durch die pechschwarze Nacht. Der Mercedes mit den drei Tonnen Material hat nur vorne eine LED Leuchte, die das aufgewühlte Bachbett der Route National 16 spärlich beleuchtet. Es ist aber vielleicht besser, wenn man

nicht alles sehen kann, was schief gehen kann.

Erst nach einer Stunde Fahrt erfahre ich von Audrey, dass Mulamba von ihm 400 Dollar erpressen wollte für einen sogenannten «Permit de Deployment», also eine Erlaubnis den Ort wechseln zu dürfen, was natürlich ein Schwachsinn ist, weil das Rayon meiner Aktivität in der Einladung definiert ist. 400 Dollars wollten sie erpressen! Augustin habe lange am Telefon mit Mulamba geredet, dass man kein Geld habe und niemand bezahlen werde. Auch Daniel ganz sicher nicht. Mulamba habe dann gesagt man könne einfach soviel bezahlen, wie man gerade bei sich habe. Aber auch da biss er auf Granit. Daniel habe nie Geld bei sich. Audrey habe alles ausgegeben. Ausserdem sei Lösegeldbezahlung keine Option. Audrey berichtet weiter, man hätte auch ihn einschüchtern wollen. Er aber habe gesagt, er sei nicht Monsieur Daniel, man müsse das mit ihm selber verhandeln. So war das also: Eine knallharte Lösegeldmafia. Sie wollten mir solange den Pass nicht geben bis Geld bezahlt würde. Nun stehen sie alle mit abgesägten Hosen in der Nacht, haben einen ganzen Tag verblödet, sich vor dem Volk der Lächerlichkeit preisgegeben und keinen Rappen eingenommen. Ausserdem kriegen sie jetzt noch eins auf die Kappe von ihrem Chef de Territoire. Geschieht ihnen recht.

Vier mal müssen wir unterwegs anhalten, weil auf die-

ser furchtbaren Rüttelstrecke die Ladung verrutscht. Alle paar Kilometer muss alles neu festgezurt werden.

«Darf ich sie etwas fragen Monsieur Daniel?» wendet sich Audrey, kurz bevor wir in Lemfu ankommen, schüchtern an mich

«Klar doch! Was denn?»

«Was war denn mit den Fotos, die sie gemacht haben?»

Ich schaue ihn lachend an: «Ich bin doch nicht blöde,» antworte ich: «Ich habe die Karte mit den Daten entnommen bevor ich ihnen den Fotoapparat gezeigt habe. Wenn Gauner meinen, sie können mich bescheissen: Das kann ich mit ihnen noch viel viel besser. Und ich mache es auch. Sie haben es nicht anders verdient. Hier ist die SD Karte mit den Fotos.» Ich zeige Audrey eine Einstecktasche auf der Rückseite meines Notizbuches worin die SD Karte versteckt war. Audrey staunt zuerst, unsicher, ob man sowas machen darf und ob es erlaubt sei und rechtens so zu tricksen. Dann aber lacht er.

Um 21 Uhr sind wir in Kilueka. Alle sind fix und fertig, ein verschwendeter Tag wegen ein paar beamteten, mafösen Idioten. Aber ich tröste alle. «Das ist in der Schweiz genau gleich. Nur ist es bei uns etwas mehr versteckt unter der Normalität von Verwaltungsvorgängen, an denen

man möglichst viele Gauner beteiligt, bis man am Schluss meint alle würden davon profitieren. Ausserdem sei der Rassismus der Afrikaner genau gleich wie der der Europäer. Viele, die mich in der Strasse von Kisantu sehen, als einzigen Weissen, werden denken ich sei ein Gauner, der ihnen ihre Schätze klaut. Exakt dasselbe geschieht mit einem Schwarzen in einem Schweizer Dorf. Alle werden denken er sei ein Dieb und werden die Polizei rufen. Es gibt überall dieselben miesen Charaktere, das hat mit Hautfarbe nichts zu tun, auch nicht mit Nationalität. Hier in Afrika sind diese krankhaften, mafiösen Dinge einfach weniger kaschiert, unverblümter und offensichtlicher. Klar aber ist, dass immer nur die Schwachen der Gesellschaft Opfer sind von solchen kriminellen Beamten. Ich kann mich zum Glück wehren. Mir gehen sie am Arsch vorbei. Ich bin ein Makuaku.

Kurz vor Mitternacht nehme ich eine Dusche mit dem bisschen Wasser, das noch vorhanden ist, dann schmeisse ich mich nackt unter das Moskitonetz meines Bettes.

Sonntag, 24. 9. 2023

Ein sonniger Tag. Ich schlafe aus. Bin um acht Uhr wach. Fanuelle kommt als erste. Ich habe wegen dem gestrigen Durcheinander vergessen, ihr die dritte Portion der Malaronetabletten zu geben. Wir holen das nach. Ich will die Tabletten nicht jemandem in die Hand geben. Sonst werden sie sofort verkauft, statt selber eingenommen. Ich will dabei sein, wenn sie geschluckt werden.

Die Maurer sind angekommen, die den Damm und die Wasserzuleitung für die Pumpe des Baignoires bauen. Augustin, Audrey und ich gehen mit den beiden grossgewachsenen Burschen ins Tal zum Baignoire und wir sehen uns die Baustelle an. Ich erkläre die Pläne. Sie verstehen sofort.

Danach bringt mir Augustin seinen neuen Entwurf für die Vereinbarung des Partnershiats zwischen dem Hilfswerk und Songa Nzila. Es ist erschreckend mit welcher Dreistigkeit das Hilfswerk einfach alles vereinnahmen will. Sie haben keine Ahnung was Partnerschaft meint, nämlich Respekt der gegenseitigen Autorität, Aufteilung von Verantwortlichkeiten und gemeinsame Entscheidungsgewalt über die Resultate. Das Hilfswerk will aber diejeni-

gen, die das Projekt realisieren, komplett entrechten. Sie wollen alleine bestimmen, was mit den Ergebnissen geschieht. Sie wollen bestimmen, dass mit einer Uni zusammen gearbeitet wird, die niemand kennt und die auch weder Partner noch Teil des Budgets oder der Aufgaben sind. Lächerlich. Das wird gleich alles gestrichen. Ausserdem sage ich Augustin bleiben die Rechte der Autoren immer bei den Autoren, ob das Fotos und Texte sind. Wie mit dem Buch. Wir sind die Autoren, wir haben das Urheberrecht der Bilder, wir haben das Buch für das Hilfswerk geschrieben, gedruckt und publiziert, man kann es sogar gratis downloaden von der Skyfood Homepage (www.skyfood.ch). Wir haben eingewilligt als Autoren, dass man mit diesem Buch so quasi «Open source» umgeht, was allerdings die Urheberrechte nicht aufhebt. Das meinen aber die Hilfswerkler. Augustin sagt, er habe den Eindruck, dass ein mediokrer, kleiner Bürogeselle ohne jeden Sachverstand diesen Entwurf für die Partnerschaftvereinbarung geschrieben habe. Da liegt er vermutlich genau richtig. Im Prinzip will das Hilfswerk Songa Nzila wie einen Sklaven behandeln, der ohne Namen und ohne Rechte die Arbeit für das Hilfswerk verrichtet, damit sich die Hilfswerkler damit brüsten können, sie hätten die Sache realisiert, dabei sind sie de facto nur Vermittler zu den Geldgebern und von Partnerschaft haben sie keinen blassen Dunst.

Ich empfehle Augustin, er solle sich nicht zurückhalten. Falls sie nicht einverstanden seien mit einer echten Partnerschaft, winkst du einfach ab. Im November erhältst du Besuch von der obersten Chefin der Internationalen Projekte des Hilfswerks aus London, H. und von ihrem Vater P., der zu den Mitinitiatoren der Mbinzo-Projekte gehört. Wenn dann die subalternen Büroheinis des Hilfswerk sich noch immer quer stellen, wird es wohl ein gröberes Donnerwetter geben, nicht das erste. Die Verhältnisse im Hilfswerk sind nicht viel anders als bei den DGM-Mafiosis in Kisantu. Sie meinen mit Lackschuhen, einer gefälschten Rolex, einer grossen Klappe und etwas Einschüchterung könne man diejenigen ausbeuten, die einem das Futter herbeischaffen.

Montag, 25.9. 2023

Windstill. Der Himmel ist mit einer dicken, grauen Milchglasscheibe bedeckt. In der Batitec ist der erste Schmetterling von *Atherina suraka* geschlüpft, ein pelziges, wohlgeformtes Weibchen, dunkelorange-gelb, mit rosarot-schwarz geschminkten, grossen Augen auf den Hinterflügeln. Hoffentlich schlüpft auch bald ein Männchen, denn diese erwachsenen Saturniden nehmen keinen Nahrung zu sich. Sie leben nur ein paar Tage. Die Hoffnung ist, dass wir genügend befruchtete Eier erhalten, um

Fütterungstests durchzuführen. Wir wissen nicht, welche Pflanzen diese endemische Art aus Madagaskar hier im Kongo fressen kann. In Europa habe ich sie auf Eiche gehalten. Es ist ein polyphages Insekt, will heißen, es kann sich von verschiedenen Pflanzen ernähren. Welche der Pflanzen des Kongo-Central sie aber annehmen, ist noch unklar und dies muss mit Fütterungsversuchen abgeklärt werden, ob *Antehrin suraka* eine Kandidatin für Domestizierungsprojekte als essbare Raupe ist.

Etwa zwanzig *Samias*, die ich als Kokons mitgebracht habe, bevölkern nun bereits das Aerarium und legen fleisig Eier. Wir werden diese Population parallel zu derjenigen halten, die sich schon 60 Generationen lang an die lokalen Bedingungen anpassen konnten. Später können wir bei Bedarf Kreuzungen machen, um neues Blut zur Auffrischung einzubringen.

Der Mercedes-Lastwagen ist aufgebockt. Die vorderen Räder sind entfernt. Vier der Lamellen der Federung der Vorderachse sind gebrochen. Man kann sich kaum vorstellen, welche Kräfte hier auf das Fahrgestell wirken, wenn gleich reihenweise Federlamellen ermüden und brechen. Sie müssen ersetzt werden, aber woher holen? Ein Mechaniker muss mit dem Motorrad nach Kisantu fahren, um zu schauen, ob er irgendwo passende Federungslamellen kau-

fen kann. Wir müssen warten mit unserer Fahrt zur Schlosserei nach Kisantu, bis der Mercedes wieder im Schuss ist.

An Christian übergebe ich zwei Briefchen mit Samen einer süßen Maisart. Er soll einen Test machen, ob sie hier wachsen, denn die lokale Maissorte ist Futtermais, ohne jede Süsse. Mit Fanuelle und ihrem Team verabrede ich mich am Nachmittag, um die Aquarien im Maison des Poissons anzuschauen, damit ich Filter einbauen kann, die ich mitgebracht habe, um eine gezielte Nachzucht durchzuführen. Gestern habe ich beim Füttern der Fische gesehen, dass es im Becken mit der Ngolos (Katzenwelsen) kleine Tilapien hat. Sie werden also von Katzenwelsen nicht gefressen.

Wind kommt auf und es riecht nach Regen.

Augustin hat alle Änderungen der Vereinbarung und seine gewünschten Anpassungen des Arbeitplanes, des Personals und des Budgets abgeschickt, zusammen mit einem Brief an alle und eine separate, vertrauliche Mitteilung an den lokalen Chef des Hilfswerkes, M. Im Vertrauen rät Augustin ihm, sehr aufmerksam zu lesen, was man in seinem Namen geschrieben hat, denn er, M., werde das Dokument der Partnerschaft unterschreiben müssen und da-

für haften, nicht seine Hintermänner, die ihm möglicherweise faule Eier ins Nest legen. Ausserdem sind Augustin und M. die Partner dieser Vereinbarung, persönlich, mit ihren Unterschriften, in ihren jeweiligen Funktionen und Verantwortlichkeiten. Was Augustin geschrieben hat, wird die Hinterbänkler in den Hilfswerkbüros jetzt definitiv aufwecken. Projektbüroleiter Mu. hatte ursprünglich diesen absolut unindiskutablen Mist als Pdf geschickt und auf Abschluss gedrängt mit der Bemerkung Augustin müsse nur schauen ob seine Adresse stimme und unterschreiben. So billig wollte man ihn über den Tisch ziehen! Das ist krachend schief gegangen. «Es wird ein heisser Tag sein heute für das kirchliche Hilfswerk», bemerkt Augustin beim Frühstück. «Die Klimakatastrophe, in der sie jetzt schmoren, haben sie selber verursacht», antworte ich, «Ich habe kein Mitleid.»

Heimlich hat das Hilfswerk in die Personalliste von Songa Nzila einen sogenannten «Projektmanager» eingesetzt, ausgesucht vom Hilfswerk, über den Kopf von Augustin und seines Soudirectors hinweg, mit einem Lohn von 800 Dollars pro Monat, mehr als der Soudirector (500) und nur 200 weniger als Augustin(1000) selber. Das wird ersatzlos gestrichen. Niemand braucht bei Songa Nzila einen Projektmanager. Das ist nämlich Augustin selber. Wenn

das Hilfswerk einen weiteren Mitesser-Garcon anstellen will, um sinnlos Geld zu verbraten, können sie es auf ihre eigenen Kosten, in ihrem eigenen Bürogebäude in Kinshasa machen. Das Problem aber wird sein, dass ein Hilfswerk maximal zehn Prozent der Projektsumme in administrative Aufgaben investieren darf. Das ist den Hilfswerkern aber zu wenig. Mit einem fiktiven Projektmanagerposten auf Kosten des Projektes, wollen sie zusätzlich 25'000 Dollars abzwacken für Administratives, indem sie einfach die Lohnsumme ins Projekt stellen, statt in die Administration, ein durchsichtiger Taschenspielertrick. Letztlich geht es nur darum, Schweizer Donatoren des Hilfswerks zu betrügen und täuschen und die eigene Einnahmen für die Büros und für die privaten Hosensäcke der Hilfswerker zu erhöhen. Das Schlimme ist, dass dies alles gedeckt wird von den Schweizer Leuten in Bern. Ja, ich würde sogar sagen, dass die Idee zum Betrug der eigenen Donatoren von diesen Schweizern stammt, vor allem von J. der seit Beginn ein Problem war für das Projekt. Der Typ wurde nun, wahrscheinlich weil er nichts Vernünftiges zustande brachte, zum Oberprojektman hochgeschwemmt im Organigramm, weil man in solchen religiösen Sekten Soldaten nicht entlässt, sondern nur versetzt oder befördert nach dem Vorbild pädophiler katholischer Priester. J. war es, der eigenmächtig 10'000 Dollars aus-

gegeben hat an ein paar Freunde, die er als «Berater» angestellt hatte, um das neue Projekt zu machen, Leute ohne jede Kompetenz, die mit mir, dem realen, jahrelangen Mitintianten und Berater des Projektes, nicht ein einziges Wort gewechselt haben. Das haben Stümper nicht nötig. Dann hat J. noch 15'000 Dollars ausgegeben für ein befreundetes Büro für ein 'Audit' des längst beendeten ersten Projektes, für Nichts und nochmal nichts, alles klar betrügerisch gegenüber den Schweizer Donatoren und ein klarere Verstoss gegen die Zehnprozentregel für administrative Aufwände von Hilfswerken. Ich kann mit Dokumenten, die in meinem Besitz sind, astrein belegen, dass sie schon über zwanzig Prozent abzweigen. Man muss mich nur fragen. Was sonst intern noch an Veruntreuungen in Kinshasa und Bern passieren, weiss niemand. Es ist das Schlimmste zu befürchten. Das Hilfswerk ist eine völlig clandestine Organisation, die ihren eigenen Leuten verboten hat, mit uns per E-Mail Kontakt zu haben, weil wir nicht zu ihrer Mafia-Gruppe gehören.

Das betrügerische Spiel des Hilfswerks geht munter weiter. Niemand stoppt die kriminellen Pseudo-Gutmenschen. Jetzt wird zusätzlich noch die Zusammenarbeit mit einer Universität ins Projekt gedrückt, völlig sinnfrei. Das ist ebenfalls die Idee von J. in Bern. Er hat mir gegenüber sel-

ber schon davon geplappert. Wobei ich nicht lange zugehört habe. Das ist mir zu blöd mit beratungsresistenten Ignoranten zu reden, die nicht mal das Buch lesen, das wir für sie geschrieben haben. Was dahinter steckt, ist mir aber völlig klar: Man will unsere einzigartigen Ergebnisse, für die wir jahrelang gearbeitet haben und über die wir ja auch schon zwei Bücher und dutzende Videos publiziert haben, einem Günstling von J. zuschanzen, einem Prof., Freund, Kompagnion oder Mitmafiosi des Hilfswerks, mit Sicherheit gegen Geldleistungen. Diese Uni, die niemand kennt und von der niemand sagen will, wer damit gemeint ist, und welche Art von Kompetenzen sie in unserem Gebiet haben - diese Leute, wer immer sie sind, werden einfach unsere Namen durch ihre eigenen ersetzen und das geklaute Machwerk an eine Förderstiftung der Europäischen Union für eine halbe Million als eigene Forschung verkaufen. Genau dies hat vor zwei Jahre schon Prof. B. von der Uni Gembloux in Belgien geplant, mithilfe eines instrumentalisierten Handlanger-Professors an der Uni in Kinshasa. Sie wollten völlig gratis unsere Labors in Kikueka benutzen, bei uns gratis wohnen und essen sowie unsere Daten und Resultate klauen und an ihre Donatoren verkaufen. Sie hatten dafür von der Europäischen Union nämlich bereits Fördergelder in Höhe von einer halben Million Euro eingesackt, für Dinge notabene, von denen

sie keine Ahnung haben - mehr Geld, als wir für das ganze dreijährige Projekt mit 20 Leuten ausgegeben haben! Weil die Gemblouxer Unileute irgendetwas liefern mussten, von dem sie nichts besaßen, dachten sie, dass sie es problemlos bei Augustin und Daniel in der Savanne holen können. Eine bodenlose Frechheit und Schande für die Wissenschaft, wissenschaftliche Sklavenhaltung, «Colonialisme scientifique», in ihrer schlimmsten Form, aber alles gedeckt und brav geduldet von der Politik, von Förderstiftungen, von unserem Hilfswerk sogar aktiv unterstützt und von Leuten abgenickt, die sich gewohnt sind bei jeder Ungerechtigkeit und jeder kriminellen Handlung wegzuschauen und alle Augen zuzudrücken, wenn es den Geldfluss in den eigenen Sack nicht stört. Das ist die systemische Barbarei und Primitivität der sogenannten «Zivilisierten», Schweizer mit inbegriffen, die von Bern aus solche dreckige Deals orchestrieren. Sie sind ein verabscheuungswürdiger Haufen von widerlichen Banditen, keinen Deut besser als der anmassende und eingebildete Kurzschwanz-Napoleon von der DGM in Kisantu. Genau gleich. Ehrlose Dreckskerle.

Mit Audrey mache ich eine Besichtigung der Baustelle des Badehauses. Die jungen Maurer-Burschen verstehen ihr Handwerk und zeigen unglaublichen Einsatz, schleppen Steine, Zementsäcke, Sand, alles auf dem Kopf ins Tal.

Das Problem dürfte noch sein, wie man den Frauen des Dorfes beibringt, ihre Maniokknollen nicht im Wasser oberhalb des Baignoires einzulegen, weil es nämlich das Wasser zu einer stinkenden Brühe macht und es danach unbrauchbar ist für das Baignoire. man muss jetzt genau überlegen, ob man nicht noch ein Becken dafür vorsieht unterhalb des Dammes, aber noch bevor das Dreckwasser aus dem Baignoire in den Bach zurück fließt.

Agronome Christian und Surveillant Robert, ein älterer, kleiner, zäher, Mann wie aus glänzender Erde geformt, alles kaffeebraun in kaffeebraun, barfuss, nur mit kurzer Hose und T-shirt, füllen den Pyrolyseofen mit Holz für die zweite Herstellung von Aktivkohle für den Filter. Das einzige Werkzeug das sie verwenden: Eine Maschete, angetrieben von Muskelkraft, zum Anzünden eine handvoll Stroh des Fruchtstandes der Oelpalme. Das brennt wie Zunder.

Augustin kommt mit der Email-Nachricht von Frau S., von der Zentrale des Hilfswerks in der schweizerischen Hauptstadt Bern. Was sie als Antwort auf das gestrige Feedback von Augstin zur Partnerschaftsvereinbarung und zur Anpassung des Cadre logistique schreibt, ist ei-

ne Provokation, Affront und Frechheit. Sie ignoriert stur, dass wir zwei Bücher zu Thema geschrieben haben, vermischt die Verantwortlichkeiten und schiebt Augustin die Schuld an Problem der ersten Phase zu. Eine absolute Frechheit, wenn man bedenkt, dass das Projekt nur gerettet wurde, weil Augustin immer wieder aus der eigenen Kasse von Songa Nzila, ohne Garantien und auf eigenes Risiko, die nicht eingegangenen Zahlungen des Hilfswerks übernommen hat, um die Löhne der Arbeiter zu bezahlen damit das Projekt nicht stirbt. Frau S., die erst seit kurzem, und offenbar ohne geschichtlichen Hintergrund des Projektes, als Betreuerin des Projektes in Bern zu den Hilfswerklern gestossen ist, will weiterhin Augustin in die völlig undefinierte Zusammenarbeit mit einer Uni puschen, die, wie sie betont, für die Nachwelt erhalten soll, was wir machen. Das ist lächerlich. Wir haben mit unseren beiden Büchern für die Nachwelt bereits erschöpfend dokumentiert, was wir machen. Das 300-seitige Buch «Cheniculture» mit 800 Illustrationen ist explizit auch als Basis für Ausbildungsgänge konzipiert. Wir brauchen dazu keine Uni. Eher umgekehrt. Die Unis brauchen uns. Wenn jemand einer Uni bei dem Thema der Domestizierung und Cheniculture mitarbeiten will, sind sie frei und willkommen, das zu tun. Aber auf eigene Kosten. Unsere Bücher kann man sogar gratis aus dem Internet downloaden. Es sind dutzende Videos auf

Youtube zu sehen. Augustin wird eine saftige Antwort schreiben. Es scheint, dass die Leute vom Hilfswerk jetzt Feuer unter dem Arsch haben. Alles soll husch husch gehen. Das ist ein bisher unbekanntes Aktivitätsmuster für diese Schlafkappen. Normalerweise, wenn Augustin ein Email schreibt, hört man nie mehr etwas vom Hilfswerk, erst recht nicht, wenn man sie daran erinnert, dass die versprochenen Zahlungen ausstehen. Dann gehen sie auf Tauchstation, in die Ferien, wochenlang. Aber jetzt herrscht plötzlich Hektik. Sie wollen im Kommandoton die Sache durchdrücken und Augustin über den Tisch ziehen. Ich sage ihm nur: Sei bloss vorsichtig. Mach nicht jeden Blödsinn mit. Wenn sie nicht verstehen wollen, was Partnerschaft heisst, nämlich Aufgaben aufzuteilen und sich gegenseitig zu vertrauen und zu unterstützen, dann müssen sie es jetzt eben zum ersten Mal in ihrem erbärmlichen soldatesken Sektenleben lernen. Sie haben keine Alternativen, Augustin. Du bist der einzige weltweit, der dieses Projekt realisieren kann. Stell dein Licht nicht unter den Scheffel.

Fanuelle ist im Spital. Sie hat einen Darmvorfall. Ein Teil des Darmes sei aus ihrem After ausgetreten, berichtet Jolie. Sie hat Fanuelle nach Lemfu gebracht. Da wird sie wohl vier Tage bleiben müssen.

Augustin geht mit Christian ebenfalls nach Lemfu zur Polizei. Jemand ist in den geschützten Nkunku von Kijala eingedrungen und hat eine Spur der Zerstörung hinterlassen. Augustin bittet mich um 20 Dollars in FCC für die Polizei, damit sie die Arbeit und Erkundigungen aufnehmen kann. Später berichtet er, es sei eine Frau mit ihrem Sohn gewesen, die illegal Bäume gefällt haben. Sie sind namentlich bekannt.

Ein Tag wie ein trübes Gewässer voller Krokodile.

Dienstag, 26.9.2023

Der feuerrote Ball der Sonne steigt über die Baumwipfel der Mpukumpukus und Ölpalmen in den wolkenlosen Himmel Afrikas. Ein Vogel fragt mit seinem Flötenstimmchen «Wie geht's», «Wie geht's», «Tralla-la». Ein Hahn meldet heiser seine Position. Sein Nebenbuhler im Nachbardorf quittiert. Die lauteste Röhre aber hat der extra auf Lärm getrimmte Töff eines einsamen Reisenden, der in der Morgenröte seine nervige Maschinengewehr-Tonspur von einer Seite des Horizontes zur anderen Seite ergießt und dann in der dunstigen Ferne der aufwachenden Savan-

ne versickert. Dann wieder gespannte Stille. Man hört den Flügelschlag von Libellen. Was mag der Tag bringen?

Ein Männchen von *Antherina suraka*, ist geschlüpft, die drei Assistentinnen von Fanuelle holen mich und überbringen mir die gute Nachricht, dass die Paarung mit dem gestern geschlüpften Weibchen bereits begonnen hat. Ich mache ein paar Fotos. Augustin ist auch da. Fanuelle müsse drei Tage im Spital bleiben, berichtet man mir. Danach werde ich dem vollzähligen Team nochmals zeigen, wie man die Eier der Schmetterlinge hygienisiert mit Formalin, um Übertragungen von Krankheiten zu vermeiden. Anschliessend werden die Fütterungstests mit lokalen Pflanzen losgehen. In 9 -10 Tagen schlüpfen die Raupen, das wird ziemlich genau gegen Ende meines Aufenthaltes sein.

Augustin zeigt mir den Brief, den er zwanzig Minuten nach Mitternacht an das Hilfswerk abgeschickt hat. Es ist seine Antwort auf die Provokationen von gestern und es ist ein perfektes Stück Literatur, wie es nur Augustin hinkriegt. Absolut klar, auf den Punkt gebracht, mit geschliffener sprachlicher Präzision, diplomatisch austariert und ohne sich auf das primitive Niveau von Provokationen, Anschuldigungen und Anschwärzungen herab zu lassen. Den Hilfswerklern wird die Spucke weg bleiben. Der

Schluss des Briefes ist ein kreatives Meisterwerk. Wegen dem Problem des sogenannten «Projektmanagers», den das Hilfswerk wie ein Kuckucksei ins Team von Songa Nzila legen will, schreibt Augustin knapp und deutlich: Wenn sie jemanden finden, der die Kompetenzen hat, das Projekt zu leiten, dann räume er gerne seinen Stuhl und spende seinen Lohn an den Bau des für das Projekt unverzichtbaren Nachzuchtlabors. Er habe auch genug andere Sachen zu tun. Das sitzt.

Mehr und mehr zeigt sich nun mit aller Deutlichkeit, dass dieser Schwall von deplatziertem Kasernenschlauch, übler Nachrede, Verdrehungen der Fakten und Ignoranz gegenüber 460 Seiten Bücher, die wir geschrieben haben, aus Bern kommt. Ich vermute, dass J. ein Narrativ erfunden hat, um sich selber zu schützen. Vermutlich weiss nicht mal sein Chef in Bern, was wirklich los ist. Deshalb wollten sie auch bisher niemanden von uns in Bern empfangen, weder zu einem Gespräch noch zu einem Abendessen, wie es nur natürlich und das Minimum an Anstand wäre bei einer jahrelangen, erfolgreichen Zusammenarbeit. Es ist J., der diese Mauer aufgebaut hat, weil er auf keinen Fall will, dass sein Chef erfährt was wirklich abgeht und dass sein Chef nicht merkt, dass er mit dem Narrativ, dass Songa Nzila das Problem sei, betrogen wurde. J., betrügt nicht sei-

nen Chef, sondern auch die Donatoren. Jetzt hat er sogar, um sich aus der Schusslinie zu halten, und vom Hinterbänklein aus weiter intrigieren zu können, eine naive Frau vorgeschoben, die von nichts eine Ahnung hat. S. wurde instrumentalisiert als Kanonenfutter für Konflikte, die es nun unweigerlich geben wird. Wenn das betrügerische Narrativ von J. endlich platzt, ist er vielleicht seinen neuen Posten gleich wieder los, oder wird irgendwohin weg befördert. Dann ist vielleicht endlich der Weg frei für eine echte Partnerschaft auf gleicher Augenhöhe. Wir sind gespannt, wie sich das entwickelt. Nach all den Geschehnissen ist nun sonnenklar, weshalb J. und das Hilfswerk nicht wollen, dass wir erfahren, wer der Donator des Projektes ist, der sicher weit mehr als eine halbe Million aufwirft. Wenn die wüssten!

Mittwoch, 27. September 2023

Die Zeit läuft schnell. Schon bin ich wieder eine Woche hier und wir haben erst wenige Aufgaben erledigt. Im Moment sind die Fahrzeuge das Hauptproblem. Der Mercedes ist wieder zusammengeflickt. Aber es steht nur ein Motorrad zur Verfügung. Ausserdem liegt Fanuelle, eine Säule des Teams, im Spital. Gestern sprach ich mit Augustin über die Rolle von Audrey, seinem Sohn und Sous

Directeur. Ich bin der Meinung, dass es seine Aufgabe ist, Probleme zu lösen, falls ein Arbeiter ausfällt. Ich sage Augustin, dass ich es falsch finde, wenn stattdessen einfacher, Augustin, die Jobs übernimmt, wenn jemand fehlt. Ich finde sein Verhalten zwar edel und vorbildlich. Aber auf der anderen Seite auch kontraproduktiv. Das übrige Team hat dann nämlich den Eindruck, man müsse nur warten mit dem eigenen Einsatz bis Augustin die Nase voll hat, seine Geduld am Ende ist und er alles selber erledigt: «Und was ist», frage ich ihn, «Wenn du nicht da bist? Wer schaut dann zu den Samias, den Antherina surakas, wer zu den Fischen usw?» Das ist die Aufgabe von Audrey, das zu organisieren und eine Kontinuität der Arbeit im Projekt zu garantieren, wenn jemand ausfällt. Ich selber könnte ja auch zu den Samias schauen und zu den Antherinas und den Fischen. Aber ich werde das nicht machen, weil wir für diese Jobs drei Assistentinnen angestellt haben, die diese Arbeit machen können und machen müssen, wenn Fanuelle ausfällt. Im Notfall können wir immer noch einspringen, wenn größere Dinge passieren, aber nicht jetzt, wo es genügend Personal hat und nicht der Chef selber Brötchen backen muss, weil ein Boulanger krank ist. Ich finde das setzt falsche Zeichen, während Audrey bei den Maurern rumsitzt und ihnen bei der Arbeit zuschaut.»

Augustin versteht es, aber es scheint, dass er die Wider-

stände anders einschätzt und immer wieder klagt, dass diese Leute hier zum ersten Mal in ihrem Leben angestellt sind. Sie haben keine Ahnung, was das bedeutet, nämlich Verantwortung zu übernehmen. Selbst Agronom Christian hat keinen Blick für die Gesamtheit der Aufgaben, die man zusammen lösen muss. Gestern sehe ich, als ich kurz einen Rundgang mache, dass der Pyrolyseofen raucht. Ich gehe hin. Niemand ist da. Das Holz ausgegast. Nun wird die Kohle gefressen. Ich rufe Christian, der erst nach ein paar Minuten erscheint. «Wir haben gesagt, Christian, dass das Feuer gelöscht werden muss, sobald das Holz ausgegast, die Flamme erloschen ist, respektive es zu rauchen beginnt.» Surveillant Robert schleppt hastig einen Kanister Wasser herbei und beginnt zu löschen: «Siehst Du. Nun haben wir schon die Hälfte der Kohle verloren, weil man nicht im richtigen Moment gelöscht hat.» Christian nickt nur. Ich habe ihn am Morgen gefragt, ob er den Vorgang und Ablauf der Pyrolyse nun, nachdem er ihn schon drei mal begleitet hat, alleine durchführen kann. Er hat gesagt «Na klar doch! Kein Problem!»

In der Nähe befindet sich das Sechoir, die Trocknungsanlage für Pflanzenmaterial, jetzt gerade gefüllt mit Moringablättern. Im Prinzip ist es ein betonierter Kanal, der mit dem zu trocknenden Grünzeug befüllt und dann abgedeckt wird. Von einer Seite her wird Luft eingblasen

in den Kanal. Der Einlass und der Auslass auf der anderen Seite des Kanals bestehen aus jeweils drei grossen Plastikrohren. Gestern hörte ich den Ventilator, der von einer Batterie und vier Solarpanels betrieben wird, surren und ich schaute mir das System genauer an. Vor dem Eingang der Plastikrohre sehe ich dichte Büschel von Gras, die sogar in die Rohre hineingesogen werden vom Luftzug des Ventilators. Ich rufe Christian, er solle bitte dafür sorgen, dass die Lufteinlässe frei sind. Sonst blockieren die Gräser die Zirkulation. Heute morgen ist das noch immer nicht gemacht und ich höre wieder, dass der Ventilator einen seltsamen Ton von sich gibt, so, als drehe er nur langsam. Ich rufe Christian erneut, der mit Arbeitern an der Feuerstelle sitzt. «Öffne bitte die Blache über dem Kanal. Ich will den Ventilator kontrollieren. Er tönt heute anders als sonst.» Der Ventilator bewegt praktisch keine Luft. Ich hänge ihn von der Batteriespannung 12 Volt, ab. Eingewehte Schaumstoffteile klemmen zwischen Gehäuse und Lüfterschaufeln. Ich entferne sie und prüfe die Polarität. Sie ist falsch eingestellt, das heisst der Ventilator dreht rückwärts. In zwei Minuten ist alles geändert. Ich habe jeden Schritt Christian genau erklärt und gezeigt. Wir stellen fest, dass jetzt wieder das normale Geräusch zu hören ist und ein starker Luftdruck erzeugt wird. Dann zeige ich Christian die Einlassrohre. Sie sind im Innern gefüllt mit Dreck und Steinen

und sogar mit Resten von Zement, der noch aus der Zeit stammt, als dieses Sechoir gebaut wurde, vor sechs Jahren. Niemand hat bisher überlegt, dass diese Rohre frei sein müssen, damit die Luft zirkulieren kann. Das will ja nicht heissen, dass die Leute hier dumm sind, keineswegs. Christian ist ein gescheiter Kerl, anständig und er kann zäh und ausdauern und zuverlässig arbeiten, aber seine Aufmerksamkeit geht auf ganz andere Dinge als auf die Pflichten seines Anstellungsvertrages. Es wäre eigentlich die Aufgabe von Audrey die Einhaltung der Pflichten zu kontrollieren. Aber es gibt im Team Probleme, sagt Augustin. Ich kann sogar verstehen warum, weil Audrey, der aus der Stadt Kinshasa kommt und den Agronomen vor die Nase gesetzt wurde, nicht die Autorität und Vorbildfunktion von Augustin besitzt. Die Angestellten versuchen also, Audrey zu ihren Gunsten zu erziehen. Wie ich befürchte, ist das schon geschehen. Aber wie sage ich das nun anständig, ohne Geschirr zu zerschlagen? Ohne jemanden zu beleidigen? Wir wollen nicht dauernd Leute entlassen, weil es fast unmöglich ist, hier in der Savanne ausgebildete und im Anstellungsverhältnis erfahrene Leute zu finden. Wir sind die ersten, die diese Menschen in die Berufswelt einführen. Bei einigen, vor allem den Frauen, gelingt das prima. Bei anderen ist der Verlust von Au-

tonomie und Machismo, wenn man von aussen diktierte Pflichten erfüllen muss, ein grosses Problem und eine existentielle Infragestellung und Gefährdung und wahrscheinlich mit epigenetischen Ängsten und Traumatas verbunden. Ihr ganzes bisheriges Leben lang mussten die jungen Leute mehr oder weniger alleine für sich schauen, niemand war da, kein Staat, keine Familie, sie wurden ignoriert und nun sollen sie plötzlich freiwillig in einem Job funktionieren, während sonst nichts funktioniert? Da wird man doch etwas misstrauisch, nicht wahr? Von daher ist vielleicht besser zu verstehen, dass intakte familiäre Bezüge am ehesten noch dazu führen, dass sich jemand einsetzt in seinem Job. Bei Audrey, Laurent, Guelord, Madilu und anderen, die zum Clan von Augustin gehören, wirken andere, traditionelle Pflichtenhefte. Allerdings solche, die auch ins Destruktive kippen können, dann nämlich wenn die Claninteressen und Clanverpflichtungen über die eigentlichen Arbeiten und Aufgaben gestülpt werden, wie es in der Politik Gang und Gäbe ist. Hat sich ein Clan an der politischen Macht festgeschraubt, wird nur noch für den eigenen Sack und den Clan gesorgt. Auch hier fehlt jede berufliche Erfahrung des rechtschaffenen Politikers. Ausserdem waren die Europäischen Kolonialisten, und sind bis heute die Ausbeuter der Rohstoffkonzerne, die schlechtestmöglichen Vorbilder für eine sittlich vernünftige Anleitung

zu politischer Verantwortung für das Volk. Man hat im Prinzip nur die miesesten Charaktereigenschaften der Besatzer und Plünderer übernommen, weil das bequem ist und der eigenen narzisstischen Neurose liebedienert.

Bei uns im Westen ist es keinen Deut besser. Bei uns haben die meisten Betrugspolitiker die schlechten Vorbilder von Wirtschaftzockerei, Finanzklüngel, Vermögensverwaltercasino, Industrielobbyismus, pathologischem Selfietum und Raffgier der Privaten übernommen und sich dem allgemeinen Abwärtstrend zur rücksichtslosen Selbstbereicherung angeglichen, während man nach Aussen mit gekünstelter Intelligenz so tut, als kümmere man sich um das Volkswohl.

Was kann man tun, statt nur rüppelhaft rumzuschimpfen wie ich? Selber besser machen! Die anderen werden es vielleicht nie lernen. Aber es besteht Hoffnung, wenn wenigstens wir selber es lernen und für uns und in unserer Nähe umsetzen, was wir vergeblich von anderen einfordern. Statt sich auf der Strasse festzukleben und überrollt zu werden vom Zeitgeist, sollte man bei sich beginnen. Ein schmaler, manchmal auch einsamer Weg. Bei den drei Assistentinnen von Fanuelle sehe ich aber, dass für die

Unsicheren die Arbeit in einer Gruppe eine gute Dynamik erzeugen kann. Werden Angestellte in ihrem Job alleine gelassen, machen sie meist, was sie wollen.

Eine stete Kolonne von Arbeitern von Songa Nzila strömt an der Hausecke vorbei, wo ich schreibe. Die jungen Männer schleppen unermüdlich Sand, Zement und Steine auf dem Kopf hinunter ins Tal zum Badehaus, damit dort der Damm und die Wasserzufuhr zur Pumpe endlich fertig gebaut werden können. Jeder trägt gelbe Stiefel, zur Verfügung gestellt vom Arbeitgeber und hier ein seltenes Privileg, um die Füße und Unterschenkel zu schützen vor giftigen Pflanzen und Getier, vor allem Schlangen, Centipeden, Dornen und Verletzungen. Alles ist von Menschenkraft betrieben. Keine einzige Maschine ist zu hören. Man redet wenig. Den Schnauf braucht man für anderes. Der Weg ist steil, schweisstreibend und die Last drückt.

Eine grosse Töpferwespe hat am Türrahmen des Eingangs zur Batitec damit begonnen, ein Gehäuse zu mörtern, bestehend aus einer Reihe von etwa fünf Zentimeter langen fingerdicken Lehmrohren, in denen gelähmte Spinnen deponiert werden, von denen sich jeweils eine Larve

ernährt. Aus einer der Brutröhren ragen noch die Beine einer Spinne. Sobald das Ei gelegt ist, wird der Bau verdeckelt. In Afrika gibt es eine unglaubliche Vielfalt solcher Töpferwespen, die oft spezialisiert sind auf bestimmte Futtermittel, ausnahmslos Insekten, Raupen und Spinnen.

Ein anderes Insekten-Töpferkunstwerk, das ich entdeckte, ist eine perfekte Vorlage für die Töpferei des Menschen. Das nur zwei Zentimeter Durchmesser messende, kugelförmige Gefäß mit der eleganten, zuerst schmalen dann trichterförmig sich weitenden Öffnung, ist mit leuchtend oranger Farbe am Eingangsrand verziert und sieht aus wie auf einer Drehscheibe hergestellt. Zweifellos haben Menschen von solchen Insekten gelernt, nicht umgekehrt. Insekten gibt es seit 400 Millionen Jahren, sie waren die ersten Tiere, die fliegen konnten, 200 Millionen Jahre vor den ersten Flugsauriern.

Christian bringt mich nach Lemfu zum Nähatelier, zu einer Hütte, in der es ein paar ungehobelte Tische und Stühle und indische, handbetriebene Nähmaschinen der Marke Aksa hat. Madame Nelli begrüsst uns mit ihrem kleinen Jungen, Jonathan, den sie mit einem bunten Tuch auf den

Rücken gebunden hat. Die Frauen tragen ihre kleinen Kinder so den ganzen Tag, auch während der Arbeit.

Ich zeige die Pläne für die Filterertaschen, in die wir die Aktivkohle einfüllen wollen, eine Art Duvet, das als Matte zwischen die Schichten von Sand und Steinwolle gelegt wird. Die Aktivkohle soll Gerüche und schädliche Chemikalien aus dem Wasser absorbieren. Augustin hat den Stoff aus Kunstfasern von einem Trödler gekauft. Es sind zwei alte Vorhänge, die wir recyceln. Madame Nelli beherrscht ihre Maschine, die einzige die fussbetrieben ist, ausgezeichnet. Die Nähmaschine funktioniert einwandfrei, ohne einen einzigen Ausfall, ohne eine einzige Verwicklung und schafft mit einer dicken Nadel sogar starke Stoffdicken. Ausserdem besitzt die Aksa-Maschine einen Rückwärtsgang zum Verstäten. Meine Grossmutter hat auf einem solchen Gerät Kleider für ihre Familie genäht und geflickt und in Heimarbeit Taschentücher für die Appenzeller Tracht genäht, handroliert und anderes. Das war vor hundert Jahren, als es im Schweizerischen Toggenburg auch keinen Strom, auch keine Kanalisation und auch kein Telefon gab, wie hier in Lemfu. Vier Jungs im Alter von 7-8 Jahren schauen uns bei der Arbeit zu. Sie spielen auf dem Boden beim Eingang des Nähateliers mit einer Glasmurmelt und einer Münze, deren Prägung völlig abgeschabt ist. Nach der Arbeit wacht

der kleine Jonathan auf. Die junge Mutter Nelli setzt sich mit ihm in einem Nebenraum auf ein Schemelchen und die beiden essen gemütlich ein Stück Brot und trinken Tee aus einer rosaroten Plastikkanne. Draussen ist es jetzt über Mittag heiss und staubig. Ich warte auf die Rückkehr von Christian. Er ist mit Augustin zu den Soeurs von Lemfu gefahren, um sich über den Stand der Boursiers zu erkundigen, das sind Schüler, die sich für den Unterricht interessieren und geeignet sind, aber aus armen Familien kommen, die das Schulgeld nicht aufbringen können. Am Morgen hatte Augustin an der Schule in Kijela, die er selber als Knabe besucht hat, den Auftrag gegeben in der Savanne die Pflanze *Euphorbia hirta* zu suchen. Martin Hirt, ein Freund von Augustin und umtriebiger Unterstützer der afrikanischen Naturmedizin, braucht das Pulver dieses Wolfsmilchgewächses in Deutschland für die Behandlung von Krebsfällen. Augustin bezahlt den Schülern für jedes Säcklein der Pflanze 2000 FCC, umgerechnet kanpp ein Dollaer. Jeder hier kennt dieses Pflanze, die in der lokalen Medizin genutzt wird, vor allem gegen Amöbenruhr. Das niedrige, unscheinbare Pflänzchen heisst in Kikongo Luntesi ntesi, frei übersetzt: Amöbenblume.

Zwei Themen haben mich heut noch erreicht und be-

schäftigt in Gedanken:

In einer Welt ohne Schrift, ohne Fernsehen, ohne Film und ohne Theater ist das Erlebnis des Menschen ein stiller und auch sprachloser, privater Vorgang. Man ist bei allem, was um einen herum in der Welt geschieht, unmittelbar dabei. Dinge ereignen sich, ohne dass man an sie Gedanken verlieren muss. Reflexion ist nicht nötig.

Sobald man einem Mitmenschen seine Erlebnisse und die Geschehnisse berichten will, muss man versuchen sie zu formulieren, denn der andere war nicht dabei. Das tönt banal und selbstverständlich, dass der andere bei meinen privaten Erlebnissen nicht dabei ist. Es ist aber nicht banal. Kinder nehmen zum Beispiel an, dass alles was sie erleben, die anderen auch miterleben. Guguseli. Dada. Wenn ein Kind die Hände vor die Augen hält, meint es, dass man es nicht sehen kann, weil es selber nichts sieht. Ein Kind ist erstaunt und auch erschreckt, wenn es merkt, dass der andere sieht, obschon es selber nichts sieht, oder dass es zum Beispiel richtig laut schreien muss, damit die Mutter merkt, dass man in die Windeln gemacht oder Hunger hat. Ich glaube es ist sogar eine Art von Enttäuschung dabei, dass die anderen nicht unvermittelt wissen, was ich erlebe. Selbst Erwachsene gehen manchmal ahnungslos

davon aus und nehmen selbstverständlich an, dass alle Mitmenschen dasselbe erleben wie sie und wundern sich, dass dies offenbar nicht der Fall ist. Die anderen erleben anderes, von dem man selber nichts mitbekommt.

Zugegeben: Dies tönt umständlich und langatmig, aber es muss sein, um die Rolle der Sprache und der Kommunikation im Zusammensein der Menschen zu würdigen. Wer bei einem Geschehen dabei ist, braucht keine Sprache. Er erlebt es unmittelbar.

Erst wenn jemand bei einem Ereignis nicht dabei war, steht der Mensch vor der gewaltigen Herausforderung, formulieren zu müssen, was geschehen ist, seine eigenen Empfindungen und Gefühle und die Fakten zu befragen zu sortieren und in eine Ordnung zu bringen, durch die derjenige, der nicht dabei war, in die Lage versetzt wird, etwas mit zu erleben, so, als ob er selber dabei gewesen wäre.

Kommunikation entwickelt sich aus dem lernenden Zusammensein der Menschen deshalb, weil sie es wichtig finden, ihren Nächsten mitzuteilen, wie es ihnen geht und was geschehen ist, zumindest die sogenannten «wichtigen» Dinge. Ohne Mitteilungsbedürfnis gäbe es keine Sprache. Es würden Gesten, Geruchssignale, Hormone, Pfeifftöne, Mar-

kierungen mit Urin und Kot, Geräusche und Farben reichen, wie im Reich der Tiere. Das einzigartige Mitteilungsbedürfnis des Menschen ist aber nicht, wie man oft annimmt, auf der individuellen Ebene angesiedelt. Es sind keine Selbstgespräche. Kommunikation ist auf das Du gerichtet, das Gegenüber, den Freund, Partner, Mitmenschen. Sprache steht im Dienst der Sicherung des Zusammenlebens und ihre Quelle ist das Innere Erlebnis, also nicht nur das ‹Was› der Geschehnisse, sondern das ‹Wie› der Erlebnisses, die innere Beschäftigung mit den Dingen und der Welt. Das Bewegende an der Welt sind nicht bloss die äusseren Abläufe, sondern vielmehr noch das individuelle seelische Erlebnis, das vom Äusseren geprägt, beeinflusst, angeregt, oder blockiert ist. Das Wort ‹Seele› ist heute fragwürdig geworden in einer Masse von technoziiden, transhumanistischen Maschinendekern. Ich verwende das Wort in einem altertümlichen Sinn, als die Gewissheit der Lebendigkeit und Einzigartigkeit der eigenen Person. Kommunikation ist sprachliche Begegnung zwischen Menschenseele und Menschenseele. Die sogenannte Information, die wir landläufig in das Zentrum von Kommunikationstheorien stellen, ist nicht ein Faktum, sondern immer bloss Aspekt einer Einzelseele, Blickwinkel auf eine Sache. Selbst die Definition eines Begriffes verhindert nicht, dass jeder sie so liest und versteht, wie

sein seelisches, biografisches, individuelles Erlebnis es zulässt. Eine Information wird deshalb nie als Information an sich weiter verbreitet, sondern immer im Gefäß des seelischen Erlebnisses transportiert, persönlich konnotiert. Information besteht nicht aus einem Code, ist nicht an einen technischen Apparat befestigt und gesichert. Sie hängt immer an seelischen Interferenzen. Oft sind diese seelischen Interferenzen bei der Übermittlung stärker als die Information selber, das heisst die Emotionalen, seelischen Schwingungen übertönen die eigentliche Nachricht. Orale Tradition nennt man das. Wesentlicher als das codierte Gesagte sind die prosodischen Elemente der Sprache, Tonfall, Charakter des Sprechers, seine Emotionalität, sein Aussehen, seine den Vortrag begleitenden Kommunikationselemente, Gesten, Mimik, Pausen, Lautstärke, Betonung von gewissen Buchstaben, Sprachfehler usw. Es sind die Mitlaute der Seele, die sich so in einen Sprachcode hinein legen, etwas was heute oft vergessen wird, weil wir meinen, Sprache sei das, was man aufschreiben kann. Sprache kann man nicht aufschreiben, sowenig man Musik notieren kann. Sprache und Musik muss man hören. Sie hat mit dem Klang zu tun. Auf dem Papier ist der Klang nicht da.

Eine Folge davon, dass der Mensch lernt, Geschehnis-

se in der Sprache abzubilden, ist die Möglichkeit dass er damit auch Geschehnisse erzählen kann, die gar nicht geschehen sind, erfundene Geschichten, Lügen, Narrative, Gebluffe, Propaganda und damit Fakten erzeugt und Geschehnisse als wahr verkauft und geschildert werden, die es nicht gibt oder so nie gab. Dadurch beinhaltet Sprach-Kommunikation eine grosse Gefahr und den Geruch des Unsicheren, Zweifelhaften, von Behauptung und Vermutung, Täuschung. Vertrauenssache. Ein Lügendetektor ist in die Sprache nicht eingebaut, der anzeigt ob jemand die Wahrheit erzählt oder schummelt. Dazu ist ein Vertrauensverhältnis, ein sehr intimes, weil fragiles und auf viel Menschenkenntnisse basierendes, erforderlich. Eine schwierige und verletzliche Sache. Wem soll man glauben? Am besten vielleicht nur den eigenen Leuten, die die eigene Sprache sprechen. Oder doch eher einem unabhängigen Externen, einem Experten, Gott, dem Pfarrer, einem Politiker, Wissenschaftler? Aber was wissen diese schon? Und was geht sie das an, was mich beschäftigt? Warum wollen sie alle mir erklären, wer ich zu sein habe und warum? Woher kommen ihre Antriebe, mit Sprache auf mich einzuwirken?

Das Mitteilungsbedürfnis des Menschen hat einen Gegenpol. Er ist neugierig und will hören und wissen, was

geschehen ist, auch wenn er selber nicht dabei war. Das ist das Berufsfeld der Medienleute. Früher hiessen sie Wandererzähler, die meist von Markt zu Markt reisten, um, gegen Geld und Aufmerksamkeit, Geschichten zu erzählen, Entertainer der Reichen und Adelligen, aber auch Possenreisser und Märchenerzähler. Es ist das Ackerfeld von Propheten, Übertreibern und Plapperis, die um den Glauben und um das Staunen der Zuschauer wetteifern. Jeder behauptet natürlich, seine Geschichte sei wahr und die einzige wahre Wahrheit, denn, wenn man von Anfang an sagen würde, dass alles erstunken und erlogen ist, würde kaum jemand ernsthaft zuhören.

Die Kritik an solchen Plapperis und Geschichtenerfindern, geht weit zurück in der Menschheitsgeschichte bis zu Homer, dem sogenannten Begründer der Weltliteratur. Xenophanes und Heraklit, zwei vorsokratische Philosophen, Nachfahren von Homer, ebenfalls aus Kleinasien stammend, wie Homer selber, waren Kritiker Homers, wahrscheinlich weil sie fanden, dass dieser ‹Verslischmied› und Geschichtenerfinder ein falsches, verzerrtes oder einseitiges Bild von der Welt erzeugen will und zwar eines, das man ganz bewusst so verdreht, um die Zuhörer dazu zu bringen Dinge zu tun und zu glauben, die mit der realen Welt gar nichts zu tun haben, aber gewissen Mächten nützt,

Feldherren, Kriegstreibern, Händlern, Eroberern, Sklaventreibern, Priestern, Adeligen, und allgemein denen, die den Dichter bezahlen, bewirten und belobigen. Affirmative Kultur nennt man das. Eine Kultur, die nicht auf kritische Betrachtung und Mündigkeit ausgerichtet ist, sondern darauf, das bestehende System zu bejubeln, bestätigen, untermauern und verteidigen. Zum Beispiel mit eigennütziger staatlicher Kultursubventionen, Museen, Opernhäusern, Kunstförderung oder kurz gesagt mit Förderung als Zensur. Denn wenn man etwas unterstützt, unterdrückt man das andere, das man nicht unterstützt.

Ein grosser Schritt, mit welchem sich das Dabei-Sein bei Ereignissen nochmals gewaltig geändert hat, ist die Geburt der Tragödie, um diesen Begriff von Nietzsche zu amortisieren, aber eigentlich die Erfindung des Theaters, der Vorführung und Darstellung von Ereignissen. Das spezielle am Theater ist die Rezeptionssituation. Im Theater versammelt, zu tausenden, können Menschen kollektiv teilnehmen und sozusagen im Allgemeinen dabei sein bei etwas, ohne wirklich dabei zu sein, weil es ja nur dargestellt wird. Eine etwas komische Formulierung aber mit Bedacht gewählt, um das Selbstverständliche etwas aufzulösen, und das Rätselhafte daran hervor zu stellen und zu verdeutlichen, dass Theater ein soziales, gemeinschaft-

liches und gesellschaftliches, physisches Dabei-Sein simuliert bei etwas, wo dennoch niemand wirklich dabei ist, weil es nur dargestellt wird. Diese Simulation eines sozialen also gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen, symbolischen Dabeiseins umfasst religiösische Riten, Taufen, kultische Prozessionen, Kirchenmessen, Aufmärsche, Militärparaden, Inszenierung von Hitlerreden in Fussballstadien, Uniformen, Kostüme, Masken, Verkleidungen und Theater jeder Art. Die Idee dahinter ist schlicht, dem Publikum den Eindruck zu erwecken dabei zu sein bei etwas, woran niemand wirklich dabei sein kann. Und dies erst noch gemeinsam. Eine Massensuggestion, oder Massenpsychose hat man das auch schon genannt, die Illusion nämlich, dass alle dasselbe erleben, was ja sonst im Leben nie der Fall ist, weil doch jeder Mensch immer alleine und für sich die Welt erlebt. Diese Trennung der Erlebnisse wird gleichsam aufgehoben bei Massenphänomenen. Elias Canetti hat in seinem Buch «Mensch und Masse» erstaunt festgestellt, dass normalerweise Menschen untereinander ausgeprägte Berührungsängste haben, Anstand und Abstand wahren und Hierrachien achten. Nähe macht Angst. Wenn mir jemand zu nahe kommt, fühle ich mich bedroht. Canetti stellte jedoch fest, dass solche Berührungsängste und die Hierarchien bei Massenveranstaltungen, im Fussballstadion, im Gedränge eines Rockkonzertes oder an einer Tanzparty

plötzlich abfallen und sich die Idee eines gemeinsamen Körpers entwickelt, ein höchst interessantes Phänomen, das wir jetzt etwas besser verstehen können, weil wir doch zuvor sagten, dass der Mensch eigentlich den Wunsch hat, dass er im gemeinsamen, kindlichen, seelischen Erlebnis aufgehen kann, und damit seine Einsamkeit und den Schmerz seines Getrennt-Seins von der Mutter zu überwinden sucht und dankbar ist für diese Einbildung, weil sie tröstet.

Im Theater sind wir nicht allein mit dem Buch, nicht allein mit dem Erzähler, sondern wir sind suggestiv hinein gedrängt in einen kollektiven Event, um an die Realität einer Fantasie zu glauben, die man - wie alle anderen bestätigen können - mit eigenen Augen sieht, mit eigenen Ohren hört und erlebt. Wer als Kind an einem Kasperlitheater dabei war, der weiss, wie heftig vorgeführte Geschichten in die Gefühle der Zuschauer eindringen und sie aufwühlen. Darüber, ob das gut, schlecht, verführend oder läuternd ist, will ich hier nicht moralisieren. Das ist ein anderes Thema.

Mit dem Film wird die emotionale Vorführung von imaginären Ereignissen weiter perfektioniert. Ich kann mich noch genau daran erinnern, wie bei meinen Gross-

eltern in den 60-er Jahren des 20. Jahrhunderts der ersten Fernsehapparat in unserer Familie in der Stube Einzug fand, an prominentesten Ort platziert, wo normalerweise Hausaltare stehen, ein schwarzweisses Röhrengerät, das man ein paar Minuten aufheizen musste, bis es ein Bild von sich gab, falls die Antenne richtig ausgerichtet und nicht gerade von Schnee bedeckt war, oder nicht gerade der terrestrische Monstersender wegen Stromunterbrüchen oder atmosphärischen Störung flach lag. Wenn wir bei den Grosseltern zu Besuch waren durften wir Kinder manchmal amerikanische Sendungen schauen, die deutsch synchronisiert waren: Lassie, Flipper, Skippy, vor allem Abenteuergeschichten mit Tieren, Delfinen, Hunden, Kängurus, oder Daktari die Story eines Tiermediziners in Afrika, der einen halbblinden Löwen, Clarenca, bei sich hatte, aber bei dem kaum je ein einheimischer Schwarzer zu sehen war. Da sassen wir Kinder also gebannt am Sonntagnachmittag vor der Flimmerkiste. Oft hielt ich es nicht aus und flüchtete jammernd und wehklagend in die Küche, wenn gerade etwas Schlimmes geschehen war, Lassie verletzt durch den Schlag eines finsternen Schurken, der Daktari mit seinem Jeep verunglückt und bewusstlos im Savannengras lag und ich also weinend vor dem Unglück in der Küche Zuflucht suchte und da blieb bis man mich wieder holte und rief «Daniel du kannst kommen, die Gefahr ist vorbei,

Lassie geht es wieder gut, Daktari lebt.. « usw. Das vorgeführte Geschehen wurde unmittelbar in ein Dabeisein übersetzt mit allen Gefühlsregungen, die dadurch entstehen, als sei man selber auf dem Jeep gesessen und als hätte man den verletzten Lassie vorher noch gestreichelt. Die Propaganda liebt solche Medienwirkungen. Die Wochenschauen, die Radiostationen, Werbung und Marketing leben vom naiven Glauben, den ihre erfundenen Berichte bei den Zuschauern und Zuhörern erwecken und diese manchmal wegen der Verstellung der Welt in ernsthafte Wahrnehmungskoflikte stürzen, zu sinnlosen Käufen und Handlungen treiben und durch Kriegshetze und Feindbildfabrikation auch Medienkonsumenten in den Tod und in das Märtyrertum hetzen.

Einzig die Komödie hat versucht, das Theater durchschaubar zu machen und selbstkritisch ihre manipulativen Mechanismen zu sezieren und rügen. Mit mässigem Erfolg. Man muss Komödien ernst nehmen. Über Tragödien soll man lachen. Das Lachen ist eine todernste Sache. Wenn ein Theater, also eine Vorführung von Etwas, ernst genommen werden will, dann wird es richtig gefährlich, denn dann wird die dargestellte Wahrheit mit toxischer Suggestion überkleistert, nämlich mit der Behauptung, sie stelle die Wahrheit an sich dar. Am besten erkennt

man solche suggestiven Manipulationseffekt bei Wundergeschichten von Propheten, Fetischeueren, Mpgungus, Geistheilern, DGM-Schergen, Polizeieinschüchterungen usw., die einzig dafür konstuiert sind, Eindruck zu schinden, Disziplin und Gleichschritt zu erzwingen, bedingungslose Unterwerfung unter das vorgeführte Narrativ, Aufgabe von Freiheit und Selbstbestimmung und letztlich meist einfach Geld, um zu erpressen. Oft von denen, die gar keins haben.

Das Glaubwürdigkeitsproblem der Sprache ändert sich nochmals radikal mit der Erfindung und Verbreitung der Schrift. Das Dabei-Sein bei Ereignissen entfernt sich mit der Schrift vollends vom Menschen. Die Schrift überwindet sozusagen die zeitliche und physische Präsenz des Erzählenden und des Darstellers. Egal, wo jemand war und egal, wann er lebte, man kann seine Texte lesen. Mithilfe der Schrift kann man dabei sein bei den Schlachten von Troja und den Götterdramen im Olymp, bei Märchen, biblischen Berichten und Romanen, ohne dass ein lebendig anwesender Mensch die Geschichten erzählt. Diese Tatsache einer orts- und zeitübergreifenden nichtoralen, nicht personengebundenen Kommunikation, erzeugte einen gewaltige Boom des Schrifttums in der Antike und unter mediokren Charakteren das erste transhumanistische Ge-

schwurbel, zu meinen, Wissen sei Macht, obwohl man nur weiss, dass man nichts weiss und also lediglich Unwissen und Ohnmachten übrig bleiben, die sich selber vergöttern wollen.

Donnerstag, 28. 9. 2023

Ein kühler Morgen mit bedecktem Himmel. Noch immer hat Augustin nichts gehört vom Hilfswerk. Es herrscht absolute Funkstille. Das beunruhigt uns nicht. Sollen sie überlegen. «Du kannst dich getrost zurück lehnen, Augustin,» sage ich ihm, «Du hast das Bestmögliche gemacht. Der Stein rollt in die richtige Richtung. Vielleicht wollen sich noch Einzelne des Hilfswerks dem Felsbrocken in den Weg werfen. Aufzuhalten ist er nicht. Jetzt stehen sie am Ufer des Flusses, dessen Wasser sie selber mit ihrem Blödsinn getrübt haben und müssen irgendwie hinüber. Die Krokodile warten.»

Acht Uhr. Die Sonne drückt durch den Hochnebel.

Ich glaube, man will mich verarschen. Augustin hat mich gefragt, ob ich die Maschine zusammensetzen kann, die er gekauft hat. Ich habe nicht ganz verstanden, was die Maschine machen soll. Irgendwie, hat er gesagt, sei es eine «Machine a fileter». Ich antworte, man solle die Teile bringen. Ich werde sie mir anschauen. Es kommen drei Kartons. Zwei schwere mit einem Elektromotor und einem Maschinenteil, das gemäss chinesischer und englischer Beschriftung eine industrielle Nähmaschine sein soll. Dazu ein sperriges Paket mit dem Tisch, auf wel-

chem das Gerät installiert werden soll. Ich beginne mit dem Tisch. Viele Dutzend Teile, Schrauben, Stangen, etwas, was eine Schublade aussieht, Metallteile, wahrscheinlich für das Fussgestell, Plastikteile, Unterlagsscheiben usw, alles ohne einen Plan und ohne ein Foto, wie das Ganze am Schluss aussehen soll. Ein Ratespiel. Wie eine Ikeaküche ohne Bauplan, nur mit hunderten Puzzleteilchen. Ich glaube, man will mich verarschen. Ich beginne, die Dinge zu analysieren mit fünfzig Jahren Bastelerfahrung, aber das dauert und ist eine blödsinnig ineffektive Pröblerei. Nach einer Stunde habe ich schemenhaft erraten wie der Tisch mit den beiden Pedalen für den Antrieb der Maschine in etwa montiert werden könnte. Aber es gibt weder Werkzeuge, noch grosse Kreuzschraubenzieher zum Beispiel, um die Schrauben anzuziehen. Gerade jetzt, im goldig richtigen Moment, kommt Augustin zu mir. Ich frage ihn, ob er mich auf den Arm nehmen will. Aber er ebtschuldigt sich nur mit unschuldiger Mine, er habe die Maschine von einem Chinesen gekauft. Seine Telefonnummer stehe auf einem der drei Pakete. Er werde mal anrufen. «Ich bitte dich darum!» flehe ich Augustin an. Es nimmt aber niemand ab.

Therese, eine Assistentin von Fanuelle, fragt mich ob ich eine' Medikament gegen Bandwürmer bei mir habe.

Leider nicht, bedaure ich. Ob das denn hier ein allgemeines Problem sei? Ja, sagt sie, wegen dem Wasser. Also werde ich zuhause meinen Arzt fragen, ob er mir das nächste Mal ein Medikament mitgeben kann gegen Würmer. Fanuelle soll es besser gehen, sagt Augustin. Er werde Christian mit dem Toyota nach Lemfu schicken, um sie ohne Gerüttel nach Kilueka zu bringen, wo sie ein paar Tage ausruhen soll.

Die Schulkinder von Kijela haben einen hunder Liter Sack gefüllt mit *Euphorbia hirta*. Allerdings seien auch andere Pflanzen darunter, klagt Augustin. Man müsse diese mühsam aussortieren, dann die Blätter abzupfen, trocknen und sieben. Martin Hirt habe mitgeteilt, dass er pro Jahr locker zwanzig Kilogramm davon brauchen könne. Er hat aber massive Probleme mit den deutschen Gesundheitsbehörden, was ich mir sehr gut vorstellen kann, weil diese, vond er WHO ferngesteuert, weder *Artemisia annua* noch *Euphorbia hirta* zulassen wollen als Medikamente und wohl bald auch Kamille, Salbei und Thymian verbieten werden, weil es «bessere», will sagen: patentierte Pharmaprodukte gibt. Naturmedizin ist für Vorgestrigte. Natur ist überflüssig. Sie ist nicht systemrelevant für Transhumanisten. Das war mal. Ich will damit nicht sagen, dass man mit sogenannten «Naturheilmitteln» nicht auch Schindluder treibt, aber im Vergleich mit dem welt-

weiten Pharmablödsinn, mit der experimentellen Gentherapie gegen Corona zum Beispiel, für die man schamlos alle Menschen als Versuchskaninchen missbraucht, ist das wahrscheinlich noch heilig.

Mit Guelord reinige ich die Aquarien im Fischzucht-
haus. Das machen wir einzig mit Essig, dann reinigen wir
Steine und Sand und füllen Wasser ein. Die Filter sind in-
stalliert und laufen. In zwei bis drei Tagen können wir die
ersten Fischpaare einsetzen. Das wird den Tilapien gefal-
len. Im grossen Bassin hat es ein paar prächtige Männchen,
die fast dreissig Zentimeter lang sind. Weibchen bleiben
in der Regel kleiner. Für den Kreislauf der drei Rundbe-
cken fehlt aber eine Pumpe. Keine einzige funktioniert.

Augustin hat noch immer keine Nachricht vom Hilfs-
werk erhalten. Man wird wahrscheinlich sagen: «Daniel
ist ja gerade bei Augustin. Der scharfe Gegenwind kommt
vielleicht aus seiner Richtung.» Das ist nicht ganz unrich-
tig. Aber wenn man sagt, dass ich hinter Dir stehe, Augus-
tin, dann werde ich sagen: «Nein ich stehe nicht hinter Au-
gustin. Ich stehe mit ihm. Das ist ein Unterschied. Wir sind
keine Marionetten. Wir diskutieren miteinander und jeder
ist frei zu entscheiden, was er für das Beste hält.»

«Das werden sie nicht verstehen,» sagt Augustin.

«Ja,« stimme ich zu, «Ich befürchte du hast recht. Es scheint leider so, dass man in diesem Hilfswerk nur das Kommando, den Befehl und die Hörigkeit gegenüber dem heiligen Organigramm-Code kennt."

Freitag, 29.9.2023

Um vier Uhr nachts zieht ohne Gewitter eine Regenwolke vorbei. Der Regenguss ist kurz aber heftig. Am Morgen glitzern Tropfen auf den Blättern der Bäume und Gräser. Der erste Gedanke beim Prasseln der Tropfen ist jeweils, ob die Strasse noch befahrbar ist. Aber das Wasser wird vom Boden gierig aufgesogen und um sechs Uhr, beim majestätischen Aufgang der orangen Sonne an den nun fast wolkenlosen Himmel, ist die Erde schon wieder trocken. Die Hühner headbangen umher, scharren und picken. Sie wissen, dass die Feuchtigkeit allerlei Insekten und Würmer an die Oberfläche lockt.

Bei all den Dingen, die hier nicht richtig funktionieren, werden die meisten Leute, und alle sogenannten «Berater» sagen, man müsse eben die Kontrolle erhöhen. Das halte ich für falsch. Es ist eines der Grundübel unserer Zeit zu meinen, mit Kontrolle seien Probleme zu lösen. Dieser Intelligenzdefekt stammt aus unserem computer-

verseuchten und computerhörigen Verständnis von Abläufen. Wir meinen der Mensch sein ein mechanisches oder mathematisches Partikel, das nach Programmanweisungen funktioniert. Das Gegenteil davon ist wahr. Deshalb will ich hier kurz von zwei Dingen reden:

Ersten: Von Kontrolle versus Haltung. Dass Dinge nur human funktionieren, wenn sie aus Einsicht in die Notwendigkeit des Tuns und aus seelischem Einverständnis heraus geschehen und getan werden.

Zweitens: Vom Unterschied zwischen Schriftsprache und Computersprache. Diese Unterscheidung ist in transhumanistischen Gehirnen abhanden gekommen und hat viele der unsäglichen Idiotien verursacht, die gegenwärtig in den sogenannten Schaltzentralen der Macht als «globale, gottgleiche Lösungen» umher schwirren, conterhumanistische Computerdemenz.

Das Kontrollproblem erkennen wir exemplarisch bei unserem Hilfswerk. Weil bei ihnen nichts funktioniert, glauben sie, man könne das Problem mit Kontrolle lösen. Die internationale Zentrale hat dem lokalen Headquarter in Kinshasa alle Projekte und damit die Finanzierung und

den Geldhahn zugekehrt, bis sie bewiesen haben, dass sie fähig sind ihre Aufgaben so zu erledigen, wie es geplant und vorgesehen und verabredet ist mit den Donatoren. Das Erste was jetzt geschieht ist, dass man sagt, das Problem liege nicht bei einem selber, sondern die anderen seien Schuld daran, dass man selber nicht funktioniere, die Umstände usw. Man zeigt mit dem Finger auf die Schwächsten, auf die, die sich nicht wehren können, meist nach unten in der Hierarchie. Das ist banal. Radfahrerprinzip. Nach oben buckeln nach unten treten.

Als ich 2017 begann, mit Augustin zusammen zu arbeiten, sass im Projektbüro des Hilfswerks eine Person, Eddos. Nichts funktionierte, er antwortete auf keine Emails, liess sich am Telefon verleugnen, reiste in die Schweiz zu irgendwelchen Seminaren. Nichts änderte sich. Pläne wurden nicht eingehalten, Verabredungen ignoriert. Was behauptete man, als Klagen kamen, dass Gelder veruntreut wurden? Die anderen seien Schuld. Sie hätten keine Rapporte geliefert, keine Abrechnungen usw., blanke Lügen. Man hatte sie einfach in den Abfallkorb geschmissen und so getan als sei nichts angekommen und damit man in Ruhe mit dem Geld, das ankommt, machen kann was man will. Meist versickerte, verdampfte oder verschwand der Hilfsrubel auf obskuren Wegen. Schuld waren immer die

anderen.

Schliesslich wurden alle Rapporte bei Eddos doch noch entdeckt. Nun sagte er, er hätte keine Zeit, um sie zu bearbeiten. Eine neue Phase wird eingeläutet. Man stellt neue Leute an. Es funktioniert aber noch immer nichts. Warum? Weil die Leute nicht von ihrem Job abhängen, sondern von denen, die ihnen sagen was sie zu tun haben. Und das was diejenigen sagen, von denen sie wirklich abhängen, ihre Chefs und Hintermänner, hat nichts zu tun mit dem Job, also dient der Job nur dazu die Dysfunktion der Hintermänner zu schützen. Nach aussen sieht es dann so aus, als tue man alles, um die Good Practice zu gewährleisten. Dahinter wurstelt dasselbe System eine Veruntreuungen und Betrügerei nach der anderen durch. Jetzt, wo das Hauptquartier kein einziges Projekt am Laufen hat, ausser dasjenige der Zusammenarbeit mit Songa Nzila, also mit unserem Raupenprojekt, sitzen im Headquarter des Hilfswerks bereits fünf Leute im Projektbüro. Fünf! Und nun will man noch einen «Projektmanager» in das Team und auf die Kosten von Songa Nzila setzen, angeblich um die Zusammenarbeit zu «koordinieren», ein Mann der ausserdem vom Hilfswerk ausgewählt werden soll, zu einem Lohn von horrenden 30000 Dollars während der Projektdauer von drei Jahren. Dies ist nicht nur ein Betrug am Geldgeber, der davon ausgeht dass man höchstens zehn Prozent der Gesamt-

summe für administrative Aufgaben ausgibt, sondern es ist auch ein kompletter Unsinn, weil es einen Projektmanager schon gibt: Das ist Augustin Konda, der auf diesem Gebiet die mit weitem Abstand besten Referenzen und die grössten Kompetenzen hat. Aber man merkt, dass im allgemeinen die Idee herrscht, dass man die Kontrolle erhöhen müsse, damit die Dinge funktioniert, obschon man in sechs Jahren gelernt haben könnte, dass genau dieser Versuch, mit vermehrter Kontrolle die Probleme in den Griff zu bekommen, ein Täuschungsmanöver, das kläglich gescheitert ist. Aber man ist einfach nicht bereit oder ist zu dumm, um zu überlegen, ob es andere Wege geben könnte. Es gibt sie. Aber diese anderen Wege sind schwer verschüttet von der Basis her, von der Schule her verschüttet, weil auch da alles auf Kontrolle und Disziplin angelegt ist, eine Schule, die in Scharen diplomierte Schwachköpfe erzeugt, die meinen sie seien jemand und lebenslang ihre eigenen Schultraumas an Untergebenen abreagieren, vor allem an Kindern und Minderjährigen, die sich nicht wehren können. Und nun, wo die Schule komplett mechanisiert, militarisiert und mathematisiert wurde, kommt die Künstliche Intelligenz, die dies alles auch kann, viel besser sogar als die auf Diplömchen trainierten Professoren es können, und erst noch, ohne dass es dazu einen Menschen braucht. Die Maschine erledigt das, was unsere wo-

ken Schulplaner und Pädagogen für Intelligenz halten, von selber und viel besser. Was nun?

Abfahrt nach Kisantu mit dem Mercedes. Zwei Stunden Quälerei zu Dritt auf dem Beifahrersitz, ich neben dem Gangschaltungsknüppel, Audrey in der Mitte, Augustin am Fenster. Ich muss das Bein auf die Motorabdeckung heben, damit Madilu schalten kann. Ich frage mich, warum Audrey auch mitkommen muss, wenn Augustin doch dabei ist. Ich behalte es für mich. Ankunft bei der Schlosselei. Alles verriegelt, kein Mensch da. Man hat sich nicht angemeldet per Telefon. Die Frau von Maitre Mansamba ruft ihren Mann. Nach einer Viertel Stunde ist er da. Seine Jungs sind nicht bei der Arbeit, weil sie ihre Ausbildung nicht bezahlen. Mansamba betreibt sein Geschäft, wie ich erstaunt erfahre, nur mit Lehrlingen, die erst noch ihre Arbeit, die sie verrichten, selber bezahlen müssen. Ein seltsames Ausbildungssystem. Augustin rät Monsieur Mansamba, dass er besser einen Angestellten beschäftigt. Danach erkläre ich ihm die Pläne, die er sofort begreift. Als ich denke, wir hätten alles erledigt, beginnt Augustin ein grosses Palaver über Pfosten und Stacheldraht oder Gitter für die Einzäunung des Baignoire. Davon war bisher mir gegenüber nie die Rede gewesen, sonst hätte man sich darauf vorbereiten können. Aber Nein, jetzt beginnen die Mut-

massungen und Schätzungen wieviel Pfosten, wie dick, wie lang, wie hoch, bei wieviel Stacheldraht usw. eine endlose Rechnerei, Hin und Her, zu teuer, neue Variante usw. Statt sich vorzubereiten, wird alles spontan erfunden, sur place, als gäbe es in Kilueka kein Messband. Mansamba und Augustin sind am Handy und tippen Zahlen in den Taschenrechner. In der Zwischenzeit tippeln ein paar Ziegen vorbei. Ziegenmamas meckern nach ihren Jungen, ein Bock ist im Hormonfieber und nervt die Frauen. Ein Huhn badet mit zwei Jungen im Staub. Lolo liegt auf einer blauen Plastikmatte unter dem Mercedes und betrachtet die Kurbelwelle, oder isst Erdnüsschen oder schläft im Schatten, denn es ist heiss. Ein Bursche hängt Kleider auf, die er in zwei Kesseln gewaschen hat. Eine Ziegenmutter jammert suchend. Aber ich sehe ihr Junges nicht. Dann kaufen wir auf dem Markt ein paar Früchte. Bananen und zwei Papayas. Ausserdem gibt es schöne Termitomyces Pilze, die aus den unteirdischen Gärten der Termiten wachsen, jetzt offenbar in Massen. Zitronen sind zu teuer. Augustin kauft einen Sack Erdnüsse. An einem Stand für traditionelle Medizin gibt es Sel indigene, das traditionelle Salz der Wälder, Kalisalz, das aus Holzasche gewonnen wird, wie früher die sogenannte Potasche, weswegen das Element Kali auch Potassium heisst. Ich will das mal probieren als Salzersatz. Augustin sagt mir, dass man dieses

Salz aus den Blütenständen von Oelpalmen herstellt, die man verbrennt und indem man nachher die Asche mit Wasser vermischt filtriert und das Filtrat kocht bis das weisse Pulver übrigbleibt.

In der Tankstelle von Kisantu gibt es heute keinen Diesel. Wir müssen zu einer anderen Tankstelle fahren, doch schon vor der Brücke über den Inkisifluss, stellt der Mercedes ab. Diesel alle. Lolo hält einen Motardtaxi an und fährt mit einem Kanister zu nächsten Tankstelle, kommt zurück, Motorverdeck demontieren, Kraftstoffpumpe entlüften, noch eine Viertelstunde, dann läuft der Mercedes wieder, zur Tankstelle, Diesel tanken, dann Rückfahrt nach Kilueka. Aber schon in Nkandu hält der Mercedes wieder an, dieses Mal bei einer Autoschlosserei. Augustin sagt, dass man hier etwas schweissen müsse. Die Verbindung zwischen der Fahrerkabine und der Ladebrücke hätte sich gelöst. Wir setzen uns in einer Bar auf die Terrasse mit Blick auf die Staubpiste. Es sitzen nur Männer dort, die Turboking und Nkoyi Bier trinken, das sind die billigen Marken, und laut referieren, weil es auch sonst laut ist, nebenan ein Lautsprecher krächzt, dessen Geplärre sich mischt mit Gehupe, Gedröhne und Geschepper von Fahrzeugen und dem Geplapper und Geschrei der Passanten, die in der staubigen Bruthitze vorbeiflimmern. Zwei Stunde dauert die Warterei, bis ich fast durchdrehe.

Paul L. fragt Augustin per Email an, ob er ihm einen Gefallen to könne, auf englisch. Nach dem Ja von Augustin als Bestätigung, kommt ein seltsames Mail herein. Darin heisst es: Er, P. hätte eine Nichte die im letzten Stadium Brustkrebs habe. Die arme Frau habe heute Geburtstag und er hätte vergessen ihr etwas zu kaufen. Ob er, Augustin, nicht für sie eine Apple Card kaufen könne in einem Tescoladen oder so. Sobald er sie gekauft habe, werde er ihm mitteilen, was er mit der Apple card machen müsse. Das Geld bezahle er ihm selbstverständlich bei nächster Gelegenheit zurück.

Augustin wird stutzig. Er runzelt die Stirn. Paul weiss doch, dass ich in Kilueka bin. Sowas hat Paul noch nie geschrieben. Aber es kommt von seiner richtigen Emailadresse. Ob man die geklaut hat? Schon möglich. Eher aber hat man vielleicht sein Handy geklaut, oder seinen Account gehackt. Bevor Augustin zurück schreiben kann, erlischt sein Handy. Er hat keine Powerbank zum Aufladen dabei und die Läden, die er besucht, haben keine Ladegeräte mit USB C-Steckern. Das Handy von Augustin ist zu neu. Wieso, frage ich, müssen wir ausgerechnet jetzt, wo wir zu viert sind, hier am Strasserand warten wegen dieser Reparatur? Man habe es erst heute gemerkt, sagt Augustin. Schon möglich.

Endlich fahren wir ab. Die Papayas die ich gekauft habe kochen beinahe in der Plastiktüte, die Pilze sind zu einer braunen Brühe zerquetscht die Bananen erhitzt und so wird diese zuvor noch frische Biomasse zu einem Brei, einem heißen Africa-Smoothie. In Kilueka sezieren ich die am schwersten verletzte Papaya und mache daraus ein Chutney mit Essig, Zucker und Salz. Das werde ich heute zum Reis essen. Augustin hat sich bereits deutlich von dieser Idee distanzert und seine strikte Weigerung zum Ausdruck gebracht, davon etwas zu probieren. So ist es denn auch. Mir aber schmeckt es. Trotz allem. Vor allem trotz.

Samstag, 30.9.2023

Ein frischer, bedeckter, Morgen. Gestern hat der Vollmond die ersten Nachtstunden erhellt. Am Abendessen berichtet Jolie, dass Fanuelle wieder im Spital sei, der Darmvorfall habe sich erneut ereignet. Sie habe sich nicht geschont. Dabei war klar, dass sie nun liegen und ruhen muss.

Augustin hat gestern abend an P. eine kurze Mitteilung auf französisch geschrieben, mit der Frage, ob das seltsame Mail von gestern tatsächlich von ihm gekommen sei. Die Antwort, ohne Anrede und Gruß, heisst nur: «Yes, it came from me».

Das kann unmöglich P. sein, der das schreibt. Das ist

einfach nicht sein Stil. Nun ist definitiv klar, dass diese E-Mail in seinem Namen von irgendwem und irgendwo her kommt. Wie aber erreicht man jetzt P., um ihm zu sagen, dass seine E-mails abgefangen werden? Das Problem zeigt, dass Dinge möglich sind, die sich ein Handybesitzer lieber nicht vorstellen will. Mich betrifft das nicht. Ich habe mein Handy mit Beginn des Corona-Bullshits abgeschafft und es auf den Müll geworfen.

Augustin und ich reden über den Rapport meiner aktuellen Reise als Berater. Ich verstehe nicht, weshalb die Kosten und Aufgaben meiner Beraterreisen nicht im Budget vorkommen. Das müsste doch ein Posten sein, der ganz normal im Budget erscheint, so wie es auch bisher, in der Phase Eins, der Fall war. Augustin sagt, man habe ihm versichert, dass er mich nach Bedarf aufbieten könne und dass das Hilfswerk dann die Reise bezahle, sobald Augustin die Arbeitsbeschreibung der Beratung mitteile. Dies sei diesmal so abgelaufen, sagt Augustin, obschon ich das Geld noch nicht erhalten habe, weder für meine Reiseauslagen, Tickets, Visum, Malariaprävention, Materialien, noch für meine Arbeit. «Woher kommt denn dieses Geld?» frage ich Augustin, «wenn es nicht aus dem Budget des Projektes kommt?»

Augustin zieht die Achseln hoch. Keine Ahnung. Al-

les ganz undurchsichtig.

«Hast Du das schriftlich, dass du mich als Berater engagieren kannst nach Bedarf?», frage ich Augustin

«Nein.»

«Also muss das noch in die Vereinbarung zum Parteneriat reingeschrieben werden, sonst wird man eines Tages sagen: «Daniel? Berater? Davon war nie die Rede. Was machst du dann?»»

Augustin sagt sofort: «Stimmt, das muss auch noch rein in die Vereinbarung.»

Mich erstaunt kein bisschen, dass das Hilfswerk mich nicht mehr, namentlich oder als feste Funktion, dabei haben will in diesem Projekt. Augustin sagt, dass J. in Bern Angst vor mir habe. Angst? Ja, Angst, weil ich so direkt und unverblümt sei. Journalist auch. Ich sei radikal sagte J. gegenüber Augustin. «Ja, das mag tatsächlich sein.» gebe ich zu. Ich kann mich deutlich äussern, weil ich nicht falsche Rücksichten nehmen muss, sondern einzig und allein zur Sache argumentiere. Ausserdem habe ich immer gesagt, dass ich gerne den Chien mechant, den bissigen Hund, spiele, damit du, Augustin, die diplomatische Karte spielen und den Good Guy markieren kannst. Von daher ist es mir ganz recht, wenn Charaktere wie J. Angst vor mir haben. Er könnte ja auch einfach konstruktive Dialog-

bereitschaft zeigen und Respekt haben, aber diese Worte fehlen in seinem Vokabular. Bei ihm ist alles nur primitives, clandestines, militärisches Kommandier-Machtspiel ohne jeden sachlichen Bezug.

Es sind jetzt sechs weitere *Antherina surakas* geschlüpft, vermutlich alles Männchen. Eiablage erfolgte also bisher nur von einem Weibchen. Augustin hat gestern einen Versuch gestartet, die *Samias*, die auf *Rizinus* gehalten werden, auf Maniok über zu setzen, auf frische, kräftige, grüne Blätter. Heute sehen wir, dass es funktioniert, dass die Raupen fressen, dass also dieses Narrativ, dass sie kein Maniok annehmen, schlicht falsch ist, was wir bereits vermutet haben. Also kann man die *Kilueka*-Generation jetzt auf Maniok halten, oder hälftig-hälftig auf Maniok und *Rizinus*. Die Frage ist allerdings, wo wir das machen, denn draussen in der Briquetterie ist es zu staubig und zu trocken. Die Raupenfarm in Kinsumbu ist noch nicht bereit, weil es da kein Wasser gibt und einzig in der Batitec könnte man jetzt ein Gestell für die Aufzucht einrichten, wo die Tiere geschützt sind und man dann für die nächste Generation in Kinsumbu alles herrichten kann für die grosse Aufzucht.

Es riecht nach Regen. Wir müssen die Aktivkohle mah-

len und auch vorwärts machen mit der Fertigstellung des Filters, waschen und abkochen von Steinen und Sand.

Besuch bei der Baustelle des dritten Dammes für das Baignoire. Wieder eine ärgerliche Fehlleistung. Audrey steht mit verschränkten Armen auf der Mauer und schaut den Arbeitern zu. Dabei ist der Überlauf völlig falsch dimensioniert und entspricht, was ich von weitem sehe, in keiner Weise dem Plan. Statt einer Tiefe von 50 Zentimetern hat er eine Tiefe von 100 Zentimetern. Man hat zum wiederholten Male den Plan irgendwo auf einen Dreckhaufen gelegt, vergessen und irgend etwas Beliebigen gebastelt, was man meinte, was richtig sei, aber leider völlig falsch ist. Pläne hat man ja nicht nötig. Man ist doch selber jemand. Diese Überheblichkeit und dieser ignorante Grössenwahn ist leider weit verbreitet. Man hat es nicht nötig, dass einem jemand sagt, was und wie man etwas zu tun hat. Fragen, wenn man nicht sicher ist, ist etwas für Subalterne, Frauen und Dummköpfe. Jetzt muss als Konsequenz dieser Machismo Fahrlässigkeit ein halber Meter Staumauer aufbetoniert werden, ohne seitliche Armierungseisen, wie es ursprünglich vorgesehen war. Ich schimpfe ein wenig und frage laut, weshalb man denn hier jemanden rumstehen habe, wenn er nicht einmal den Plan, die Referenz des Bauwerks, bei sich hat, um zu schauen, ob man auch macht, was man verabredet, budgetiert und ge-

plant hat. Ausserdem müsse man bei jedem nachlässigen Quatsch weitere zusätzliche Arbeit machen, zusätzliche Aufwände bezahlen, bei erst noch minderer Qualität des Bauwerks. Manchmal fühle ich mich hier einsam.

Einsamkeit kommt nicht von daher, dass es zu wenig Leute um einen herum hat, sondern Einsamkeit ist das Gefühl in der Masse von Menschen unverstanden und fehl am Platz zu sein. Wobei unverstanden nicht richtig ist, weil wir uns ja selber nicht verstehen. Aber ignoriert ist vielleicht besser. Nicht wahrgenommen. Nicht für voll genommen. Man hat eine Arbeit für alle gemacht, die niemand beachtet. Nachher klagt man mit Unschuldsmine, alles sei so teuer. Kein Wunder, wenn man alle Dinge fünfmal von vorne beginnen muss, weil man sie nicht von Anfang an richtig macht, so, wie man es verabredet und geplant hat. Oh, je! Ich bin ein bünzlicher, pingeliger Pauker und Tüpfelscheisser geworden. Pfui Daniel! Aber ehrlich, ich mach das nicht wegen mir. Ich kann einfach nicht zusehen wie Leute sich dauernd selber Steine in den Weg legen und dann klagen, dass sie dauernd stolpern, weil die Wege so schlecht sind. Diese Lügen und Ausreden kann ich nicht kommentarlos stehen lassen. Aber manchmal verleidet es einem. Zum Beispiel beim Sechoir sehe ich eben, dass man vier Solarpanels in Serie geschaltet hat,

was über 50 Volt erzeugt, man damit direkt in eine 12 Volt Batterie geht, ohne Regulator, ohne MPPT Solarregler, nichts, einfach Drähte mit 50 Volt an die arme Batterie und dann von da den 12 Volt Ventilator betreibt. Wozu habe ich den Kurs <12 Volt> gemacht, damit man versteht, was passiert? Man macht blitzschnell die Batterie futsch und nachher klagt man, die Batterien seien so kurzlebig. Das Schlimme ist, dass man von dieser destruktiven Vernachlässigung und dieser Ach-Scheissegal-Stimmung angesteckt wird und am Schluss selber nur noch denkt: Ist ja nicht mein Geld. Sollen sie alles in die Luft sprengen. Vielleicht erkennen sie dann, wenn alles in Trümmer liegt und wenn gar nichts mehr läuft, was sie selber falsch gemacht haben. Meist aber nicht mal dann. Dann beten sie nämlich am Sonntag zum lieben Gott er solle sie vom Bösen erlösen, von den verfluchten Mpungus, die ihr Unglück verursachen. Aberglauben ist bequem. Man kann damit gedankenlos weiterwursteln wie bisher und schuld an allem Elend sind immer die anderen.

Einkleidung der Boursiers in Lemfu. Mit dem Mercedes und einer Ladefläche voll mit Kindern besuchen wir das Nähatelier von Madame Nelli, wo alle Boursiers, zwölf Knaben und sechs Mädchen, ihre Schuluniformen erhalten, die nach Mass geschneidert sind. Dann geht es zurück

nach Songanzila, Kilueka, wo Augustin und ich mit den Boursiers eine Führung machen, die Fische füttern, Tilapien und Ngolos und dann der Jungmannschaft die Raupenzucht zeigen, die jetzt in der Batitec eingerichtet ist. Anschliessend wird ein Essen zubereitet für die Boursiers, weil die Kinder oft ohne etwas im Magen zu haben, zur Schule geschickt werden. Dass man nicht gelernt hat, Tiere zu füttern, kann man in vielen Familien auch auf die Kinder übertragen. Sie werden aus dem Haus gejagt mit dem Kommando: «Sucht euch selber etwas zusammen, das ihr essen könnt!» Deshalb sind Kinder oft in Gruppen unterwegs um gemeinsam sich etwas Essbares zu suchen und daher ist es auch schwierig, hier eine Raupenzucht oder Fischzucht im Freien zu machen. Die Kinder strömen heimlich herbei, um sich zu bedienen, zu fischen und unserer Zuchtraupen von den Bäumen zu pflücken. Bei Früchten muss man gut aufpassen, dass sie einem nicht vor der Nase weggerntet werden. Augustin klagt immer wieder, dass alle gerne Papayas essen, aber niemand auf die Idee kommt, sie zu pflanzen, eine Erfahrung die darauf beruht, dass alle lieber ernten ohne zu säen, sich das Säen also nur lohnt für die anderen und man noch so viele Papayas pflanzen kann und doch nie eine Frucht erntet, weil sich andere bedienen. Fruchtbäume zu pflanzen – folgert man aus dieser Erfahrung - ist ein Verlustge-

schäft. Das wird mit den Fischen dasselbe sein. Du kannst noch so viele füttern und züchten. Es werden viele andere sie heraus fischen und du wirst, nicht ganz zu unrecht, den Eindruck haben, Fische zu züchten lohne sich nicht, aber aus anderen Gründen, als du denkst. Hühner, Ziegen und Schweine sind durch die Tradition strikter geschützt. Tiere sind Sparbücher, wandelndes Kapital auf zwei oder vier Beinen für Notfälle. Da wird man empfindlich bestraft bei einem Diebstahl. Aber bei Früchten und Sammelgut der Nkunkus?

Fanuelle erscheint wieder. Augustin gibt ihr Milchpulver, etwas Kaffeepulver, ich ein paar Bananen, sowie die ernste, besorgte und eindringliche Aufforderung, sie solle sich nun strikt an die Bettruhe zu halten.

Am Nachmittag erhalten die Boursiers ihre Schulnahrung. Se besteht aus einer fein gemahlener Mischung aus Mais, Soja, gerösteten Erdnüssen und Moringa, die mit nur lokalen Ressourcen von den Assistentinnen hergestellt wurde, verfeinert mit Rohrzucker. Das ergibt mit kochendem Wasser gemischt eine breiartige Suppe, die hervorragend schmeckt. Ich bin überrascht. Die drei Frauen bereiten das leuchtend grüne Pulver draussen vor dem Schulungszimmer zu. Danach wird es ausgeschenkt, während Augustin

referiert und bemerkt, er wüsche sich, dass die Boursiers 60% erreichen in ihren Klassen. Jeder Schüler erhält eine Plastikdose mit etwa 800 Gramm des Pulvers. Das scheint mir riskant, weil es dann möglicherweise für anderes gebraucht oder verkauft wird, was hier üblich ist, wenn man jemanden beschenkt, der nichts hat. Ich behalte meine Warnung für mich. Ich verstehe, dass der Aufwand einer zentralen Zubereitung den Rahmen der Aktion sprengen würde. Ich erinnere mich, dass man in den 60-er Jahren des vorigen Jahrhunderts in unseren Primarschulen in Zürich-Höngg ebenfalls mit der Mangelernährung von Kindern zu kämpfen hatte und man daher sogenannte Pausenmilch verteilte, eine Tetrapackungen pro Schüler und auch Äpfel, eine Schulspeisung die, soviel ich weiss, in den 70-er Jahren eingestellt wurde. Am Gymnasium im Rämibühl Zürich gab es in den grossen Pausen jeweils einen Kiosk, an welchem man Brötchen und anderes kaufen konnte. Das Verpflegungsgeld war aber knapp, ich glaube das waren bei mir etwa zwanzig Franken pro Woche. Das Schulmenu in der Gymnasiumsantine hat um drei Franken gekostet. Ausserdem waren praktisch keine Arbeitskinder am Gymi. Die grosse Mehrheit meiner Schulkameraden - Gymnasien waren damals noch streng nach Geschlechtern getrennt - kamen von der Goldküste, dem Südufer des Zürichsees, wo Geld kein limitie-

render Faktor war, Söhne von Architekten, Professoren, Bankern, Industriellen, Ärzten, Anwälten usw. Eigentlich nur mein Schulfreund Daniel Blickenstorfer und ich kamen aus dem nichtakademischen Arbeitermilieu. Blickenstorfer arbeitete später als Journalist unter anderem, wie auch ich kurze Zeit, für das Schweizer Fernsehen. Ich war ausserdem der einzige, der aus Höngg ans Langzeitgymi Rämibühl ging, sechseinhalb Jahre lang. Deshalb war es mir nicht möglich, über Mittag nach Hause zu kommen weil der Schulweg zu Fuss und mit dem Tram ca. 40 Minuten betrug. Ich kannte dafür jede Ecke der Zürcher Altstadt, wo man herumlungern, pausieren, chillen, Flipperkästen bespielen und flanieren konnte und wo sich die für das kleine Budget geeigneten Bäckereien und Konditoreien befanden. Döners gab es damals noch nicht. Man überlebte erstaunlicherweise ohne Mc Donalds, ohne Burgerking, ohne Subway, Pizzahut und ähnliches. Bei Geldknappheit, Ende der Woche, kaufte man im COOP oder Migros ein Püürli und eine Büchse Ölsardinen, da war man mit einem Franken dabei, oder man nahm von zuhause einen Apfel mit oder ein Stück Birewegge. Trinken konnte man in Zürich überall gratis von den vielen Brunnen, lebensfreundliche, erfrischende, saubere und plätschernde Installationen, die sich glücklicherweise bis heute in meiner Heimatstadt erhalten haben.

Sonntag, 1. Oktober 2023

Tra-Raa! Der Tag des offiziellen Projektstartes von Phase 2 ist da. Aber seit vier Tagen herrscht wieder einmal absolute Funkstille von Seiten des Hilfswerkes. Es ist nicht das erste Mal, dass man sich feige verkriecht, abtaucht und die Projektpartner mit leeren Versprechen hängen lässt. Vor einem Jahr hätte das Nachfolgeprojekt gestartet werden sollen. Pläne dazu haben wir vor zwei Jahren fertig gestellt. Alles ist bereit in Kilueka. Verzögert, vertagt, verschoben, vertrödelt und verkachelt wird alles durch das Hilfswerk, deren Bürohocker-Dutzendschaften weiter ihre Löhne essen, wichtig tun, und stümperhafte, kompetenzfreie Vereinbarungen durchdrücken wollen, während wir hier versuchen die lebendige Grundlage des Projektes, die Raupen von *Samia ricini*, am Leben zu erhalten, ohne jede funktionierende Finanzierung.

In der Nacht hat es ein paar Tropfen geregnet und in der Ferne zogen Gewitterzellen vorbei mit einer Blitzlichtspur am Himmel. Augustin hat von den Assistentinnen Douchie, Merveille und Therese die Aufgabe übernommen, die *Samia* Raupen zu füttern. Er wolle um Mitternacht vorbeischauen, um frische Bätter von Rizinus und Maniok nach-

zureichen. Ich sage, dass ich die Schicht von drei Uhr morgens übernehme. Aber als ich wach bin um drei, befindet sich der Schlüssel nicht wie verabredet unter drei Holzpfehlen, die auf der Terrasse liegen. Ich suche vergeblich, gehe wieder zu Bett und höre, dass ein paar Minuten später jemand die Türe zur Batitec öffnet. Da beibe ich aber im Bett.

Ich hatte auch dieses Mal mit Augustin eine Diskussion über den Sinn seiner lobenswerten Sondereinsätze in der Nacht. Ich sage ihm, dass dies für mich ganz klar eine Aufgabe für Audrey sei, seinen Sohn und Souschef, der jetzt selig schnarcht; zumindest, dass Audrey dabei ist und Augustin begleitet beim Füttern, denn er kennt diese Dinge ja alle noch nicht und sein Autoritätsproblem besteht doch gerade darin, dass er erst noch lernen muss, worum es hier geht. Ein Chef, der das nicht versteht, darf sich nicht beklagen, dass man ihn nicht ernst nimmt. Dass Augustin den drei Frauen für die Nacht und vielleicht auch für den Sonntag frei gibt, wie es auch für die übrige Mannschaft normal ist, kann ich hingegen sehr gut verstehen. Die Frauen haben viel und gut gearbeitet, für die Herstellung der Müeslimischung, für die Aktivkohle, für die Samias, haben geputzt, gewaschen, serviert usw. während die übrigen Teammembers seit Samstag Mittag, wie es

hier Sitte ist, nach hause ins Weekend gegangen sind.

Der Sonntagmorgen ist windstill, dicht bedeckt, die Dämmerung im Halbschlaf stecken geblieben, der Tageslauf aus dem Tritt geraten, die Zeit angehalten. Nur Vogelstimmen hüpfen, trällern und kichern unbekümmert durch die frische, kühle Luft.

Um sechs Uhr erscheinen Christian und Guelord zur Fütterung. Da wurde also etwas organisiert, das ich verpasst habe. Die Samias sind auf zwei grosse Bettgestelle verteilt, eines mit Maniok als Futterpflanze, das andere mit Rizinus. Die Rizinusblätter sind komplett aufgegessen, während die Maniokblätter noch als Decke über den Raupen liegen. Die beiden Becken mit dem Ersatzfutter sind leer. Aber prompt steht schon Monsieur Robert vor der Türe mit einem grossen Plastikbecken voll Rizinusblättern aus Kipassa, einem Dorf drei Kilometer südlich von Kिलueka. Wir öffnen das Fenster im Zuchtraum um frische Luft herein zu lassen. Die Tiere entwickeln sich prima. Morgen sollen die ersten Raupen aus den Eiern der Samias schlüpfen, die ich aus der Schweiz mitgebracht habe. Zwei neue Paare von *Antherina suraka* sind ebenfalls in Paarung. Wunderbar. Das wird genug Eier geben um seriöse Fütterungstest zu machen. Wie das abläuft müssen wir

allerdings noch definieren und mit dem Team einüben. Dieses tägliche Training ist wichtig. Es ist das erste Mal, dass man hier sowas macht.

Ein Gedanke, den ich hier festhalten möchte, hat auf den ersten Blick nicht direkt mit den aktuellen Arbeiten zu tun, aber ich werde versuchen eine Link zu machen. Es sind Fragen, die aus mir auftauchen, wenn ich die Ereignisse nach dem kleinen Weltuntergang von 536 bedenke, vor allem das, was Cassiodor um 570 in seinem, Vivarium genannten, klosterähnlichen Gebilde in Süditalien installiert hatte. Die ganze Menschheit kämpfte ums Überleben, hatte sich in die Landwirtschaft und in die Jäger-Sammlertätigkeiten zurück gezogen, fokussiert auf den Erhalt des nackten Lebens. Dieser Mann, Cassiodor, aber, gründet eine Schreibwerkstatt, um Bücher abzuschreiben. Wie absurd. Wie kommt er dazu? Man muss sich das lebhaft vorstellen. Er leistet sich den Luxus, Dutzende von Personen in einer Schreibstube arbeiten zu lassen, während man rundum kämpft, um genügend Nahrungsmittel zu erzeugen für das Überleben. Das ist etwa so, als würde ich in Kilueka eine Schreibwerkstatt betreiben, um Kochbücher abzuschreiben, während die Leute verhungern, weil es nichts zu Essen gibt. Eine krude Idee. Woher kommt das? Cassiodor stammte aus dem Adel, war

Grossgrundbesitzer. Altes Geld. Er war ein Büchernarr. Das ist klar. Er brachte seine eigene kleine Bibliothek nach Sygillinum. Aber weshalb soll man die Bücher abschreiben, wenn sie doch da sind zum lesen? Ja, vielleicht, weil er eben gemerkt hat, dass fast alle Bibliotheken zerstört sind, die meisten Bücher geraubt, vergammelt, vermodert, verbrannt, überschwemmt und vernichtet. Dem Schriftgelehrten wurde in dieser Katastrophenzeit klar, dass ein immenser Schatz an Wissen verloren gegangen ist, weil man geglaubt hatte, Wissen könne aufbewahrt werden ausserhalb des Menschen, eben, in Büchern. Der grosse Bibliotheksirrtum. Dieser Traum war 536 geplatzt. Von daher kam vielleicht der verzweifelte, abstruse und trötzliche Antrieb, in einer Hungerzeit Bücher abzuschreiben, statt im Garten Kartoffeln zu pflanzen, nein, nicht Kartoffeln, die gab es damals noch nicht, sie wurden erst 1000 Jahre später von Kolumbus eingeführt aus Amerika, aber, sagen wir: Bohnen, Einkorn, Emmer, Buchweizen, Kohl, Steckrüben, Fenchel, Karotten und anderes. Wie soll in Hungerzeiten der Besitz von Büchern einen Wert darstellen? Sie sind ja, wie Gold auch, völlig wertlos, weil man sie nicht essen kann. Die wirklichen Wertsachen sind in Krisenzeiten Esswaren, nicht Geld, nicht Tauschwerte und nicht Währungen. Mit einem Brot kannst du überleben, mit einem Sack Goldmünzen wirst du verrecken, denn wenn du Geld hast,

brauchst du zuerst jemanden, der dir etwas verkaufen will. Wer aber will dir seine lebenswichtige Nahrung verkaufen? Etwa, um selber mit nutzlosem Reichtum zu krepieren?

Der Impetus, eine Gemeinschaft von Menschen dazu zu bringen, Bücher abzuschreiben ist schon sonderbar, nicht wahr? Es muss die Meinung geherrscht haben, dass Bücher Macht, Wohlstand und Seelenheil garantieren und man mit ihnen das Erbe einer guten, alten Zeit, das Gute der Menschheit, die Kultur schlechthin retten und weiter vermitteln kann; das Buch wird zum Fetisch, als miraculöser Rettungsanker und Leuchtturm für den sicheren Weg der Rechtgläubigen ins Paradies, wie die hieroglyphischen Anweisungen zum Erlösungsweg in den ägyptischen Pharaonengräbern.

Cassiodors Vivarium funktionierte nur drei Jahrzehnte lang. Man weiss nicht, warum das Projekt schliesslich versandete; es bestand aber lange genug, um einen klösterlichen Mythos zu entfachen, der danach in einer Vielzahl von Mönchsorden weiter lebte, mit dem Buch als zentralem Fetisch. Das Buch als Fassung göttlicher Worte wurde zu einer Formreliquie. Unabhängig vom Inhalt, besass etwas Aufgeschriebens den Weihrauchgeruch von Ewigkeit. Der Mensch konnte sich, indem er schrieb, sel-

ber Autor und Wortschöpfer sein, wie der Herrgott, sich selber verewigen, sich selber vergöttern, mit Evangelien, Apokalysen, Suren und Traktaten, das Irdische überwinden, eine mittelalterliche Form von Transhumanismus. Buch zu haben, bedeutete, sich Ewigem, Höherem, Sauberm, Göttlichem zu widmen, als dem dreckigen, fleischlich-irdisch, paganen Existieren. Die hygienisch und ordentlich zwischen Deckeln gefasste und dem Zeitlichen entrissene Schrift wird zum Zeichen von Erwähltheit, das Buch zum Piece de Resistance gegen Vergänglichkeit und Chaos der Natur. Von daher ist leicht zu verstehen, dass die Natur, das Fleisch, das Böse, das Teuflische und das Analphabetentum heiliges Schrifttum nicht mögen und finsternen Mächte daher stets versuchen, die Bücher, den Geist und das Gute, zu vernichten. Die Schreibstuben der Mönche hielten wacker dagegen. Buchreligionen beruhen auf dem Aberglauben, die Schrift enthalte Wahrheit.

Nicht der Vulkanausbruch ist der Schock von 536, nicht die Erdbeben sind es, die die Menschen wirklich beunruhigen. Der Schock sitzt viel tiefer, nämlich im Verdacht, dass das ganze Gerede von Fortschritt und vom Zenit des gegenwärtigen, modernen Menschen als der leuchtenden Krone der Schöpfung ein hohles Geschwätz ist. Cassiodor erlebt einen eigenartigen Bruch und Polwechsel der Mensch-

heitsentwicklung. Während er früher annahm, dass die Alten die Primitiven sind und die Neuen die Besseren und Zivilisierteren, dreht sich mit einem Mal alles um. Nun sind nach 536 die Gegenwärtigen die Primitiven und die Alten die Besseren, Fortschrittlicheren. Das stolze, transhumanistische und anmassende Gequatsche von der linearen Verbesserung und Optimierung des Menschen zu einem schliesslich gottähnlichen Wesen, erweist sich als dummer Witz. Alle wollten zwar immer Teil des Fortschritts sein, doch plötzlich sind sie Teil des kollektiven Rückfalls in Barbarei, in Verrohung, Heimatlosigkeit, Hunger, Verwilderung und Primitivität - Zustände, die der Fortschrittsgläubige in seinem Grössenwahn und seiner Kurzsichtigkeit als überwunden abgetan und für beendet erklärt hatte. Könnte es sein, dass tatsächlich früher alles besser war, in der guten, alten Zeit und der sogenannte Fortschritt der Menschheit bloss ein Irrweg in Verblendung und Elend? Das sind Fragen die sich in dieser Krise, dem Rückfall ins Dark Age, in die Prähistorie der Schriftlosigkeit, sehr eindringlich stellen. Die neuen Juden, die Christen, und Jesus sind die Erlöser der Menschheit? Wirklich? Die Welt sieht aber nicht so aus nach 536. Eher umgekehrt. Man wünscht sich das Alte zurück. Mit der neurotischen Buchabschreiberei leistet man noch etwas Widerstand gegen den fast totalen Verlust von His-

torie, der schriftlich niedergelegten Menschheitsgeschichte. Haben die Bücher versagt? Ist die Menschheit dem grossen transhumanistischen Bibliotheksirrtum erlegen, dem naiven und dummen Erlösungsmythos der Schrift?

Augustin berichtet am Frühstück, dass P.s Emailaccount tatsächlich gehackt worden sei. Es entwickelt sich daraus ein längeres Gespräch über Datensicherheit und Gefahren der Digitalisierung. Die meisten Leute sind völlig ahnungslos.

Der neue Damm beim Bagnoire ist beendet. Nun muss noch das Erdgut aufgeschüttet und eine Art Becken geschaffen werden, in welchem sich die Schwebstoffe des zuströmenden Wassers setzen können, bevor es in den Filter gepumpt wird. Die beiden Maurer haben am heiligen Sonntag gebrannte Lehmziegel ins Tälchen getragen, jeweils zwei übereinander pro Gang, auf dem Kopf und bauen damit einen Schuppen, um die Elektrik aufzubewahren, Batterien, Solarregler und Inverter für die Pumpe.

Eine Unterlassung von vorgestern möchte ich hier nachtragen, nämlich die angekündigten Gedanken zum Unterschied von Schriftsprache und Computercode. Ähnlich wie beim Buch als Fetisch herrscht auch in der Computerszene der Aberglaube, Computercode enthalte eine Art von

Wahrheit und könne etwas Wesentliches des Menschen aufbewahren. Die Begeisterung darüber ist erschreckend und vor allem im Bereich der sogenannten künstlichen Intelligenz zu beobachten, weil damit die Computersprache zum Kern einer quasigöttlichen Weisheit erhoben wird. Dabei gibt es künstliche Intelligenz gar nicht. Es gibt, wenn schon, nur künstliche Intelligenzen. Mehrzahl. Hunderte verschiedene künstliche Intelligenzen, je nachdem, wer sie zu welchem Zweck hergestellt hat. Unweigerlich wird es Krieg zwischen solchen künstlichen Intelligenzen geben, je mehr sich Menschen und Mächte auf sie abstützen, respektive Kriege aufflammen zwischen den Mächten und Energien, die diese KI-Gottheiten, die moderne Techno-Orakel betreiben und ihre Algorithmen bestimmen. Jeder Glaubenskrieger wird im KI-Dschihad behaupten, seine künstliche Intelligenz, für die er sich getauft hat, sei die einzig richtige, wahre, gute KI. Kreuzzüge werden nicht mehr nach Jerusalem streben, sondern es sind Eroberungen und Schlachten um Rechenzentren, die modernen Tempel von künstlichen Intelligenzen.

Der Mensch lebt nicht von technozyden Weisheits-Algorithmen, die ihm verabreicht werden. Es geht, was den Menschen betrifft, einzig darum, dass er mit seiner eigenen Intelligenz ein mündiges, selbstbestimmtes, sittlich

vernünftiges Leben in den bestehenden Umständen und Bedingungen führen kann, rücksichtsvoll und anständig, die Heiligkeit jedes Menschen respektierend. Wer meint er könne mit künstlicher Intelligenz sein Leben verbessern, kommt mir vor, wie einer, der sich selber ein Bein abhackt, weil er meint mit einer Krücke besser gehen zu können. Das Werkzeug ersetzt nicht die führende Hand. Auch dann nicht, wenn ein Roboter das Werkzeug in seiner Hand hat.

Eine wesentliche Gemeinsamkeit von Schriftsprache und Computersprache ist, dass beide keine Sprachen sind, weil Sprache von Sprechen kommt, vom Sprechen des Menschen, von seiner Zunge, französische *langue*, englisch *language*, die Schrift hingegen das Sprechen nur lautmalerisch nachbildet und die Computersprache gar nicht, weil Computersprache ein falscher, irreführender Begriff ist. Das was an der Computersprache mit Sprache gemeint ist, sind in Wirklichkeit ausschliesslich Anweisungen und Befehle. Die Sprache des Menschen besteht aber nicht aus Befehlen und Anweisungen, wenn man ausserhalb einer Kaserne und ausserhalb einer katechetischen Vatikandrill- und Koranschule lebt. Die Sprache enthält Mitteilungen des Sprechenden, ist Ausdruck seiner Befindlichkeit und seiner Möglichkeiten, sich über sein Inneres Erlebnis weltlicher Ereignisse zu äussern. Das hat zunächst mit Befeh-

len und Anweisungen gar nichts zu tun. Zu meinen, Computercode sei eine Sprache, ist eine erbärmliche, betrübliche, jämmerliche und technozid ignorante Sicht dessen, was Sprache wirklich ist, nämlich eine Kultur und Identität stiftende, seelisch verbindliche Kraft des Zusammenlebens von Menschen. Ich habe selber Computersprachen gelernt und programmiert, Basic und Python, ursprünglich habe ich als Partner einer kleinen Computerfirma mit zwei Schulfreunden während der Studienzeit um 1978 auch die sogenannte Maschinensprache gelernt, mein Vater war als Mathematiker ein Kenner und Anwender von Fortran und Pascal. Nichts davon ist Sprache. Es sind Befehle und Anweisungen, die ich einer Maschine gebe, einem Gerät ohne einen Funken Bewusstsein, von Seele wollen wir schon gar nicht reden. Aber klar, man kann jedes Gerät zu einem Zauberding verbasteln, ein Schwert in einen Menschen verwandeln, einen Hammer in einen Gott, einen Ferrari in einen geilen Hengst, der aufheult, so dass es scheint als hätte die Maschine ein Identität und ein Bewusstsein. Auffällig ist, dass Transhumanisten einerseits felsenfest behaupten, es gäbe keine Seele und andererseits ihre Unterhaltungsindustrie zwanghaft nichts anderes will, als Computer zu selbstbewussten Intelligenzwesen zu erheben und Roboter zu schaffen, die beseelt sind. Wie dumm und widersprüchlich als Idee! Im Reich

von Kurzweil und Kurzschlüssen ist aber jeder Unfug möglich. Der technische Aberglaube regiert die Welt und bedroht die Heiligkeit des Menschen.

Mir kommen Transhumanisten vor wie Hühner, die vor meinem Haus in Kilueka fasziniert am Bruchstück einer Styroporverpackung rumpicken und offenbar der einhelligen Meinung sind, dass sie das essen können. Wobei sie diese Styroporkügelchen, die sie rauspicken, ja tatsächlich essen können. Sie können bloss nichts damit anfangen. Sie meinen das nur. Arme Hühner. Wie sagt man das denen?

Montag, 2. Oktober 2023

Dichte, hohe Bewölkung, aber ohne Bodennebel. Windstill und kühl. Guelord ist als erster wach. Er schaut bei mir vorbei, um zu erkennen, dass die Samias seit drei Uhr nachts ohne Futter sind. Ich habe nämlich um Mitternacht das letzte Futter gegeben. Es hatte zu dieser Zeit schon zu wenig Rizinusblätter, um den immensen Hunger der Raupen zu stillen. Heute muss man ein weiteres Bettgestell aufbauen, weil die Raupen zu dicht liegen. Sie entwickeln sich rasch, kräftig und scheinen vital.

Ich schlage Augustin vor ein Video zu machen, in welchem er die gegenwärtige Situation darstellt, die heute lebenden Samias zeigt, auf ihre sechsjährige Zuchtgeschichte hinweist, die Bücher präsentiert, die man gratis downloaden kann. Augustin schlägt vor, die Zuchtsorte, die sich nun nach 60 Generationen herausgebildet hat, als Unterart «Lukaja» zu bezeichnen, das ist ein Name für die grössere Kulturgegend des Kongo-Central. Ausserdem heisst Lukaja in Kikongo, Blatt, Pflanzenblatt, was sehr gut passt. Im Video können wir diese Namensgebung *Samia ricini* var. *lukaja* dokumentieren. Es gibt guten Grund, das zu tun, nach ununterbrochenen 60 Generationen und ist ein geeigneter Anlass zum Beginn der neuen Phase der Vulgarisation, der Verbreitung der Cheniculture mit *Samia ricini lukaja* in über 80 Dörfern mit einem Teilnehmerkreis von gegen 1000 Personen.

Noch immer keine Antwort von unserem Hilfswerk. Augustin hat an alle geschrieben, dass er auch das Versprechen, nach Bedarf einen Berater anzustellen, in den Vertrag aufnehmen möchte. Er erhielt darauf genau eine Antwort: J. in Bern hat seine automatische E-Mail-Beantwortung eingeschaltet, er sei bis am 13. Oktober in den Ferien. Das war`s Unterdessen muss Augustin die Löhne bezahlen. Das Projekt läuft, Geld wurde nicht überwie-

sen. Wenn das die Schweizer Geldgeber wüssten.

Dienstag, 3. Oktober 2023 Kisantu again

Um drei Uhr zieht Sturm auf. Ab vier Uhr regnet es. Um fünf lässt er nach. Die Regenzeit ist da. Am Morgen ist die Welt geduscht. Es riecht nach feuchtem Staub, süsser Erde, kühl, sauber, nass. Das unhörbare Gejubel der Pflanzen tanzt mit den Kindern des Windes, die die Wolken vor sich her wirbeln, einen Reigen von Wohlbefinden. Das Wachsen kann beginnen.

Was meinen Seelenfrieden stets bedroht, ist die Tatsache, dass ich meinen eigenen Masstäben nicht gerecht werde. Ich bin vermutlich nicht alleine mit dieser Verstimmung. Dass andere es auch nicht besser haben, löst aber mein Problem nicht und ist auch kein Trost. Ich bin nicht so gut, wie ich sei will. Ich gebe es nur vor, ohne es zu sein. Das ist enttäuschend, so zu versagen und an den eigenen Ansprüchen zu scheitern. Das nagt am Selbstbild und ist nicht mal mit Bescheidenheit aufzuheben. Ich bin einer von denen, die sich an den klugscheisserischen Phrasen, die sie kunstvoll erfunden oder abgeschrieben haben, selber laben und beim Sich-selber-Zuhören denken: «Was bin ich doch für ein Ausbund von Edelmut und ein Tugendborn!» wäh-

rend ich nüchtern betrachtet zugeben muss, dass ich den vorgebeteten Massstäben bei weitem nicht genüge, sondern sie mit dem bloss pharisäischen Getue und Theater noch verhöhne. Das ist es, was den Seelenfrieden stört, die Einsicht, dass ich ein mieser Schwätzer bin von schönen Idee, schön gebastelten und hübsch verzierten Gedanken, aber immer nur wissend: Ungenügend. Ich genüge mir selber nicht. Scheisse! Mit mir stimmt etwas nicht. Ich schaue um mich: Jede Pflanze, jede Spinne, jede Palme, jeder Grashalb und jede verdammte Kaulquappe und Amöbe genügen sich. Ist es nicht so? Ist es nicht so?

Ist die Trauer, dass wir Menschen uns nicht genügen, ist dieser Tränenregen über den Verlust unserer Selbstgenügsamkeit das reinigende Wasser, das uns wachsen lässt, das unsere durstigen Seelen labt und darauf hin deutet, dass das Geheimnis der Erlösung nicht dort im Paradies liegt, sondern hier, im Wachsen unseres Daseins. Das Wachsen ist nicht in die Zukunft gerichtet, es ist das Wachsen unserer Gegenwart und unserer Gegenwärtigkeit, ein Zusammenwachsen von Sein und Noch-Nicht-Sein, wo also Wachsen nicht in die Dualität von Werden und Vergehen zerfällt, wo wachsen und erwachsen keine Verben sind sondern ein Zustand. Vielleicht geht es den Pflanzen Pilzen und Tieren und allem Leben der Natur wie uns. Wer weiss?

Mir scheint: Staunend schaut uns die Sonne von hoch oben an, die Sonne, die jetzt zwischen den locker ausgeschüttelten Wolkenkissen am blauen Morgenhimmel aufsteigt. Die Sonne lässt nicht zu, dass wir ihr ins Auge schauen. Vielleicht sind wir in gleicher Weise auch geblendet, wenn wir zu lange in unsere eigene Sonne, die in uns leuchtet, schauen. Unser Auge ist gemacht, um das grosse Wachsen der Welt zu sehen, nicht ihren inneren Antrieb. Mit dem Auge der Sonne schaut unsere Seele in die Welt und hört die Düfte von Steinen

Friedhöfe sind hier trostlose und würdelose Fremdkörper. Steinerne Kreuze, Marmorplatten, Keramikkacheln, in schwarz und weiss, manchmal kleine Pavillons mit Türen und Fenstern. Das passt nicht hierher so wenig wie Behinderten-Parkplätze in einen Urwald. Ausserirdisch sind auch die Säрге, die überall in den fensterlosen Pompe funebre Schuppen zum Verkauf aufgebahrt sind, mit ihren kitschigen Goldbeschlägen, Plastikblumen und lackierten Bretter, darin die hochweisse, kunstseidige Auskleidung für die Leiche. Soviel Luxus wie man bei Gräbern und Särgen sieht, sieht der Verstorbene sein ganzes Leben lang nie. Das soll wohl die christliche Sklavenhalterdoktrin un-

termauern, dass es den getauften Negern nach dem Tod besser geht. Noch schlechter ist ja kaum möglich. Vielleicht sind deshalb die Deuils, die Beerdigungsparties so exaltiert: Endlich ist wieder einer diesem Unsinn entronnen und entflohen. Eine Siegesfeier für einen, der aus dem Gefängnis des Lebens erfolgreich ausgebrochen ist. Jailbreak ins Paradies. Man kann es aber auch so sehen: In dieser afrikanischen Tropenorgie von Vergänglichkeit und Kurzlebigkeit, sind Friedhöfe das nachhaltigste Kulturprodukt. Praktisch unkaputtbar, vom Leben gemieden und nur mit Andenken kontaminiert.

War das immer schon so? Wie hat man traditionell bei den Bantus Menschen bestattet, als es noch keine brasilianischen Marmorsteinbrüche, keine chinesischen Sargbeschläge, weder indische Sperrholzplatten noch pakistanische Sanitärkacheln und keine Zementfabriken in Lukala gab?

Augustin sagt dass früher die Menschen nur in ihre Schlafmatte eingewickelt und mit einem Kleidungsstück der Erde übergeben wurden. Manchmal habe man noch einen Kochtopf oder einen wichtigen Gegenstand mitgegeben, sodass sich die Seele des Verstorbenen auch im Reich der Dunkelheit zurecht findet und sich etwas zu Essen brutzeln kann. Oft wurde über dem Grab ein auffälliger Säulenkaktus gepflanzt, eine leuchterartig verzweige

Pflanze die angeblich Blitze fernhält. Dadurch wusste man, dass an Orten wo die Blitzkakteen wachsen, sich Gräber befinden. Fruchtbäume wurden nicht auf Gräber gepflanzt, weil man die Grabesruhe achten musste. Nichts wurde angeschrieben, weil die Bantus ein schriftloses Volk sind.

Auch heute werden bei Todesfällen gelegentlich Seher befragt, ob der Verstorbene eines natürlichen Todes gestorben sei oder durch Einflüsse anderer Menschen oder durch Zauberei. Denn ein Mensch, der nicht zu seiner Zeit stirbt, sozusagen ausserterminlich zu den Toten geschickt wird, findet seine Eingangstüre ins Reich der Ahnen verschlossen. Er irrt im Zwischenreich umher. Erst muss sein Tod gerächt werden. Erst wenn derjenige, der den Tod verursacht hat, ebenfalls tot ist, kann ein gewaltsam Gestorbener zu den Ahnen und Vorfahren eingehen. Sobald man also annimmt, jemand sei nicht «normal» gestorben, werden Seher nach den Ursachen befragt und es entstehen Racheaufträge, afrikanische Vendetta.

Als wir in der Freilichtschlosserei von Kisantu ankommen, sind erst drei von sieben Auftragsobjekte fertig gestellt, eines davon, das Dach für die Lampe der Lichtfalle, wurde sogar ganz vergessen. Es fehlen das Gitter, die Lü-

fungsschlitze der Türe und der Pyrolyseöfen. Ich kaufe auf dem Markt ein paar Früchte ein. Dann gebe ich Lolo 5000 FCC um ein paar Sucres zu kaufen. Er kauft für sich alleine aber ein paar fritterte Zuckerkugeln. Dafür hat er höchstens 2000 FCC behalt. Mein Fehler. Ich merke wieder, dass ich nicht Geld geben soll, weil man den grössern Teil einsteckt. Ich muss selber einkaufen und die Dinge dann verteile. Sonst übervorteilt man mich, was mich ja nicht wegen dem Geld stört, sondern weil man mit einem bisschen geld viel Leute, die nie genug Geld haben, unnötigerweise in Versuchung bringt und verführt zu einem Beschiss und zu Unehrlichkeit, was am Schluss mich selber beschämt.

Ein älterer Mann mit zwei mageren Schafen, die er an Schnurleinen befestigt hat, spaziert die Strasse entlang und hält da an, wo ein bisschen Gras wächst und wo die Tiere sofort zu fressen beginnen. Eines der schwarz-weissen Schafe ist ein Männchen, das nicht recht gehorchen will und deshalb ab und zu ein paar Puffs und Tritte verabreicht erhält. Der Bock hat unter dem Hals eine lange, weisse Mähne die wie ein Vorhang fast zum Boden reicht. Ich wundere mich, wie er es schafft, beim Fressen nicht seine eigene Mähne zu verspeisen. Wobei sich das wohl einige auch fragen, wenn sie meinen wilden Schnauz sehen.

Man bringt mir einen Stuhl. Ich setze mich. Das will heissen: Es kann lange dauern. Die Wolken ziehen als lockeres, wattiges Duvet, im Zeitlupentempo über rostige Blechdächer und ockrige Lehmziegelhütten. Die Zeit ist auseinandergezogen wie ein ausgelaugter, verblichener, geschmacklose gewordener Kaugummi, der über dem Geflatter von zerfetzten Bananenblättern fädig zwischen den abgetackelte Strommasten klebt. Schatten verkriechen sich wie verängstigte, schwarze Katzen unter Autowracks, unter Motorräder und Gebüsch. Die gnadenlose Hitze jagt ein flüchtendes Geflimmer vor sich her und treibt es in eine Fata Morgana aus aufgeweichtem Teer, der überall fehlt, in dieser Wüste der zu Staub zerbröckelten Langeweile. Die Warterei ist ein träges Tier aus Speckstein, oder ein implodiertes, erstarrtes Magma-Viech mit einem Pelz aus dem Geräusch einer Trennscheibe in Eisenblech, eine lärmige Kreatur, die durch ihr penetrantes Nichtstun dermassen nervt, dass einem übel wird und man Lust hat die Überfülle der Leere, die die Gedärme der Welt verstopft, heraus zu kotzen. Vergeblich. Sich nicht zu bewegen hilft.

Mittwoch, 4.10.2023

Die ersten Nzenze sind da. Das sind grosse Grillen, über fünf Zentimeter lang, die zu den Delikatessen gehören, die man hier mit einem Grabstock in den Maniokfeldern sammelt. Pünktlich nach dem ersten Regen hört man ihre lauten, zirpenden Paarungsrufe in der Nacht. Es hat nach Mitternacht einige Stunden geregnet, begleitet von Gewittern, allerdings mild und friedlich. Leider hat man vergessen die Eier der Samias, die ich mitgebracht habe, auf Maniokblätter zu legen für den Schlupf. Jetzt sind winzige Raupen in kleinen Plastikbechern geschlüft. Das ist kein guter Start ins Leben. Dabei sind die Becherchen mit den Eiern sehr gut und deutlich lesbar angeschrieben. Nur liest es hier niemand mehr. Jeder denkt der andere mache die Arbeit.

Die Blätter des Rizinus, die man gesammelt hat, sind in Säcke gestopft, worin sie sofort zu vergären beginnen und Hitze und Gestank produzieren. Ich sage Douchie und Merveille, dass sie die Blätter lüften und separieren müssen, weil sie sonst zerstört werden. Ausserdem kann vergorenes Blattmaterial die Raupen umbringen. Hoffentlich ist das nicht der Fall, denn sie sind schon kräftig gewach-

sen und stehen ein paar Tage vor der Ernte, respektive bevor sie sich einspinnen in ihren Kokon, weil man die meisten erhalten will für die Nachzuchten. Ich glaube, dass wir die Vergärung der Futterblätter bisher zu wenig beachtet haben. Augustin sagt mir, dass dasselbe Problem auch bei den Blättern von Maniok bestehe, die man in grossen Bündeln und Paketen auf den Camions nach Kinshasa transportiert. Diese rauchenden, vorsintflutlichen Dieselmonster sind lange unterwegs. Oft fahren sie die ganzen 40 Kilometer im ersten Gang, was manchmal 4-6 Stunden dauert, nur von Kilueka nach Kisantu, danach noch zwei drei Stunden bis Kinshasa. Wenn Maniokblätter zu dicht zusammen gepresst sind, beginnen sie schon auf der Fahrt in die Stadt zu vergären und es entstehen eine Art Siloballen, was man in der Schweiz von der Kuhhaltung her kennt, wo man Mais in Silos und Grassilage in grossen mit Plastikfolie umhüllten Pressballen herstellt. Es entsteht dabei eine Milchsäuregärung die den ph-Wert absenkt und aus dem Grünfutter eine Art Konserve macht. Die Kühe akzeptieren das erstaunlicherweise. Viel Wahl haben sie nicht. Ob das auch für Raupen gilt, ist eher fraglich. Wir werden sehen, was passiert.

Fanuelle ist noch immer im Spital. Augustin hat gesagt, dass ein Darmvorfall eine ernste Sache sei. Wenn sich das

ausgetretene Darmstück entzündet im Körper, kann es zu Komplikationen führen. Und man kann daran auch sterben. Das Wort Spital muss man hier mit Vorsicht verwenden. Es sind meist geweißelte Hütten, die von Stiftungen oder von Missionsstationen betrieben werden. Die kompetenteste Einrichtung dieser Art befindet sich bei den Schwestern von Naumur, im ältesten und grössten vatikanischen Zentrum in Lemfu. Aber auch da gilt, wie im gesamten Gesundheitswesen der DRC: Wer nicht bezahlt, wird nicht aufgenommen. Nur die völlig nutzlose Gen Therapie gegen Covid spritzt man dir gratis in den Oberarm. Ein Schelm wer dabei Schlechtes denkt.

Arbeitsverteilung: Baignoire putzen, Umgebung für die Bepflanzung mit Gras bereit machen. Fuss für die Pumpe betonieren, Türe einbauen beim Elektrikkasten, Abwasserkanal fertig bauen, Alle Abflussrohre freilegen, Filter innen reinigen mit Essig. Danach Kohlenpulver mit Javel aktivieren, 24 Stunden stehen lassen. Rundbecken der Fische mit Wasser des grossen Bassins füllen, Wasserfilter der Rundbecken reinigen, Pumpe installieren. Wasser aus dem Bassin ablassen. Abfischen. Fünf schöne Tilapienpaare für die Nachzucht auswählen. Bassin reinigen, an der Sonne trocknen. Usw.

Um 8 Uhr kommt noch kaum Leistung der Solarpanels. Eine dicke Wolkenschicht blockt die Sonnenkraft. Es ist windstill. Meine Kleider, die ich gestern gewaschen habe, werden nicht trocken. Ich habe nur ein paar lange Hosen dabei. Mit der Badehose im hohen Gras und Gestrüpp rumzuspazieren, ist unangenehm. Selbst für Einheimische wie Augustin ist es am Abend eine Plage, weil viele Pflanzen Stoffe abgeben, die zu Juckreiz führen, der einen kaum schlafen lässt, Gräser manchmal messerscharf sind und sich überall Samen von Kletten und anderen Klebepflanzen mit ihren Widerhaken festkrallen. Diese Samen-Anhängsel kriegt man auch bei Waschen kaum raus. Vor allem nicht so wie ich wasche, nur mit einem Stück Seife. Die beste Reinigungsleistung kommt wahrscheinlich sowieso von der Sonne, wenn ich die Wäsche an meiner Schweizer Wäscheleine mit meinen buchhölzernen Schweizer Wäscheklammern aufhänge. Das Seil ist seit zwei Jahren da und makellos. Die Klammern werden sofort, wenn ich abgereist bin, von irgendwem «übernommen». Sie halten viel, viel länger als die Plastikklammern, die nach ein paar Wochen vom UV Licht angenagt, zuerst rissig werden und dann zu Plastiksand zerbröseln. Das schafft eine stete Nachfrage. Wäscheklammern, die sich planmässig selber zerstören, sind der Wunschtraum unserer «nachhaltigen» Industrie und wahrscheinlich der einzige Grund,

solche Klammern überhaupt aus Plastik herzustellen, CO₂ kompensiert, versteht sich, wegen dem guten Feeling, mit einer Designmedaille ausgezeichnet vom Modern Art Museum in New York, einem TÜV Signet und anderen Orden und Ritterschlägen dekoriert im Kampf gegen den bösen Klimawandel und gegen andere urbane Neurosen. Die Welt ist ein Scherzkeks.

Ich arbeite bei der Fischzuchtanlage, wo ich die drei grossen Rundbecken fülle und wieder so einrichte, wie es vorgesehen ist. Der Filter, eine blaue 300 Liter Plastikzisterne, die zwei Jahre nicht gereinigt wurde, lasse ich entleeren, putzen, gebe neue frische Filterwatte und Kalksteine hinein, um den pH Wert hoch zu halten. Im Filter drin lebte, man glaubt es kaum, ein kleiner Tilapia, in völliger Finsternis. Das zeigt, wie zäh und praktisch unverwundlich diese Fische sind. Audrey hilft mir ein bisschen. Es gibt einen kräftigen, kurzen Regenguss bei vollem Sonnenschein. Dann, beim Zusammenräumen der Pumpe und der Kübel und Giesskannen und beim Zusammenrollen meines roten Verlängerungskabels, das ich mitgenommen habe aus der Schweiz, weil ich weiss, dass in der Regel kein Kabel funktioniert, wenn ich da bin, entweder weil die Stecker fehlen, oder das Kabel irgendwo gerissen, zerschnitten oder sonst tot ist – da kommt gleich Audrey an-

gerauscht «Ah, cette cable!». Ich unterbreche ihn gleich. Das ist mein Kabel. Und es bleibt es auch, weil ich wenigstens ein Verlängerungskabel haben möchte, das funktioniert. Dann schliesse ich die Pumpe, das Kabel und die anderen Dinge im Maison des Poissons ein und nehme den Schlüssel mit. Ich sage Augustin, dass ich nicht verstehe, weshalb dieser Schlüssel aussen auf einem Tablar liegt. Irgendjemandm muss die Verantwortung zugewiesen werden dafür. Das kann doch nicht immer offen stehen. Ich hatte nämlich gesehen, während ich auf einem Stuhl am Bassinrand sass, dass ein Nachbarsjunge vorbeikam, ein zwei Travailleurs und auch Douchie und Merveille bei mir auftauchten, aber, als sie sahen, dass Augustin da ist, auf dem Absatz drehten und wieder verschwanden. Ich bin sicher sie wollten fragen wegen dem Schlüssel. Und ich bin noch sicherer, dass da alle Leute ihre Handies aufladen und sonstiges Zeug. Das ist auch einer der Gründe, weshalb diese Anlagen oft kaputt gehen. Man hat ein Stromkabel nach aussen geführt, angeblich für die Pumpe. Aber wer interessiert sich hier für die Pumpe, die nur den Fischen dient? Wichtig ist der Mehrfachstecker mit Strom, wo man sich bedienen kann. Ich werde jetzt den Schlüssel ein bisschen bei mir behalten. Ich sage Augustin. Ich will nicht, dass man die Filter und Pumpen klaut, jetzt wo wir auch die beiden Aquarien wieder eingerichtet haben. Aber sicher weiss

Augustin, was da abgeht. Audrey bestimmt auch, denn sein Zimmer ist gerade neben dem Maison des Poissons. Für mich ist klar: Wenn jemand dafür sorgt, dass den Fischen richtig geschaut wird, kann er von mir aus auch Strom für sein Handy da beziehen. Wenn aber die teuer und hier einzigartige und funktionierende Fischzuchtanlage nur zum Aufladen von Handies gebraucht wird, dann werde ich die Anlage geschlossen halten, oder mit einem Zeitschalter ausstatten, der wenigstens die Geräte für die Fische automatisch an und abstellt.

Audrey hat den Hühnerstall gesehen, den ich vor einem Jahr gebaut habe. Er wurde nie benutzt. Er bietet Platz für 6-8 Pondeuse, Legehennen, weil man immer gesagt hatte man wolle Eier produzieren. Aber das Problem ist auch hier: Man muss die Hühner füttern, damit sie Eier legen. Das ist zu kompliziert. Dasselbe mit den Fischen. Man redet immer davon grosse Fische zu wollen und ich bete seit drei Jahren meinen nervigen Sermon herunter, dass man die Fische eben füttern muss, sonst bleiben sie klein. Etwas zu wissen und es dann auch zu tun sind zwei verschiedene Dinge. Nun will Augustin, weil er findet die Tilapien seien klein geblieben, obwohl es einige grosse Männchen hat, er wolle lieber Ngolos, Katzenwelse, züchten, worauf er von mir zu hören kriegt: «Und womit willst du sie füttern?», was er ein mühsames Thema findet - ich

kann das sogar ein bisschen verstehen. Da, wo die Menschen kaum genug zu Essen haben ist es ungemütlich und deplatziert zuerst daran denken zu müssen, die Tiere zu füttern, bevor man selber etwas auf den Teller kriegt. Aber erstaunlicherweise klappt es nun langsam zumindest bei den Samia-Raupen. Diese verzeihen nichts. Wenn sie nichts zu Essen erhalten, sind sie in 24 Stunden alle tot. Ein Fisch kann auch ohne Futter sehr lange überleben, auch ein Huhn, ein Schwein, eine Ziege und Enten, die hier frei herum laufen und sich selber ihr Futter zusammen kratzen müssen.

Nun kommt Therese und fragt nach dem Schlüssel, sie hat offenbar mitbekommen dass das Fischhaus derzeit geschlossen ist, also sucht sie jetzt den Schlüssel für das frühere Labor, das jetzt ein Schulungszimmer ist. Nseka, unser Elektrikchef ist soeben angekommen. Wir werden morgen mal eine Bestandesaufnahme der elektrischen Anlagen machen. Ich bin gespannt, was dabei herauskommt. Ich vermute, dass praktisch nichts mehr funktioniert, weil überall ein Geräteteil kaputt ist und man dann einfach dahin zieht, wo eines noch läuft, im Moment gerade in der Fischzucht.

Bei all diesen kleinen Turbulenzen sind wir heute ein gutes Stück vorwärts gekommen. Die Aktivkohle wurde mit Javelwasser gemischt. Das wird 24 Stunden abgedeckt

stehen gelassen. Morgen wird die Paste erhitzt während 3 Stunden auf kleinem Feuer, dann muss man diese Aktivkohle trocknen und in die vorbereiteten Stofftaschen abfüllen. Das Baignoire sieht hübsch und sauber aus. Auch der Innenteil des Filters wurde gereinigt. Ich glaube, die Leute freuen sich, wenn das Badehaus endlich eröffnet wird. Der Betrieb wird eine weitere Herausforderung sein. Augustin rechnet damit, dass Leute von weit her kommen werden, irgendwie muss man also den Zutritt regeln. Ein solches Baignoire gibt es nicht mal in Kinshasa. Da muss man für das Duschen bezahlen. Man erhält einen Kübel Wasser. Mehr nicht. Nimmt mich wunder wie man das hier organisiert. Augustin redet von einem Abo, einem Benutzerausweis usw. tönt gut. Tönt jedenfalls.

Bei Surveillant Robert kann ich ein grünes Chamäleon mit silbernem GT-Streifen auf der Seite fotografieren. Monsieur Robert hat Respekt vor dem Tier und will es von Hand nicht anfassen. Das Tier schaut echt sauer drein und rollt die beiden Augen wie Kanonentürme eines Schlachtschiffes. Es ist dieselbe Art, die ich vor einem Jahr hier schon gesehen habe. Auf einem Blatt des blühenden Kilongo-Strauches sehe ich beim Fischbassin einen kleinen Laubfrosch, zusammengekauert parkiert, wie ein Spielzeugauto mit grossen Auge, glänzend Braun mit weis-

sen Streifen. Er hat sich über den Regenguss sehr gefreut. Einer der Fischteiche im Tälchen ist übervölkert mit Millionen schwarzer Kaulquappen. Offenbar hat es da keine Fische drin. Auch hier will Augustin die schwarzen, afrikanischen Katzenwelse einsetzen. Nach dem Regen kurven Dutzende Schwalben hoch am Himmel und fangen Insekten, die aus dem feuchten Boden aufgefliegen. Die Schwalben nutzen, wie auch Fledermäuse, unser Tilapienbecken, um im Flug mit geöffneten Schnäbeln Wasser zu tanken, wie Miniatur-Löschflugzeuge.

Wie kommen die Augen auf die Flügel der Schmetterlinge
Flügelende mit Schlangenkopf)

Habe gestern kurz damit begonnen meine gedanken zu einem Thema zu beginnen. Das war als ich schon nach dem Abendessen im Dunlen sass. Ich hatte nur die LED Lampe mit Powerbank von Augustin noch angeschaltet. Dazu meine Stirnlampe montiert. Und notierte in mein Notizbuch.

Wie die Augen auf die Raupen und Flügel von Schmetterlingen kommen.

Es gibt eigentlich drei Möglichkeiten. 1. Durch zufall, 2. durch zielgerichtete Planung. 3. durch eine Mischung von beidem.

Die These der Augenentstehung durch Zufall bedeutet Mutation und Selektion. Es heisst auch. Erkenntnisgewinn und Fortschritt ist immer nur auf der Ebene der Gattung möglich, nicht auf der des Individuums. Eine hochphilosophische Frage. Für die meisten Synonym für Langeweile.

Aber überlegen wir mal kurz anders: Was bedeutet diese Fragen, wenn wir sie ganz konkret auf uns Menschen beziehen und in unseren Alltag übertragen? Falls uns nur Zufälle weiterbringen. Gutes Schicksal. Mutation und Selektion. Warum soll dies ausgerechnet für den Menschen nicht gelten? Das macht doch für einen Naturwissenschaftler keinen Sinn. Die Hypothese, dass der Mensch ausserhalb, oder über der Natur steht,- aus welchem Grund auch immer; durch Kontakt mit Ausserirdischen, Göttern, Gurus, oder Drogen, oder durch das Lesen der Bibel oder des Telefonbuchs oder durch das Anschauen von Youtube Videos – diese These des Über-Natur-Lebewesen Mensch halte ich für falsch. Vieles deutet darauf hin, dass sich der Mensch mit seinem Bewusstsein nicht im Griff hat, zumindest auf der Gattungsebene nicht. Er ist in Gefahr wegen toxischen Erfolgen seiner Eigenarten auszusterben. Individuell können wir streiten, ob es eine Art Fortschritt

geben kann. Es gibt vielleicht Mutanten, die besonders böse und solche, die besonders gut sind, falls wir wüssten wie man sie verlässlich unterscheiden kann. Die Selektion aber, die zwischen Bisherigen und Mutierten eine Wahl trifft, die entscheidend ist, wird vom Habitat, der Natur, gemacht und nicht vom sogenannten Bewusstsein des Menschen. Dies sei nur als These hingestellt. Gibt es – lautet die Frage – Indizien dafür, dass in der Geschichte der Menschheit sein Geist eine Auslese aus dem Spektrum des Menschenmöglichen gemacht hat, oder vielleicht doch eher ein Virus, eine Aids, eine Malaria oder ein blödsinniger Krieg der Unschuldige wahllos niedermetzelt? Wenn wir 3000 Jahre Historie überblicken: welche Anzeichen sehen wir dafür, dass der Mensch heute weiter gekommen ist in seinem Menschsein als bei den alten Griechen oder den Schriftlosen zuvor?

1. der Kulturmensch lebt länger.

2. Es gibt mehr von ihnen (Das widerspricht der Gattungsthese von vorher)

3. Der Kulturmensch muss sich nicht mehr körperlich anstrengen. Er hat dafür die Ausbeutung durch Sklaverei und dann aus Schuldgefühl die Technik erfunden, was im Grunde dasselbe ist.

4. Der Mensch weiss immer mehr über die Welt, aller-

dings nur extern, gattungshaft, nicht individuelle, personell.

Das wären vier Punkte die andeuten, dass es mit der Gattung Mensch vorwärts geht.

Als Gegenargumente lassen sich folgende anführen:

1. Migration. Der stete Genfluss verhindert die Bildung einer neuen Menschenart, die sich im Widerstreit mit seiner Ursprungsart in der Umwelt behaupten muss, oder untergeht. Dafür wäre Isolation eine Voraussetzung.

2. Das Hirn des Kultrumenschen schrumpft. Seit Erfindung der Schrift ist dies statistisch relevant nachweisbar.

3. Lebenserfahrung zählt nicht mehr. Alte gelten als nutzlose Menschen. Nur akkumulierte, outgesourcde, also im Grund genommen abstrakte Information wird als gültige Referenz akzeptiert. KI.

Schliessen wir hier mal kurz ab. Wir sind ja immer noch beim Modell Zufall, wo unser Verständnis des natürlichen Fortschritts auch auf den Menschen überdacht wird. Es ist das rassische Modell in welchem der elitäre Mensch mit seinem erleuchteten Bewusstsein "nachhilft", die "richtige" Selektion des "guten", "zukünftigen" Menschen trifft. Die Führungs- und Schlusszeichen haben also die Regentschaft übernommen. Das Sozusagen ist bedeutsam ge-

worden. Nachhelfen, richtig, gut und zukünftig sind zu Schutzbehauptungen geworden und kongruent mit ihrem exakten Gegenteil.

Wie sind also die Augen auf die Flügel des Schmetterlings gekommen und auf die Raupe des letztes Stadium von Hippotion oder anderer Raupen von Sphingiden, die sich erst noch aufrichten wie Schlangen, wenn sie in Gefahr sind, oder am Schwanzende mit zwei stinkigen Fäden wedeln, die wie die Zungen von Schlangen aussehen.

Donnerstag, 5. 10. 2023

Ein kühler, dunkler Morgen. Monsieur Robert, der Surveillant, ist unterwegs. Er sammelt Holz für das morgendliche Feuer, auf dem der Kaffee für die Arbeiter zubereitet wird. Robert ist ein schon älterer Herr, klein gewachsen, kaum 150 cm, untersetzt, kräftig, schlank, mit kurzen Beinen, sodass die grossen, gelben Gummistiefel ihm bis zu den Knien reichen. Er hat wache Augen. Es fehlt ihm vorne oben ein Schneidezahn. Er grüsst freundlich. Gerade neben dem Feuer, bei einer Reihe von Acaciabäumen entlang der RN16, steht das Häuschen, in dem er lebt, ein Raum ohne Mobiliar, ohne Strom, ohne Wasser, zwei auf drei Meter, ein Fenster, Wellblechdach.

Douchie macht einen Kontrollgang bei den Samias. Sie kaut an einem Stengel, wie Süssholz. Das sehe ich das erste Mal hier. Auch Merveille sieht man oft kauend und von weitem könnte man meinen, sie rauche einen dieser langen, krummen, Brissago Stumpen. Ich selber war als kleiner Junge ein Fan von Süssholz, habe das in Mengen geraspelt. Man konnte diese Naturform von Lakritze in Apotheken kaufen. Ob es hier wächst? Merveille antwortet auf meine Frage, dass die Pflanze Lufua genannt werde, von einem Baum stammend, von dem man die Blätter, die Stengel und Wurzeln gebrauchen kann. Augustin erzählt mir dazu, dass die Pflanze Lufua lu ndomba heisst, übersetzt bedeute das «La mort (lufua) demandee (lu ndomba)», wobei er selber nicht sagen kann, was diese Bezeichnung mit der Pflanze zu tun haben soll. Man verwendet sie als Kaustengel und um die Zähne zu putzen. Ihr Geschmack ist leicht säuerlich, also ganz anders als Süssholz. Auch die Wurzel könne man kauen und die Blätter geben eine gelbe Farbe ab, die man verwendet um Fingernägel zu färben. Der orange- rötliche Saft führt dazu, dass die Zähne sich verfärben. Ich werde fragen, ob man mir das zum Probieren geben kann.

Mit Audrey rede ich über die Idee unserer Fischzucht.

Wir füllen die Rundbecken, dann lassen wir Wasser aus dem Tilapienbassin ablaufen ins Bassin der Katzenwelse. Als ich einen Kontrollgang beim Baignoire mache, sehe ich, dass Wasser den Damm unterläuft. Christian ist mit zwei Travailleurs daran, den Zufluss zu öffnen. Sie stehen brusttief im schlammigen Wasser. Wahrscheinlich haben sie zu tief gegraben, sodass Wasser in einer Sandschicht unter dem Damm durchsickert. Als ich mich weiter umschaue, sehe ich am Ufer des Sees, oberhalb unseres kleinen Staudamms, etwas auffällig Rotes, Schleimig-Schlieriges im Wasser liegen, Ich wundere mich, was das sein könnte und will nachschauen. Da sehe ich zu meinem grossen Schock: Der Vollidiot, der die Türen des Baignoires mit Rostschutzfarbe und Petroleum angemalt hat, hat die Farbkübel und Pinsel genau im Wasser des Sees gewaschen, aus dem wir das Wasser in unser Badehaus pumpen! Auf dem Wasser schillert Petroleum in allen Regenbogenfarben.

Augustin kommt um 11 Uhr zu mir. Als ich ihm mein Leid klage über das Petroleum im Badewasser, erzählt er mir, dass in seiner Jugendzeit die Leute DDT ins Wasser des Kielabflusses geschüttet hätten, worauf blitzartig alle Fische, alle Frösche, jeder Wurm und jede einzelne Insektenlarve gestorben seien. Der Bach sei angefüllt gewesen

mit stinkenden Tierleichen. Man sei von diese Art der Fischerei völlig begeistert gewesen. So geht das effizient, dachten viele: mit DDT. Die Bevölkerung hätte sich gierig auf die Masse toter Fische gestürzt. Man sagte, man müsse sie nur aufschneiden und die Eingeweide entfernen, den Rest könne man essen.

«So ist die Bevölkerung» klagt Augustin. «Sie haben keine Ahnung, was sie machen».

In Kinshasa habe man zur selben Zeit DDT mit Flugzeugen versprüht, weil es angeblich nütze gegen Malaria und gegen Kakerlaken. Mehr als drei Jahre habe es gedauert, bis in den Bächen von Kiela wieder ein Fisch, ein Frosch oder eine Schnecke aufgetaucht seien. Über Schäden am Menschen hat nie jemand geredet. Die Leute hätten nichts dazu gelernt, das zeige doch mein jüngstes Beispiel von dem Maler, der seine Rostschutz-Petroleumfarbe in dem See entsorgt, aus dem er Fische isst und mit dessen Wasser er sich hygienisch waschen will. Wenn das Petroleum in den Filter kommt, sage ich Augustin, kannst du alles wegschmeissen. Der Bildungsnotstand, die Gleichgültigkeit und die mangelnde soziale Kontrolle sind erschreckend. Nicht nur hier. Das gilt auch für das Schweizer Büro unseres Hilfswerks in Bern.

Unser Hilfswerk hat noch immer nicht reagiert. Augus-

tin fragt mich, ob er einen Brief schreiben soll, in welchem er erklärt, dass er weiter auf die versprochene Ueberweisung warte und unmissverständlich klarstellen will, dass er nicht noch einmal die Löhne der Arbeiter für das Projekt des Hilfswerk aus dem eigenen Sack vorschiesen werde. Wenn das Geld nicht wie verabredet eintreffe und niemand den Arsch habe, auf die Anpassungen des Partnersariatsvertrages zu antworten, dann werde er das Projekt Ende Monat beenden. Alle Nachzuchten gingen dann verloren und man müsse nachher wieder bei Null anfangen. «Du hast ein Recht das zu schreiben.» ermutige ich Augustin: «Du entlastest dich damit als derjenige, der Verantwortung übernimmt und kommunikativ bleibt.» Es ist der dritte Brief, auf den niemand reagiert, einfach nur jämmerlich, diese kaputte Witztruppe.

Am Nachmittag hat Augustin Besuch erhalten von einem Priester des Hilfswerkes, der ihm einen Brief hinterliess, in welchem er Augustin anbettelt, damit er eine Kirche oder sonstwas bauen kann in der Savanne. Später kam er noch persönlich vorbei. Augustin wurde gerufen. Er sprach mit dem Mann, den unser Hilfswerk in die Savanne geschickt hat. Der frühere Pasteur, so berichtet der Neuling, sei mit seiner Frau nach Kinshasa gegangen, wo sie ein Jahr lang eine Ausbildung zum Offizier des Hilfswerks

machen werden. In der Zwischenzeit werde er die «Gemeinde» in der Savanne betreuen, was wahrscheinlich heisst, sie auszusaugen, ihnen Angst zu machen, damit sie Geld spenden für das Heil der Kirche, die er bauen will, also für den eigenen Hosensack. Von da an wird er wie eine Bettwanze von den Villagoise leben, sie im Dreckwasser taufen und ihnen vom lieben Gott im Himmel vorplappern, während er selber die Leute in der Savanne wie Tiere behandelt. Augustin gab 10000 FCC, damit der Mann wieder mit dem Töff nach hause kommt. Das Geschwür der Religiösen verbreitet sich wie eine Pandemie in der spirituell immungeschwächten Bevölkerung. Früher hiess es, dass einer, der nichts kann, sich wenigstens im Militär noch hochellbögeln kann. Heute heisst es, wenn jemand auch zum Ellbögeln zu dumm und zu faul ist, soll er in einer Kirche anfangen oder eine gründen. Die Kombination der beiden Wege ist unser Hilfswerk.

Nach Nto Malanga, zur Quelle seines Clans, könne man derzeit nicht fahren, sagt Augustin, weil alle drei Motorräder, auch das neue, im Moment defekt seien. Er hat also nicht vergessen, dass wir diese besondere Ecke auf dem Terrain des Clans von Augustin besuchen wollten. Bei dieser abgelegenen, einsamen Quelle könnte es sich lohnen, eine saubere Fassung machen, im Gegensatz zu einem

Bachlauf, wo man nie weiss, was man oben gerade reingekackt und reingeschmissen hat, Petrol, DDT, tote Viecher.

Nicht immer sind Menschen schuld an Defekten von Geräten. Nseka hat den kaputten Inverter im Maison d energy untersucht und fand was? Ein kleiner Gecko war eingedrungen ins Gerät und hatte einen Kurzschluss verursacht. Die Leiche des Tieres fand sich angebrutzelt und von der Hitze mumifiziert, unterhalb der Gleichrichterdioden auf dem Heatsink festgeklebt. Die Leiterbahn ist schwarz angesengt vom Brand des Geckos. Leider hatte der auf dem elektrischen Stuhl exekutierte Gecko keine Haftpflichtversicherung. 200 Franken sind futsch.

Am Abend gibt es zu Reis und Poulet auch Nzenze, die köstlichen grossen Grillen, eine seltene und geschätzte Delikatesse. Jolie hat sie in Kisantu auf dem Markt gekauft, 13 Stück für 1000 FCC, circa 50 cents. Warum sie zu jeweils 13 Stück verkauft werden und nicht im Dutzend, kann Augustin nicht sagen. Die grossen Insekten werden meist von Kindern gesammelt. In der Umgebung von Kilueka ist das unproblematisch. Da werden weder Dünger noch Pflanzenschutzmittel verwendet. In Anbaugebieten von Baumwolle würde ich keine Insekten essen.

Augustin hat mir erzählt, dass ein Freund von ihm, Philipp, der in Tansania lebt und Mitglied ist von Anamed, der deutschen Organisation für traditionelle tropische Medizin, einmal *Euphorbia hirta* sammeln liess, die Pflanze trocknete, siebte und dann zehn Kilogramm nach Deutschland schickte, wo man feststellte, dass die Heilkräuter unbrauchbar sind, wegen einem viel zu hohen Gehalt an Insektiziden. Man hatte die Euphorbias in der Nähe von Baumwollfeldern gesammelt. Dass da auch Menschen leben und Kinder, die in diesen Feldern Insekten wie die Nzenzes sammeln, um zu überleben, interessiert niemanden, der an der Börse in Baumwolle investiert.

Auf dem Markt werden die Grillen meist noch lebend auf Gräser aufgespiesst, zu 13 Stück zusammen gebunden und so verkauft. Wie in Asien so entfernt man auch in Afrika vor der Zubereitung den Darm. Jolie hat die Nzenzes gebraten in Öl mit Kräutern und Salz. Sie bleiben dabei knackig, krisb und besitzen ein reiches, angenehmes Aroma irgendwie zwischen Linsen, Rindfleisch und Pringels Sour Cream.

Freitag, 6. 10. 2023

Um 6 Uhr wird die erste Lieferung Rizinusblätter heran geschleppt. Die Raupen von *Samia ricini*, Zuchtstamm Lukaya, sind prächtig gewachsen und haben einen unglaublichen Appetit. In wenigen Tagen beginnen die ersten sich einzuspinnen in ihren Kokon und sich darin zu verpuppen.

Der Damm beim Baignoire verliert Wasser. Schliesslich findet man den Grund in einem Loch im Damm, den die Massons verschuldet haben. Nun will man den bereits angestauten See leerpumpen um den Durchbruch zuzubetonieren und das Bauwerk zur versiegeln mit einem sehr dichten, tonartigen, grauen Schlamm, der an der Sonne steinhart wird. Damit sollte es gehen. Schritt für Schritt nähern wir uns dem Abschluss der Arbeiten.

Heute hat Frau S. aus dem Hilfswerk in Bern geantwortet und eine weiter Version des Partnersariatsvertrages vorgelegt, die jeder Beschreibung spottet: In einem hingekotzten Kasernenton abgefasst, respektlos, unwürdig, dumm, mit durchsichtigen, betrügerischen Absichten formuliert, unter anderem der Klausel, dass das Hilfswerk sich bei allen Beschwerden volle Immunität zuschanzen will und alle Verantwortung einzig bei Songa Nzila liegen

soll. Ausserdem soll nach der Unterschrift des Vertrags, dieser erst gültig sein nach einer «Approbation» aus Bern. Keiner weiss, wer das macht und wie und warum? Völlige Willkür. Auch die Vermittlung im Streitfall durch ein Gericht wurde gestrichen. Völliger Quatsch. Jedem Juristen würden die Haare zu Berge stehen bei einem solchen stümperhaften Wisch. Dass mit der Unterschrift ein Vertrag gültig wird muss man in Bern offenbar erst noch lernen. Das ist Inhalt der ersten Stunde Rechtskunde in der Primarschule. Es gibt daran im Nachhinein nichts zu deuteln von Dritten. Augustin wird sich wieder hinsetzen müssen und bis tief in Nacht das, was wir besprochen haben, ausformulieren, in seiner gewohnt souveränen Art. Es ist eine bodenlose Arroganz und Frechheit was sich das Hilfswerk uns gegenüber erlaubt. Ich überlege, ob ich den Schriftverkehr dazu veröffentlichen soll, als Lehrstück, wie unsere Hilfswerke mit den Millionen der gutgläubigen und naiven Schweizer Donatoren umgehen. Betrug, Täuschung, überall, auch gegen den Schweizer Staat, der seinen Bürgern die Rechtmässigkeit der Geldsammelei garantiert mit seiner staatlichen Zertifizierung von Hilfswerken. Nichts von dem, was abgemacht ist, wird eingehalten, alles wird mit voller Absicht hintergangen, vor allem die Regel, nur zehn Prozent der Geldgeschenke für Administratives aufzuwenden. Belege für diesen Beschiss habe ich gesammelt.

Langsam verstehe ich, weshalb die Leute in Bern Angst vor mir haben. Sie sollten aber besser Angst vor sich selber haben.

Bananen sind hier unwiderstehlich, wirklich reife Bananen, süss, weich, aromatisch, traumhaft. Der globale Handel hat uns in Europa diesen Genuss weitestgehend abgewöhnt. Wir dürfen reife Bananen nur noch auf grossflächigen FSC-zertifizierten und CO2-kompensierten Werbeflächen begaffen. Es ist ein Märchen, dass Bananen beim Transport reifen. Eine Lüge. Es ist einfach nicht wahr, nicht für Bananen, nicht für Ananas, nicht für Tomaten, für keine Frucht. Die Frucht reift am Baum. Oder am Strauch. Ich werde Depressionen haben, wenn ich in der Schweiz, unvorsichtigerweise, von längst widerlegten Hoffnung verführt und wider besseres Wissen in eine Banane beisse, eine sogenannt sonnengereifte, potemkinsche Tomate oder eine mutmassliche Ananas. Ich habe jetzt gerade die vierte Banane gegessen. Nun sind alle weg. Zwei drei Kilo hat Jolie bei mir geholt. Nachdem sie zuerst heimlich einige abtransportiert hat, habe ich ihr ausdrücklich erlaubt, einige weitere zu nehmen. Aber ich werde ihr leider kein Geld mehr geben, um Früchte zu kaufen. Es kommt fast nie etwas zurück. Man sagt, es gäbe nichts auf dem Markt, meist aber hat man das Geld schon ausgegeben für

anderes, so zerrinnt es in den Händen der Bedürftigen. Es ist besser, wenn ich selber einkaufe und die Früchte bei mir lagere, wo ich sie verteilen kann, wenn ich sie nicht selber essen mag. Ich will Jolie nicht ein schlechtes Gewissen machen, indem ich ihr Geld gebe und sie genau weiss, dass sie dafür nichts adäquates gekauft hat. Ich kenne nämlich die Preise unterdessen. Ich will damit nicht sagen, dass Jolie betrügt. Es kommen einfach immer andere Dinge dazwischen und sie hat viele Verantwortlichkeiten in einer langen Prioritätsliste, die nicht vom Geld abhängt. Geld ist nur ein Mittel, um diese Prioritäten abzuarbeiten, egal von wem und egal für was man das Geld erhalten hat. Daran muss man sich gewöhnen. Hier in Kilueka gilt der Satz: «Wer zahlt, befiehlt!» nur sehr bedingt. Man muss das auseinandernehmen, um es zu verstehen. Wer zahlt, zahlt. Und wer befiehlt, ist der, der das Geld hat, nicht der, der es bezahlt hat. Oder anders gesagt: Wenn man jemandem Geld gibt, das mit einem Befehl verbunden ist, dann verflüchtigt sich beim Handwechsel der Befehl, respektive er muss sich der Prioritätsliste dessen unterordnen, dem man das Geld gegeben hat. Was bei solchen Zweckentfremdungen des Geldes immer übrig bleibt ist, ist eine Schuld, nämlich diejenige, den Befehl, der mit der Geldgabe verbunden war, nicht beachtet zu haben. Eine solche Schuld soll man nicht gedankenlos anderen Menschen aufbürden. Besser also, dass

ich selber Bananen kaufe und sie dann verschenke, als das Geld an Jolie zu geben, um Bananen zu kaufen, die sie nicht kauft und weswegen sie mir gegenüber ein schlechtes Gewissen hat. Das bringt uns beiden nichts und stört nur unser soziales Zusammensein. Man muss aber auch immer damit rechnen, dass, wenn man jemandem zwei Bananen gibt, dass er sie jemandem verkauft, um mit den 1000FCC einen Handykredit aufzuladen. Die Trennung zwischen Geld und Ware ist hier sehr fließend. Kaufst du hier jemandem einen Hammer oder ein Messer, hat er beides morgen verkauft. Dafür kann er sich mal statt einen Pappbecher Palmwein eine Flasche Bier leisten oder ein halbes Poulet mit Kochbananen und Mayonnaise mit PiriPiri. Diese Gaumenfreuden verschafft Dir ein Hammer nie. Das muss man doch zugeben. Oder? Soll ich nur wegen dem Besitz eines Hammers mir jeden Lebensgenuss versagen?

Freitagabend . Es geht vorwärts. Nseka will die Lichtfalle installieren. Ich habe zwei neue 250 Watt Quecksilberdampflampen mitgebracht, ein Schutzdach für die Lampe gegen Regentropfen wurde geschweisst und ist schon mit Rostschutzfarbe bemalt. Jetzt sucht Robert zwei Bambusstämme , um das Fangtuch aufzuspannen. Nseka präpariert das Kabel. Guelord ist auch da. Die Motivation ist

was? Man will Nzenze fangen, die grossen, fetten Grillen. Meine Schmetterlinge sind von geringem lokalem Marktwert. Wenn eine Arbeit aber direkt dem Magen und den Geschmacksnerven dient, dann gibt man nicht so schnell auf. Das kann jeder verstehen, Oder?

Als Antwort auf den Blödsinn der Hilfswerkzentrale in Bern formulieren Augustin und ich einen kurzen Brief, der so lautet:

J accuse reception le 06 oct 2023 de votre reponse a notre proposition du 26/09 pour le texte du partenariat entre lAdS et SZ. Al la lecture de votre contreproposition il se degage la persistence de l autoritarisme, la confusion de responsabilites, de droits et devoirs, de mutiple parties maldefiniies qui s introduisent sous l ombre des deux acteurs (Baileurs et realisateurs). A notre pensee, un partenariat se base sur les principes fondamentaux de la confiance, de la bonne volonte, et de la separation des responsabilites. Si SZ n a pas confiance an AdS qu elle est capable a faire se qu on voudrait signer ou si l AdS n a pas confiance en SZ qu elle est capable de faire ce qu on voudrait signer, il n y a aucun raison de signer un partenariat.

Avec la confiance, les 2 parties acceptent la bonne vo-

lonte du partenaire de realisier ce qu on vudrait signer. Avec la clarte de la responsabilites les 2 parties respectent la competence pour la realisation du plan commun adoptes. Nous souhaitons qu on avance ensemble sur ce chemin de confance, de bonne volonte et de la clarete des responsabilites afin de trouver un accord de partenariat a la meme hauteur.

Encore une foi nous retravaillons l accord de partenariat dans le respect des principes ci-dessus indiques. Vous l âurait bientot.

Pour le team

Augustin Konda

Das zu formulieren hat uns eine Stunde Diskussion und Schreibarbeit abverlangt. Hoffentlich fällt es diesmal nicht wieder auf blinde Ohren und taube Hirne.

Plötzlich geht die Lampe der Lichtfalle an. Guelord will unbedingt ein paar Nzenze fangen. Ich hoffe für ihn dass es gelingt, bis die Batterien des Maison d`energy leer sind, denn eine von den vieren hinkt bei der Spannung den anderen hintendrein und das kann dazu führen dass der Inverter aussteigt. Genau so ist es um 21 Uhr.

Licht aus. Batterien leer. Robert hat in einer PET-Flasche eine Hundertschaft kleiner Junebeetles gesammelt, die er mir übergibt. Wir wollen morgen schauen, ob die Fische sie fressen.

Samstag, 7. 10. 2023

Wieder ein bedeckter, grauer, Morgen. Um 20 Grad. Fast windstill. Christian kommt zu mir. Er hat gestern das Loch im Damm gefunden. Der Durchbruch entstand, weil die bestehende Mauer mit dem Damm nicht richtig verbunden wurde, ohne Armierungseisen und sich da ein Riss gebildet hat, durch den das Wasser ausläuft. Nun muss man das Wasser hinter der Staumauer rauspumpen, um den Riss richtig zubetonieren zu können. Also hat man gestern in einem Nachbardorf einen Mann gesucht, der eine Motorpumpe hat. Aber heute morgen, bei Tagesanbruch, als Christian ihn aufsuchte, war der Mann schon weg, unauffindbar irgendwo draussen in der Savanne, in den verstreuten Maniokfeldern. Also kommt Christian zu mir, um zu fragen, was er nun tun soll.

Ich weiss genau, was er will. Er will die neue Pumpe, die ich mitgebracht habe, dazu verwenden, um das Wasser rauszupumpen. Aber das ist keine Schmutzwasser-

pumpe. Ich befürchte, dass man nun, bevor überhaupt das Badehaus läuft, schon die Pumpe demoliert. Das sind die Probleme hier. Ich sage Christian, dass man die Pumpe vor Schmutzpartikeln schützen müsse, sonst gehe sie kaputt. Ausserdem braucht sie Strom, 300 Watt. Das ist eine Menge. Also muss die elektrische Installation von Nseka funktionieren. Diese ist aber nicht bereit. Die Solarzellen sind zwar montiert. Aber es fehlt das Dach des Elektrikhäuschens, worin die Batterien und der Inverter untergebracht werden. Ausserdem braucht man einen Schlauch, um von der Pumpe das Wasser wegzuführen. Einen dicken Schlauch. Wer hat sowas? Ich wüsste nicht wo suchen. Aber vielleicht hat jemand eine Idee. Stark genug ist die Pumpe sicher. Sie kann maximal bis zu neun Kubikmeter pro Stunde pumpen. Das sollte reichen. Aber das ewige Gebastel, weil alles Wichtige immer fehlt, oder kaputt ist, das nervt. Die Natur frisst hier Technik wie der Tyrannosaurus Rex Zahnstocher. Um afrikanischen Verhältnissen Herr zu werden, müsste man mit größtem, militärischem Gerät auffahren, einem Ersatzteillager der Rally Paris-Dakkar oder mit teurem Profizeug, das sich niemand leisten kann. Ausserdem gibt es keine Bank, die sowas finanzieren würde, keine Garantie des Staates, es fehlt der Grundsupport. Am Schluss bleiben die eigenen beiden Hände, die Füße und die Lebensenergie, die man

mit Nahrung betreibt. Das ist auch die Art, wie praktisch alles hier läuft: Handarbeit mit einer Machete, einer Hu, der Erdhacke, und einem Paar gelben Gummistiefeln. Wo bei ich bei gelben Gummistiefeln immer an Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» denken muss. In diesem Theaterstück zeigen die gelben Steifel an, wer schon auf die Seite der rachesüchtigen Milliardärin übergelaufen ist. Aber ich krieg das irgendwie nicht bündig zusammen mit unserem Projekt.

Am Abend darf ich mir wieder die schwachsinnigen Ideen und Kommandofürze unserer Hilfswerkler anhören, die in ihren klimatisierten Luxusbüros am teuersten Ort der Schweizer Hauptstadt Bern, direkt beim Bahnhof, residieren und deren anstrengendste Arbeit, inmitten stümperhafter Trödlelei, darin besteht, zur Kaffeemaschine zu pilgern. Das einzige, was denen dabei wahrscheinlich durch den Kopf geht, ist: Könnte man nicht einen Neger abkommandieren, uns den Kaffee zu bringen?

In Kilueka hat man nun plötzlich, aus dem Schlund eines halbverstorbenen Schuppens, zwei Kadaver von Motorpumpen ans Tageslicht gezerrt. Beide Geräte sind schon länger hinüber. Nseka, der hier für Reparaturen zuständig

ist und sich auch mit sowas auskennt, beginnt mit der Obduktion. Nach einer Viertelstunde läuft eine der beiden Pumpen. Aus der aufsteigenden, weissen Rauchwolke schliesse ich, dass sie wohl mehr Öl als Benzin verbraucht. Aber nur kurze Zeit läuft das bronchitische Teil. Dann beginnen die Wiederbelebungsversuche von neuem. Im Badehaus ist man daran, den Filter zu füllen. Nun erkennt man, wie gross dieser ist. Mit einer Seitenlänge von 1,5 Metern hat darin sehr viel Sand Platz. Soviel hat man aber nicht. Bis zur Höhe des Ausflusses des gesäuberten Wassers fehlen, nach einer Schicht Steinen, einer Schicht Sand und einer Matte aus Glaswolle, nochmals 80 Zentimeter, das ist mehr als ein Kubikmeter Material. Augustin, der an vorderste Front mitarbeitet, was seine Autorität stärkt, schickt einen Motard an das Ufer des Inkisiflusses um zu erkundigen, ob es dort Sand gibt, der nicht komplett mit Lehm verklebt ist, der das Wasser unweigerlich ockerbraun färben würde, was ein Filter kaum zurückhalten könnte und ihn auf die Länge verstopfen würde. Augustins Einsatz ist chefmässig, im Unterschied zu Audrey, der immer allein um sein Zimmer schlendert, noch bei den Fischen, wo er sich ein privates Zimmerchen eingerichtet hat, etwas abhängt, aber am harten Tagesgeschehen aktiv eigentlich nicht teilnimmt, jedenfalls nicht führend und nicht als Vorbild wie Augustin. Er wird einen

schweren Stand haben als Städter in diesem Land- und Handarbeiterteam, wenn er nicht zu vorderst kämpft, wie Christian oder Laurent oder Henry in der Bäckerei, oder wie Jolie als Tätschmeisterin des Haushaltes und Schatzmeisterin der Essensvorräte. Fanuelle fällt leider immer noch aus. Sie ist bei ihrer Familie in Kisantu. Man weiss nicht wie lange sie uns noch fehlen wird als wichtige Säule der Betreuung der Raupen und vieler anderer Jobs. Obwohl Samstag ist und der Dienst offiziell um 12 Uh endet, habe ich mit den Assistentinnen abgemacht, dass wir um 14 Uhr die grössten Raupen wägen werden, um zu sehen wie gut die Aufzucht war. Dann sind auch die ersten bereit für das Einspinnen in den Kokon. Meine thailändischen *Samias* aus Dieburg müssen nun in sechs separate Boxen untergebracht werden. Sie sind jetzt in L2, im zweiten Raupenkleid. Heute sind auch die ersten drei Raupen der madegassischen *Antherina surakas* geschlüpft. Ich habe sie in meinem Zimmer in einem Aerarium auf *Acacia mangum* gesetzt. Ich hoffe, dass sie diese Pflanze annehmen. Das würde sehr helfen.

Am Inkisifluss, kurz vor Kimpemba, hat man eine Stelle ausgemacht, wo Sand zu finden ist, der nicht zu sehr verdreckt ist mit Lehm. Wir brauchen noch eine grosse Menge davon für den Filter. Die ganze Equippe von Songa Nzila

arbeitet. Es ist ja auch ihr Badehaus. Man wird froh sein, wenn es da einigermaßen sauberes Wasser gibt. Ich erwarte allerdings kein Wunder. Das Eingangswasser ist zu dreckig, das Gegenteil von einem Bach. Die zweite Portion Aktivkohle liegt zum Trocknen an der Sonne. Hoffentlich wirkt die Sache ordentlich. Mit grossem Aufwand wird die Staumauer neu von innen betoniert. Die Pumpe wurde offenbar gefunden. Das Wasser ist entfernt aus dem Becken. Zum Glück hat es nicht geregnet. Es fliesst wenig Wasser im Bach und der provisorische Damm hält die trübe Brühe fern von der Baustelle an der Innenseite der Mauer. Augustin verkündet, dass auch Morgen Sonntag gearbeitet wird. Man baut ja hier eigentlich an einem zentralen, sozialen Infrastrukturprojekt, einem Bade- und Waschhaus, etwas, was es so noch nie gab.

Es braucht jemanden, der das Team zusammen hält und mitarbeitet auf Augenhöhe mit den Arbeitern, nicht von oben herab. Dann ist Motivation da. Und so wird sich vielleicht auch die Nachricht von dem Badehaus verbreiten und so wird es vielleicht ein Modell werden für andere solche Baignepires in anderen Gegenden.

Auch das Lehrstück von der Samiazucht besteht ja nicht nur in den nackten Mengen, Daten und Produkten, sondern in der Lebenserfahrungen der Menschen, die hier ar-

beiten. Dabei zu sein bei etwas Besonderem, das verbreitet sich, wenn eine Sache funktioniert. Wie bei der Samiazucht. Sie verbreitet sich mit den Menschen, die daran teilnehmen und die das Resultat ihrer Arbeit schätzen, weil ein Lebensgewinn entsteht, Lebensqualität. Es sind die namenlosen Raupenzüchter in den Dörfern, die diese neue Unterart geschaffen haben, die afrikanische *Samia ricini*, Variante Lukaja. Der Lukaja-Zuchtstamm ist der Erfolg von Lukaja, von den Menschen in der Gegend, die so heisst.

Augustin isst eine Ananas, die er vor zwei Tagen im Garten geerntet hat. Er streut viel Salz darüber, setzt sich neben mich an den Tisch und sein Gesicht leuchtet vor kindlicher Freude während er die saftigen Stücke der Frucht genüsslich verschlingt. Er kann das aber nur kurz genießen. Der Schreiner hat ihn versetzt, der 40 Schulbänke für die Schule in Nzuma zusammenbauen soll. Augustin will unbedingt, dass diese Bänke noch geliefert werden während ich hier bin, weil er will, dass man einen kleinen Film der Übergabe macht für die Donatoren. Nun scheint alles allzu knapp zu werden, denn heute ist Samstag und am Dienstag fahren wir nach Kinshasa. Am Mittwoch ist der Termin mit Botschafter S. in der Schweizer Botschaft in Kinshasa um 14 Uhr. Es bleibt nicht mehr viel Zeit. Auch nicht für die Einweihung des Badehauses. Alles muss im

letzten Moment fertig gestellt werden, das sind oft nicht gute Bedingungen für seriöse Arbeit. Aber ich will nicht klagen. Man arbeitet mit vollem Einsatz.

Das Wetter ist gnädig. Heute blieb es den ganzen Tag sonnig und warm. Die Solarzellen arbeiten. Aber die gelieferte Energie wird nicht richtig genutzt. Zwei grosse Anlagen im Schulungszimmer und da, wo früher der Kühlschrank war, der jetzt ausser Betrieb ist, wohl weil das Gas im Kältetauscher des Kompressors entwichen ist, werden nicht genutzt. Auch das Maison d energy mit acht Solarzellen liefert Strom, der nirgends gebraucht wird, gestern ein wenig für die Lichtfalle. Das sind beträchtliche Leistungen die brach liegen. Ich werde bei Gelegenheit einmal das Thema darauf lenken. Aber man muss auch eine Idee haben, wie man die Energie anderswo nutzt, wenn man sie nicht da braucht, wo sie gewonnen wird; das Problem von unvernetzten Inselanlagen. In Songanzila gibt es jetzt, ich habe nachgezählt, mindestens zehn solche Einzelanlagen, von denen einige zu wenig und einige zu viel Energie liefern, aber kein Austausch stattfindet. Ausserdem benötigt jede Insel einen eigenen Regulator, einen eigenen Inverter, eigene Batterien, einen Haufen Material und Geld also, das vielleicht mit einer zentralen Energieversorgung besser investiert wäre. Aber wer be-

Sonntag, 8. 10. 2023

Bei lockerer Bewölkung gibt es schon früh viel Sonne. Der heutige Sonntag wird kein Ruhetag sein. Das Badehaus muss betriebsbereit gemacht werden. In der Nacht wurde die Reparatur des Dammes beendet. Nun soll möglichst bald wieder Wasser in das Staubecken gelassen werden, aus dem das Wasser in den Filter gepumpt werden soll. Dies kann aber lange dauern bis endlich der Überlauf des Dammes erreicht und das schmutzige Wasser abgeflossen ist. Es macht keinen Sinn, Dreckwasser in den sauberen Filter zu pumpen. Besser wartet man, bis sich alles geklärt hat.

Guelord holt den grossen 50 Liter Kochtopf, um darin Sand abzukochen, den man gestern aus dem Inkisifluss geschaufelt hat. Man will die Filterfüllung richtig machen, mit sauberem, pasteurisiertem Sand. Das ist vorbildlich. Um 7.30 Uhr muss ich mit meinem Raspberry Pi ins Hausinnere umziehen, weil die Sonne zu stark auf Powerbank und Bildschirm brennt und den Pi erhitzt. Soviel Sonnenschein wie am heutigen Sonntag, gab es in den vergangenen Tagen nicht.

Ich pilgere mit meiner Tasse mit Kaffeepulver zum Mor-

genfeuer der Arbeiter, die heute aufgeboten sind zu einem Sondereinsatz. Jolie hat gestern abend vergessen, mir einen Thermoskrug mit heissem Wasser zu hinterlassen. Es ist das erste Mal überhaupt, dass sie das vergessen hat. Madilu ist da, Nseka und viele andere. Es werden sauschwere Säcke mit Sand von der Ladefläche des Mercedes abgeladen und im grössten Marmite auf einem Feuer in siedendem Wasser abgekocht. Auch die Ladebrücke des Lastwagens ist voll mit lose geschüttetem Sand, sicher mehr als ein Kubikmeter. Der Kaffeetopf dampft auf einem separaten Feuer. Merveille und Douchi schöpfen daraus eine schwarze Brühe, die entfernt wie Kaffee aussieht. Es schwimmt in der Brühe ein Bündel von Blättern und Zweigen, wahrscheinlich irgend ein aufputschendes Kraut, oder etwas wie Zichorie, um das dünne Wässerchen des Kaffees mit mehr schwarz-brauner Farbe zu übertünchen und optisch aufzupeppen. Ich werde fragen, was das ist was da schwimmt. Wasser aber für mein Kaffeepulver hat man da nicht. Also spaziere ich weiter. Augustin ist gerade am Zähne putzen vor dem Eingang seines Zimmers im Hinterteil des Schulungssaales. Jolies Küche ist abgeschlossen. «Es ist niemand da!» ruft mir Augustin mit der Zahnbürste im Mund zu. Ich sage ihm, dass man die Thermoskrüge gestern mitgenommen habe. Später bringt er selber einen. Danke. Ein Sonntag morgen ohne Kaffee:

Unmöglich. «Ah, Daniel avec son Caffee!», scherzt Augustin, als ob ich der einzige hier wäre. Alle Arbeiter trinken Kaffee jeden Morgen. Erst noch mit möglichst viel Zucker. Pro Monat braucht Augustin hier über 50 Kilogramm Zucker für den Morgenkaffee der Arbeiter. Das ist eine soziale Dienstleistung, die sonst niemand kennt, der hier arbeitet. Ein Novum. Dazu gibt es für jeden erst noch ein Pain aus der eigenen Bäckerei. Welch ein Luxus!

Ich besuche das Baignoire. Es fließt praktisch kein Wasser im Bach. Ich befürchte, dass das Badehaus nicht funktionsbereit sein wird, während ich noch hier bin. Nur schon das Füllen des Filters wird Stunden dauern. Morgen ist der 9., am 10. fahren wir nach Kinshasa. Augustin ist noch zuversichtlich. Am Boden des Kanals, der das Wasser zur Pumpe führt, müssen noch vier oder fünf querlaufenden Stege aus Beton eingebaut werden, um Sand, Steinchen und gröbere Lehmteilchen abzuhalten. Sie setzen sich hinter den Lamellen ab, ein alter Goldwäschertrick. Vielleicht werden wir Millionäre und können dann in Kinshasa in einem Büro rumhocken mit einer gefälschten Rolex am Arm, in einem Anzug von Dolce und Gabbana, mit Krawatte und Foulard von Hermes, Paris und von uns Plakate drucken lassen, damit man uns bei den Elections vor Weihnachten wählt, als einer von 400 Deputees, die jeder 20'000 Dol-

lar pro Monat einsacken. Wer will schon Gold waschen? Ach! Das ist doch Arbeit! Sowa Primitives wie Arbeit brauchen wir doch nicht in der Politik. Wir lassen uns vom Volk aushalten. So geht das. Wir sind Zuhälter des Volkes und protzen mit unserem frisierten, giftgelben Humvee, den HipHop Kubaketten und den geilen Krokodillederschuh in den Strassen rum, wo unsere Nuttenkinder hausen. So geht Classe politique!

Es sind schon zehn winzige Räuplein von *Antherina suraka* geschlüpft. Sie sind braunschwarz und suchen eine Pflanze, die sie fressen können. Wir wissen aber nicht welche Pflanze das hier sein wird, denn die madegassischen Originalpflanzen gibt es auf dem afrikanischen Festland nicht und auch keine Eiche, mit der ich in der Schweiz diese Raupen aufgezogen habe. Also versuche ich es zuerst mit einem Ast von *Acacia mangium*, dem schnellwachsenden Baum, der hier überall vorkommt. Aber es ist nicht sicher, ob sie das mögen. Also gebe ich heute noch ein kräftig grünes Blatt des Mpukumpuku dazu, der auch Kabisbaum heisst wegen seinen riesigen krautigen Blättern und einen Ast des Kilongostrauches, auf dem viele der Mbinzo, der beliebten essbaren Raupen, zu finden sind. Und auch *Ricinodendron heudeloothi* füge ich der Auswahl hinzu, eine bekannte Futterpflanze von Imbra-

sia epimethea. Gestern habe ich in einem Becherchen nochmals 200 Eier gesammelt, die von zwei weiteren Weibchen gelegt wurden. Auch ein Männchen war noch lebendig. Also kann ich annehmen, dass die Eier befruchtet sind. Bei diesen Faltern kann es nämlich vorkommen, dass Weibchen unbefruchtete Eier legen, weil erwachsene, weibliche Falter nur wenige Tage leben und, wenn keine Männchen zur Befruchtung anwesend ist, legen die Weibchen trotzdem gegen Ende ihres Lebens alle unbefruchteten Eier ab, bevor sie sterben.

Eine ältere Frau hat sich vor der Türe zu meinem Zimmer auf einen Stuhl gesetzt. Sie wartet auf Augustin, der aber, wie ich ihr sage, unten im Tälchen ist und vermutlich erst in einer Viertelstunde zurück kehren wird. Dem Aussehen nach zu urteilen, könnte es eine Schwester von Augustin sein, mit wachen, gütigen, sympathischen Augen, schlank, drahtig, traditionell gekleidet in einem farbigen Tuch mit kurzem Kraushaar. Später kommt Augustin und spricht lange mit ihr. Es ist die Frau von Onkel Anastase, der vor einem Jahr gestorben ist, die Mutter von Laurent, dem Vorarbeiter des Teams der Genossenschaft Songa Nzila.

Die Pflanze im Kaffeetopf heisst Sinda. Merveille kann mir nichts Weiteres dazu sagen, ausser dass man sie ver-

wendet um damit einen Tee zu kochen und um des Geschmacks des Kaffees zu verbessern. Augustin enträtselt das später. Es sei ganz simpel Zitronelle, Zitronengras, das er im Tal, rund um die Teiche für die Ngolo-Katzenwelse, anpflanzen liess. Ich werde einige davon in die Schweiz mitnehmen, um Curries zu machen. Augustin liefert Zitronengras auch an eine ONG in der Schweiz, die Drittweltläden in der Romandie betreibt. Sie verkaufen ausserdem Artemisia, Moringa, Bulukutu-Tee und anderes, eine gute Idee, mit einer direkten Verbindung zwischen Produzenten und Konsumenten, ohne Börse und ohne Zwischenhandel. Das meiste wird von Kongo-Reisenden im Koffer mitgebracht, das ist vernünftig, sage ich. Nur Artemisia annua dürfe er in Europa nicht verkaufen, sagt Augustin, weil Martin Hirt von Anamed das Monopol besitze und er es anderen verboten habe Artemisia in Europa zu verkaufen. Aha, so ist das! Er hat also eine Art privates Kartell für sich eingerichtet. Augustin nickt und fragt, wie wir denn nun das Pulver von Euphorbia hirta, das ich in die Schweiz mitnehmen werde, anschreiben sollen. Ich überlege eine Weile und schlage dann vor, dass wir die Pakete mit dem grünen Pulver so anschreiben:

«Poudre des plantes pour l'amélioration de la qualité de l'eau pour les poissons tropicaux. User max. 1 Gramm

par 10 litre d'eau. Produit par le Club des Amis des River Kongo Fishes.»

Zu deutsch: Pflanzenpulver zur Verbesserung der Wasserqualität für tropische Fische. Maximum ein Gramm pro 10 Liter Wasser. Produziert vom Club der Freunde der Kongofische.»

Sollte man mich dazu befragen, erläutere ich Augustin, kann ich ausführlichst referieren, dass ein tropischer Fluss gleichsam fließender Tee ist, in welchem Pflanzenmaterial ausgelaugt wird, weshalb Tropengewässer oft eine braune Farbe besitzen und schäumen wegen Saponinen. Viele Fische, vor allem diejenigen im Amazonas, im Orinoco und im Kongofluss, benötigen solches colafarbenes Teewasser, um vital zu bleiben. Ich selber besass als Knabe einen Rückenschwimmenden Kongowels, *Synodontis nigriventris*, als Haustier, und hielt ihn in meinem Aquarium. Das ist ein rund zwanzig Zentimeter langer, grossköpfiger, gepanzerter und stacheliger Fisch, der immer mit dem Bauch nach oben unter einer Wurzel klebt und Algen und Detritus vom Holz abschabt. Davon kann ich Zöllnern stundenlang berichten, falls sie Zeit haben. Je mehr Fremdwörter ich bei meinem Vortrag verwende, desto schläfriger werden meine Zuhörer. Das ist meine empirisch, in

langjähriger Kursleitertätigkeit gewonnene Einsicht. Geeignete Stichwörter für einschläfernde, hypnotische Rhetorik sind: Polyphenole, deutsche Wasserhärte, TDS (Total Dissolved Substances), Pufferlösung, pH, Gerbstoffe, antimikrobielle Agenten, Wachstumshemmer, Metabolismus, osmotischer Druck, Redox, Ausfällung, Geschiebe, Pflanzentoxine, Giftfischerei usw. Und immer wieder: Tee, Tee, Tee. Fische in den Tropen leben in einem Tee. Dies bleibt als Message hängen: Tropische Fische leben im Tee. Kein vernünftiger Mensch kann es bestreiten. Was aber noch lange nicht heisst, dass es Zöllner auch verstehen dürfen - von Gesetzes wegen, meine ich.

Rückenschwimmender Kongowels

Elf Uhr. Frühstück gibt es heute keins. Jolie ist zwar da. Ich habe sie gesehen mit ein paar Frauen am kleinen See neben dem Badehaus, wo man Kleider wäscht. Das ist kein Problem für mich, solange es etwas Kaffee hat. Ich könnte selber zur Bäckerei gehen und da ein Brötchen kaufen. Aber es zeigt, dass hier zuerst wichtig ist, dass man selber isst. Andere vergisst man gerne, wenn viel los ist. Es gibt daran im Prinzip nichts zu mäkeln. Das ist Klugheit der Savanne. Sehen sie, im Flugzeug, wenn man die Sicherheitsmassnahmen erklärt, heisst es doch auch immer, dass man bei einem plötzlichen Druckabfall in der Kabine die Sauerstoffmaske, die von der Decke baumelt, zuerst selber anziehen und erst dann anderen helfen soll. Wenn man nämlich erstickt, kann man auch niemandem helfen. Dasselbe gilt für das Essen. Wenn man verhungert ist, kann man niemand anderem helfen, der in Not ist. Eigennutz kann somit auch andere schützen. Wo die Grenze des Eigennutzes ist, das muss man lernen. Oder man lernt es eben nicht. Das sieht man an den vielen bemitleidenswerten 200-Kilo Weibern, die sich in Kinshasa durch die Shoppingcenters schleppen, in der Economieklasse eine ganze Sitzreihe benötigen und an den vielen vollfetten Gesichtern adipöser Politiker, die krawattiert von Wahlplakaten glotzen. Ihr Eigennutz hat sich nicht in Schutzkraft für die Schwachen verwandelt, sondern in Verhöhnung der Ohn-

mächtigen. Eigennutz wird durch Bildung begrenzt. Der Löwe weiss, wann er aufhören muss zu fressen.

In Mangelgebieten und in Notsituationen lautet eine Überlebensregel, die auch die Schwachen schützt, dass diejenigen, die stark genug sind, um Schwachen helfen zu können, zuerst für sich selber sorgen müssen. Das ist nicht nackter Egoismus. Der Starke muss sich vernünftig und im selbstreflexiven Masse selber erhalten, um da zu sein, um die Schwachen zu schützen, die seiner Verantwortung übergeben sind. Deshalb frisst der stärkste Löwe zuerst. Man muss das verstehen, um zu begreifen, dass die erste soziale Regel in den hiesigen prekären afrikanischen Konditionen, so widersprüchlich das tönen mag, lautet, sich selber zu helfen. Dasselbe gilt selbst im Blick auf eigene Kinder und gilt für Tiere sowieso, die selber für sich schauen müssen. Aber, es gilt nicht für Samiarau-pen, die man einige Male verloren hat, weil man einen Tag schlicht vergass, dass sie auch da sind. Sie können nicht für sich selber sorgen. Sie sind domestiziert. Landwirtschaft verlangt eine andere Art von Disziplin als das natürliche Jäger-Sammlerdasein.

Bei der Sache bleiben, sich nicht ablenken lassen. Das sind Lernschritte, die man hier machen muss, insbesondere für die Führung von Teams. Wenn man jemanden

abkommandiert zu einer neuen, anderen Aufgabe, lässt der Betreffende meist alles fallen, liegen und vergisst, wofür er eigentlich zuständig war. Er denkt nämlich, dass sein Chef schon weiss, was er macht und dass dieser in Kauf nimmt, dass die Aufgaben, die er eigentlich erledigen sollte, jetzt nicht mehr gemacht werden. Meist ist sich das der Chef aber gar nicht bewusst, weil er selber keinen Überblick hat, der nötig wäre, um viele Aufgaben gleichzeitig zu erfüllen. Er kalkuliert oft nicht ein, wenn er jemanden von seiner ursprünglichen Arbeit abkommandiert, was dabei verloren und vergessen gehen könnte. Multitasking ist ja auch für uns, sogenannte «Gebildete» und sogenannt»Zivilisierte«, ein Problem. Es ist eine Täuschung zu meinen, wir könnten gleichzeitig verschiedene Dinge tun. Wir können als Einzelpersonen verschiedene Dinge nur nacheinander tun, in einer Abfolge, müssen also nach einer Prioritätsliste arbeiten oder die Arbeiten in kleine Schritte aufteilen, die man in Portionen abarbeitet. Dazu braucht es eine ausgeklügelte Arbeitsplanung, falls die Abläufe nicht als alltägliche Verrichtungen gleichsam kalendarisch ritualisiert sind. Ich persönlich führe bei einem neuen Projekt einen Arbeitskalender. Auf Reisen schreibe ich die Themen und Teilschritte des Projektes auf kleine Post-it Zettelchen und klebe diese in kalendarischer Reihenfolge, immer sichtbar, an eine Zimmerwand, meist da wo ich auch

meinen Computer aufstelle. Mit anderen Worten: Arbeitsplanung in dieser Form bedarf der Schrift. Neue, wechselnde Jobs kann ich nicht im Kopf aufbewahren. Ausserdem ändert sich während der Arbeit auch der Arbeitsplan. Er wird angepasst, Zettelchen werden umgeklebt, neue hinzugefügt. Wie immer man das macht, eine Visualisierung ist hilfreich. Das fehlt hier vollkommen. Viele der Arbeiter können nicht Lesen und Schreiben. Die Arbeit wird verteilt, indem der Chef mit seinen Arbeitern bespricht, was es zu tun gibt. Dies erklärt auch teilweise meinen Frust, dass man sich nicht an Pläne hält. Zuerst gilt eben das, was der Chef sagt. Wenn dieser den Plan nicht liest, oder ihn spontan neu erfindet, weil er ihn vergessen oder verlegt hat oder meint, es selber viel besser zu machen als geplant, gibt es diese unsäglichen «Verbesserungen», die Projekte in Frage stellen und unnötige Kosten und Verschwendungen von Arbeitskraft verursachen. Diese Analyse allein nützt aber nichts. Man muss den Druck der lokalen Bedingungen kennen, die Gewohnheiten der Menschen, ihre kulturelle Herkunft und ihre epigenetischen Prägungen von Arbeit für andere, um diese zu verstehen. Die Erfahrung, die wir Europäer und die Nordamerikaner nach dem zweiten Weltkrieg gemacht haben, dass Arbeit und Fleiss zu Wohlstand führen, stimmt so für Afrika nicht.

Unser normaler Reflex auf negative Erfahrungen mit Arbeitsleistungen besteht darin, die Kontrolle zu erhöhen: «Vertrauen ist gut. Kontrolle ist besser», eines dieser elenden Lügensprichwörter in derselben Dummchen-Kategorie von Kurzschluss-Phrasen wie «Zeit ist Geld» oder «Wissen ist Macht», oder von mir aus auch «Kunst=Kapital». Das Problem der Kontrolle ist, dass man mit der Erhöhung der Kontrolle den emanzipativen Lerneffekt abwürgt und dass am Schluss alles nur noch getan wird, um der Kontrolle zu genügen und gar keine Einsicht entstehen kann in den Prozess und die Sache selber, mit der man es zu tun hat. Kontrolle führt zu einer sklavischen Einstellung. Um auf Augenhöhe mit Menschen zusammen zu arbeiten braucht man Anleitung und Begleitung zum Verständnis der Sache, mit der man es zu tun hat. Man muss Freiraum lassen, damit sich dieses Verständnis im eigenen Tun setzen und darin entfalten kann. Früher hiess dies Initiierung, indem ein Lehrling seinem Meister folgt. In der Schweiz ist es das erfolgreiche Berufsmodell der Lehrlingsausbildung in der konkreten Arbeitsrealität. Die Schule hingegen, auch die Hochschulausbildung hat in dieser Hinsicht komplett versagt. Es geht nur noch um Pauckerei und Kontrolle, und um Bologna- oder Cumulus Punkte, die man für sein Diplom erreichen muss. Aber vielleicht steckt dahinter sogar eine Absicht. Man will keine Mitarbeiter auf Augenhöhe.

Man will urbane, abhängige Sklaven und Soldaten, Kanonenfutter für Wirtschaftskriege.

Gerade jetzt kommt Dorcas rein, die 11-jährige Küchenhilfe von Jolie und bringt zwei Brötchen. Sie spricht kein Französisch, nur Kikongo, ein sehr schüchternes, stilles Mädchen mit grossen Augen und einem weichen, sanften, federnden Gang, wie wenn sie barfuss über Moos ginge.

Endlich ist auch der Möbelschreiner und sind hunderte, schon gehobelte Bretter angekommen, dazu zehn Kilogramm Schrauben, um die 40 Schulbänke für Nzuma zusammen zu bauen. Der Schreiner stammt aus Equateur, das ist die völlig tropisch bewaldete Gegend des Kongo, wo es in unserem Sinne keine Strassen gibt. Augustin berichtet, dass er dort einst eingeladen war, um ein Seminar zu halten und er stundenlang mit einem Motard unterwegs war. Als es Nacht wurde im Dschungel, suchten die Beiden eine Bleibe, um zu übernachten. Aber in dieser Gegend ist es Sitte, dass man Gäste nur aufnimmt, wenn sie am Tag ankommen. Der einzige Ort, wo sich die beiden Reisenden bei Dunkelheit noch melden durften, war der Dorfchef. Also fragte man wo dieser wohne. Aber überall, wo man sie hinschickte, fand man keinen Dorfchef, weil man schlicht nicht wollte, dass die beiden da über-

nachten. Schliesslich sah Augustin im Scheinwerferlicht des Motorrades, zwischen den Bäumen, eine Hütte mit einem blauen Blechdach. Vermutlich lebt da ein etwas modernerer Mann, schätzte Augustin und klopfte an. Glücklicherweise öffnete ein Lehrer, der sofort das Anamed T-Shirt, das Augustin trug, erkannte und fragte, ob er der Seminarleiter sei. Er hätte nämlich gehört von dem Seminar. Im Haus des Lehrers konnten die Reisenden am Boden auf einer Matte übernachten. Um vier Uhr in der Früh standen sie auf, um weiterzufahren, nochmals stundenlang. Das sind die Bedingungen, unter denen hier Veranstaltungen zur traditionellen Medizin stattfinden.

Der Schreiner hatte dieser Erzählung schweigend und manchmal nickend und schmunzelnd zugehört, während er eine Bank zusammen schraubte. Er muss die ganze Nacht durcharbeiten, denn Morgen Montag will Augustin die Bänke nach Nzuma bringen. Ausserdem will er unbedingt, dass ich ein kleines Video mache von der Inauguration der Bänke mit den hunderten Schülern der Schule. Das wird am Dienstag früh sein. Anschliessend müssen wir gleich nach Kinshasa losfahren. Das Baignoire werden wir nicht eröffnen können. Morgen werden ich die Pumpe im Fischbassin testen, Nseka wird die Aufgabe erhalten, später die Pumpe zu installieren, sobald genug sauberes Wasser im Staubecken des Baignoires ist.

In der Briquetterie, wo der Schreiner arbeitet, gibt es kein Licht. Augustin wird ihm die Powerbankleuchte bringen, die ich ihm das letzte Mal geschenkt habe, gross und schwer wie ein Backstein, mit einem 200 Watt-Batteriepack. Das wird problemlos bis am morgen leuchten. Hoffentlich. Nun muss Augustin nur noch etwas zu essen organisieren, damit der Schreiner und sein Geselle, der gerade daran ist, die fertigen Bänke zu schmirgeln und mit einer Art Petrolfarbe zu lackieren, nicht verhungern und verdursten.

Augustin nimmt, wie schon gestern abend, eine Schmerztablette Dolipran 1000 und dazu eine meiner Vitamin C Tabletten. Jolie hat eine wunderbares Kohlgericht zubereitet. Der Chef des Hilfswerks von Kinsahsa schreibt, dass er am Mittwoch nach Kisangani fliege. Er wolle aber schauen, dass er den Flug verschieben kann auf Donnerstag, damit er am Meeting mit dem Schweizer Botschafter um 14 Uhr dabei sein kann. Nach dem endlosen Hin und Her in diesem unerträglichen Kommandierton aus Bern hat Augustin die Nase gestrichen voll. Er will die Dinge jetzt auf den Tisch legen. Wenn nicht endlich eingelenkt wird auf eine vernünftige Zusammenarbeit auf Augenhöhe, schmeisst er das Projekt hin.

Montag, 9.10. 2023

Stark bewölkt. Von Süden her naht aus der Ferne eine bedrohlich schwarze, tief am Boden hängende Wolkenwand, die sicher Regen bringt. Um sieben Uhr ist die Gewitterfront, die alles verdunkelt, als ob es gleich wieder Nacht werden will, in Kilueka angekommen. Es setzen heftige Fallwinde ein. In den Gedärmen des Gewölks beginnt es zu donnern und rumpeln. Das wird unsere Tagesplanung durcheinander bringen. Regen setzt ein. Er ist willkommen. Es klatscht und plätschert von den Dächern. Das Trommeln der schweren Tropfen auf den Blechdächern erzeugt ein sandiges Klopfen, wie unter einem starken Wasserfall. Merveille und Douchie flüchten lachend, mit leeren Mehlsäcken als Regenschutz über dem Kopf zusammenhaltend, in die Batitec, um die Samias zu ernten, die sich auf das Einspinnen in den Seidenkokon vorbereiten. Man erkennt es an der gelben Verfärbung der Raupen und daran dass sie aufhören zu fressen und unruhig umher kriechen. Sie werden zu Gruppen von etwas 50 Stück in Plastikkörbe gegeben, worin sie sich innerhalb von 24 Stunden einspinnen. Ich habe Augustin gesagt, dass ich ein Dutzend der Kokons in die Schweiz mitnehmen möchte, um von den Faltern Präparate zu machen und gute Fotos für unser nächstes Buch. Ein Freund von mir ist

ein Fachmann für Fotostacking, das heisst für superscharfe Makroaufnahmen von Insekten. Ich werde ihn bitten, ein paar spektakuläre Aufnahmen unseres Lukaja Strains von *Samia ricini* auszutüfteln.

Nach einer halben Stunde lässt der Regen etwas nach. Die schwarze Wolkenwalze rollt weiter. Von mir aus kann der Regenschauer länger dauern, damit sich das Wasser des Baignoires klärt und auffrischt. Andererseits müssen wir daran denken, dass wir morgen nach Kinshasa fahren wollen. Wenn es stark regnet, ist die Schlamm piste der RN16 unpassierbar, seifig, glitschig, lehmig, voll tiefer Wasserrinnen, gefährlichen Löchern, überall von grossen, schlammigen Seen unterbrochen, deren Tiefe nicht abzuschätzen ist und deren Durchfahrt ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang.

Augustin wiegt die Samias. Er will wissen, ob diejenigen Raupen, die mit Rizinus aufgezogen wurden, ein anderes Gewicht haben, als diejenigen Raupen, die mit Maniokblättern gefüttert wurden. Der Durchschnitt von fünfzig Raupen vor dem Einspinnen des Kokons beträgt für die mit Rizinus gefütterten Raupen 4,36 Gramm, mit einer Variabilität von 3.9 bis 5.05 Gramm.

Für die Raupen mit Maniok: 4.5 Gramm in Durch-

schnitt mit einer Variabilität von 3.7 bis 5.4 Gramm. Die rein weisse Variante von denen wir zehn Raupen wogen, hatten ein durchschnittliches Gewicht von 4.77 Gramm, mit einer Variabilität von 4.05 bis 5.5 Gramm. Diese Zahlen belegen, dass die Aufzucht mit Maniok kein signifikanter Unterschied macht zu Rizinus. Allerdings hat sich gezeigt, dass für den Schlupf der winzigen Raupen aus dem Ei und für die ersten zwei fragilen Raupenstadien die Fütterung mit Rizinus offenbar einen besseren Lebensstart der Tiere ermöglicht. Das können wir als Erfahrungswert unseren Züchtern weiter geben.

Für mich sind diese Zahlen ein Zeichen für eine gelungene Aufzucht. Man sieht es den Raupen an. Sie sind vital, mit einem kompakten, straffen, angespannten Körper, nicht weich und fluffy, wie oft kränkelnde Raupen sind. Sie haben eine frische, leuchtende Farbe, sind sauber und aktiv. Bei der Abgabe des Darminhalts sieht man viel Flüssigkeit. Es bedeutet, dass die Raupen mit der Nahrung genügend Wasser erhalten haben. Raupen speichern nämlich für trockene Zeiten Flüssigkeit im Körper. Vor der Herstellung des Kokons geben sie dann mit den Resten von Futter auch alle überschüssige Flüssigkeit ab, weil sie nicht im Inneren des sauberen Seidenkokons mit Ausscheidungen ihr Haus beschmutzen wollen.

Wir öffnen die Ventile des Tilapienbeckens und lassen das Wasser ablaufen. Es rauscht über einen Kanal ins Tal und füllt dort die Teiche, die für die Katzenwelse vorbereitet sind. Das sind über hundert Kubikmeter und es dauert mehr als eine Stunde, dann beginnt das Abfischen der hunderten Jungfische und der grösseren Männchen und Weibchen. Ein dutzend Arbeiter und einige Kinder sitzen am Rand des Beckens und schauen zu wie Nico und Lolo im Schlamm am Boden des Beckens mit zwei Netzen den Fischen nachjagen. Ein Gaudium für alle, während es weiter regnet. Mehrere Kübel mit Alevins verteilen wir danach in den Gewässern der Umgebung. Fünf schöne Paare kommen in die drei Rundbecken und die beiden Aquarien. Der Rest der grösseren Fische, es sind gegen fünf Kilogramm, wird an die Arbeiter von Songa Nzila verteilt. Laurent, der Vorarbeiter übernimmt diese Verteilungsaufgabe, zusammen mit Guelord. Ich ziehe mich zurück, wasche meine Kleider und hänge sie gleich auf, weil sie morgen trocken sein müssen, wenn wir zuerst nach Nzuma und dann nach Kinshasa fahren.

Erntetag auch bei den Raupen. Knapp 1000 Stück sind heute bereit für die Verpuppung. Das sind circa fünf Kilogramm. Insgesamt wollen wir 2000 Kokons haben für

die nächste Generation Das ergibt mit schätzungsweise 1000 Weibchen mehr als 100'000 Eier! Damit produziert man in 40 Tagen rund eine halbe Tonne bester Nahrung. Aber man benötigt auch etwa 10 Tonnen frische Blätter dafür. Eine Heidenarbeit, vor allem in der letzten Woche der Aufzucht. Die Raupen fressen dann im fünften Raupenkleid 80 Prozent der gesamten Futtermenge, die sie zu sich nehmen. Täglich müssen dann mehr als eine Tonne Blätter herbeigeschafft und auf den Zuchtbetten verteilt werden. Die Raupen sind wie eine sehr gefräßige Kuh, die innerhalb von 40 Tagen von Null auf eine halbe Tonne anwächst. Ein Zuwachs von durchschnittlich 12,5 Kilo pro Tag! Im Unterschied zu einer Kuh oder einem Schwein gibt es aber beim Schlachten keine Abfälle, kein Fell, keine Knochen, keine Hörner, Hufe, keine unbrauchbare Organe, keine Sehnen, Knorpel usw. Die Körpermasse der Raupe kann zu hundert Prozent als Nahrung genutzt werden mit Ausnahme von einem Prozent Chitin der Aussenhaut.

Eine zweite Ladung mit Schulbänken wird nach Nzuma geliefert. Merveille, Douchie und Therese ernten viele weitere Raupen. Sie werden an die Arbeiter des Mbinzo Projektes verteilt. Es gibt überall heute ein Festessen. Ich freu mich mit. Es gibt nichts Motivierenderes als die Ernte von harter Arbeit im Garten der Natur. Eine Mischung

von Genuss, Freude, Stolz und Dankbarkeit, nicht allein gefeiert, sondern unter dem gemeinsamen Himmelsdach, mit Familie, Freunden, Nachbarn, Kollegen, Partnern, Gästen. Das passt zur Wetterlage, denn die Regenzeit ist hier Synonym für Reichtum. Das Füllhorn der Natur beschenkt die Welt.

Dienstag, 10.10.2023

Morgengedanken, nachdem mein Koffer gepackt ist: Heraklit: «Es gibt kein Recht, etwas zu glauben.» Dieser Satz beschäftigt mich immer wieder. Was bedeutet das? Aus dem Glauben kann man kein Recht ableiten. Es gibt kein Glaubensrecht. Religionsfreiheit ist etwas anderes und bedeutet nur, das jeder glauben darf, was er will. Dennoch aber kann niemand aus seinem Glauben ein Recht ableiten. Weil der Glaube keine physische Grundlage hat. Nehmen wir als Vergleich das Recht auf Unversehrtheit des Körpers. Gegenstand ist der physische Körper des Menschen. Das Recht bestimmt, dass der Mensch sich selber gehört. Die Trennung von Körper und Seele ist aufgehoben, die Leibeigenschaft abgeschafft. Niemand darf ohne seine ausdrückliche, freie Einwilligung die Physis eines Menschen benutzen, eine Errungenschaft der Aufklärung, die zum modernen Staat und zur modernen Demokratie führte. Heute schwer und gefährlich in Frage ge-

stellt durch barbarische Übergriffe wie Impfpflichten, WHO-Verträge usw., die eigentlich nichts anders bezwecken als die Wiedereinführung der Leibeigenschaft. Der Körper des transhumanistischen Bürgers gehört dem Staat, der WHO oder Pharmaindustrie, die damit machen dürfen, was sie wollen. Wer sich wehrt, der ist, wie bei den Nazis im 2. Weltkrieg, ein Querdenker, ein verdammter Jude, ein nutzloser Behinderter oder Schwuler, die alle entsorgt werden sollen, zur Aufrechterhaltung der «Volksgesundheit». So weit sind wir heute leider wieder. Aber das sehen eben nur die, die Augen haben.

Oder nehmen wir das Recht auf freie Meinungsäußerung. Man darf die eigene Meinung kund tun, äussern, also physisch verbreiten. Diese physische Verbreitung der eigenen Meinung ist geschützt durch das Recht. Niemand darf sie verbieten oder einschränken, solange sie keine anderen Rechte und Gesetze verletzt oder zu ihrer Verletzung aufruft. Recht auf Nahrung, Recht auf Bildung, Versammlungsgrecht, Recht auf Privatsphäre, Schutzrechte vor Willkür des Staates usw. Diese Rechte haben alle physische Grundlagen. Es leiten sich daraus materielle Rechtsansprüche ab, die für alle im Staat gleich sind. Gesetzlich geschützte Ansprüche. Die Religionsfreiheit schränkt die Menschenrechte nicht ein. Glauben darf jeder, was er will. Es entstehen dadurch keine Rechtsansprüche, die das Ge-

setz in Frage stellen oder relativieren. In den modernen Demokratien ist dies garantiert durch die Trennung von Staat und Kirche. Auch die Kirche muss sich in einem Staat den säkularen Gesetzen des Staates unterstellen. Das gilt selbstredend für eine Theokratie nicht, in welcher der selbstlegitimierte Klerus über dem säkularen Staats-Recht steht, respektive der Klerus Recht spricht nach ganz anderen Gesetzbüchern, der Bibel, der Scharia, usw. Dann gibt es aber noch andere Glaubensformen, die nicht direkt religiös im Sinne von Transzendenz sind, sondern idealistisch-materialistisch. Der Glaube an bestimmte, heilsbringende Staatsideen sind da die religiösen Prinzipien: Sozialismus, Umweltismus, Klimaschutzismus, Nationalismus, Faschismus, Kommunismus, Liberalismus, Kapitalismus, Anarchismus, Faschismus, Konservatismus usw. Solche Glaubenskriege werden im pluralistischen Systemen meist in Form von Parteien und Wahlen veranstaltet, bei denen im Grunde genommen Glaubenskompromisse ausgehandelt werden. Meist unter massiver Propaganda aller Seiten. Auch der Demokratismus gehört zu den idealistischen Glaubensmodellen. Demokratisten sind die, die daran glauben, das Volk könne einen Staat regieren als Souverän. Im Unterschied zu den Monarchismus, die glauben, das Beste für eine Staat sei ein König mit absoluter Regierungsgewalt, a la Karl der Grosse. Aus dem Glauben

aber entsteht kein Recht. Ist es das, was Heraklits Ausspruch sagen will? Aus dem Glauben an eine Partei eine Staatsform, eine Religion, an einen Gott, oder einen Teufel oder an das Spaghettimonster entsteht kein Recht. Weil der Glaube keine physische Grundlage hat, drängt es viele rechthaberische Gläubige dazu, ihren Glauben physisch machen zu wollen, Pyramiden zu bauen, Kriege zu führen gegen Heiden, Jersuaem zu erobern, Efesus und Patmos, andere Tempel und Statuen und «Götzen» zu zerstören, Andersgläubige und Ketzer zu verbrennen usw. Glaubensunsicherheit und spirituelle Zweifel werden in Kirchtürmen und Minaretten und Tempeln zum Symptom eines seelischen Aussatzes, zu spirituellen Pubertätspickeln. Es sieht dann mit der Errichtung von beeindruckenden, glänzenden und sauteuren goldenen Kälbern so aus, als gäbe es doch eine physische Grundlage für den «rechten» Glauben. Vielen reicht der Glaube an solche Kirchenkonstrukte lebenslang.

Die Schulbänke für Nzuma sind nicht fertig geworden. Um 8 Uhr wollte man losfahren Ich bin seit 7 Uhr bereit. Jetzt ist es nach 9 Uhr. Man wartet noch immer. Es riecht in Kilueka nach Regen. Augustin will nicht im Toyota nach Nzuma fahren, weil es viel Schlamm und tiefe Wasserlöcher in der Piste hat. Er befürchtet, dass man von den Weg-

schlünden verschluckt wird oder in den Gedärmen der unberechenbaren Dreckschlangenspur stecken bleibt, wie auch schon. Aber so, wie wir jetzt unterwegs sind, werden wir erst gegen Mittag in Nzuma und wird es Nacht sein, wenn wir in Kinshasa ankommen. Augustin will unbedingt, dass ich ein Video mache darüber wie die 40 neuen Schulbänke übergeben und in den Schulzimmern eingerichtet werden.

Endlich sind die letzten Bänke aufgeladen. Bevor wir abfahren gibt es noch eine längere Diskussion mit dem Menuisier. Es geht um Geld. Er verlangt 100 Dollar für die Rückreise. Augustin ist sauer. Er beschimpft den Mann nicht direkt, aber so wie ich ihn kenne, hält er den Mann für einen ausgekochten Betrüger, infamen Lügner, Beschleisser, einen typischen Menschen aus Equateur. Der Tribalismus ist hier ausgeprägt. Solche Rassismen in einem Land mit 200 Ethnien sind noch etwas komplexer als wenn es nur schwarz, weiss, oder noch gelb gibt. Auch in der Schweiz gibt es solche Kantonsrassismen. Der Mann aus Equateur hat, schimpft Augustin, 29 Pakete Schrauben verlangt für die Bänke. Augustin hat ausgerechnet dass er nur 16 braucht. Den Rest hätte er eingesteckt und wohl verkauft, um nochmals 100 Dollars dazu zu verdienen. So geht das hier.

Der Ablad der Bänke in Nzuma, etwa eine Autostunde südlich von Kilueka, ist ein lokales Weltereignis. Hunderte Schüler rennen und turnen und springen und jauchzen und schreien in aufwirbenden Staubwolken umher und tragen die Bänke so, wie Ameisen eine Brotkrume tragen, zu zehnt zu ihrem Klassenzimmern, schmeissen die Balken und Wracks der alten Bänke raus. Wow! Das sieht ja jetzt fast wieder wie ein Schulzimmer aus, und nicht wie das Verliess eines Gruppengefängnisses. Ich mache meine Filmaufnahmen und die Fotos.

Dann Rückfahrt nach Kilueka. Wieder eine Stunde. Anschliessend Abfahrt mit dem Toyota nach Kinshasa. Guelord und Nseka kommen mit. Wir klemmen zu dritt auf dem Rücksitz. Bis Kisantu werden sämtliche Gelenke gelockert, ausgerenkt und wieder eingerenkt. Vor Kisantu versperrt ein Beerdingungszug die Staubpiste. Zuvordest wird ein weisser Sarg getragen. Danach über die N1. Die Hauptverkehrsader zwischen Matadi und Kinshasa, eine Strasse mit Gegenverkehr. Rauf und runter, kurvig, mit hunderten überladener, schleichender Vehikel, die nicht mehr als 10kmh fahren und von ihren eigenen, schwarzen, schwefligen Rauchwolken überholt werden. Viele Poidlourds schleppen meterhohe Türme von Säcken von Holzkohle, andere Zementsäcke, Container. Der Strasse entlang liegen Wracks

von verunfallten Lastwagen, ausgebrannte Busse und zerquetschte Autos im Gras zwischen Bambushainen oder unter den Brücken in den Bächen, dazwischen prangen Plakate von aufgedunsenen Fettgesichtern von Politikern. Christian fährt. Ich hätte keine Nerven hier Auto zu fahren. Alle Trucks sind zuoberst mit einem Schlagrahm von Passagiere dekoriert. Hunderte Kirchen säumen die Straße, neo-apostolische Baracken, Kimpanguisten, Tocoisten, Zeugen und Heilige von Irgendwas. Dann Pinkelpause für Augustin. Wir werden überholt von Lastwagen, die wir schon überholt haben. Jetzt also nochmals. Hügel für Hügel überwuchernd breiten sich Städte aus ins Hinterland. Millionen von Hütten ohne Zonenpläne, ohne Baubewilligungen, ohne Strom, ohne Wasser, ohne Kanalisation, ohne Zufahrt.

Am Strassenzoll von Kasangulu. Nur ein Schalter von dreien ist offen, hunderte Lastwagen glühen in der Bruthitze des kilometerlangen Staus. Ich kaufe von den Kindern, die sofort in Scharen zu den Autofenstern spurten, ein XXL-Energydrink und zwei Tüten mit Bananenchips. Eine davon gebe ich an Guelord. Er nimmt, beginnt zu essen, teilt nicht mit Nseka, der neben ihm sitzt. Kein Danke. Daran muss man sich zuerst gewöhnen.

Danach endlose Friedhofshügel mit Festhütten für die

Deuils. Alle Gottesäcker sind dicht besetzt mit Gräbern wie parkierte Marmorsteine auf dem Gelände eines Festivals des Todes. Hübsch angeschriebene Eingänge: «Nouvelle Cite 2», eingehagt mit kunstvollen, schmiedeisernen Zäunen. «Chemin de paradis», das Friedhofsanmeldebüro ist 24 Stunden geöffnet. «Derniere demeure», «Cimetiere Lotus». Dann die «Nouvelle Cite 1». Diese Totenstadt ist schon voll bewohnt. Dazwischen wieder Unmassen von Kirchen «Elise ecriture de Dieu», «Center evangelique Vie nouvelle», ein Kirchenguru preist auf einem Plakat seine Predigten unter dem Motto an: «100% Jesus». Eine Autogarage mit dem Namen «Psalm 121». Ueberall «Programmes cultes», lackierte Priester. «Assemblee de Saints de Sion», «Paroisse Nouvelle Jerusalem». Die Strasse ist halbseitig aufgerissen, Stau und Raserei gleichzeitig. Man wünscht sich, das Rad wäre nie erfunden worden. Die Strasse im neuen Jerusalem liegt im Koma. Ein heiliger Bagger versperrt eine Spur. Regenwasserkanäle in Sion werden erneuert. Der Stau hört nicht mehr auf. Einige Busfahrer drehen durch und überholen, um von einem entgegenkommenden Zementlastwagen angehupt wieder vorne reinzudrücken. Im Auto ist es eng und feucht und heiß. Der Arm von Guelord klebt an meinem. Alle schweigen. Auch links quetschen sich Kreuzfahrer mit ihren Karossen vorbei. Wenn man jetzt schlafen könnte, hätte man gewonnen.

Die Dreistigkeit mit der auch links Autos vorbei zwängen ist unerträglich. Es wird mit den heiligen Trompeten des Gehupes geantwortet. Niemand aber schimpft. Alle staunen bloss darüber, was die Heiligen von Zion und Babylon und die letzten Zeugen von Niniveh, Sodom und Gomorrah hier veranstalten. Jeder weiss: Jeder der vorbeidrückt links und rechts, kostet einen noch fünf zusätzliche Minuten Warterei, weil er nämlich vorne ein Chaos verursacht beim Reindrücken, um dem Gegenverkehr aus dem Weg zu gehen. Man versteht erstens: Warum Leute von hier auswandern. Zweitens: Dass eine Verstopfung im Darm ein echtes Problem sein kann.

Die Aussicht beim Warten im Stau kann man sich nicht ameisig und bunt genug vorstellen: Auf Tüchern am Boden, zu beiden Seiten der Strasse, bis da, wo die Abdrücke der abgelaufenen Pneus der Containermonsterlastwagen im Dreck zu sehen sind, kann man alles kaufen:

Zwiebeln, Unterhosen, Schulranzen, geräucherten Fisch, Plastikbecher, Gurken, Tomaten, Seife, Sandalen, PiriPiri, Bananen, Brot, Perücken, Uhren, Kohl, Pneus, Batterien, Holzkohle, Lotterielose, Eier, Büstenhalter, Popcorn, Gurkenschwämme, Wasser in Beuteln, noch mehr Tomaten, Süsskartoffeln, Schirme, Trainerhosen, Knoblauch, Schulhefte, Pouletstücke, Maniokblätter, Nähfaden, Ponte noire (Rapsgemüse), Erdnüsse ganz gerös-

tet, Zauberzeugs für Fetische und Medizin, Baseballmützen, noch mehr Zwiebeln, Salzfisch, Vorhängeschlösser, Papayas, Brillen, Schnaps, Jeans, noch mehr Büstenhalter, grosse Grössen, Bohnen, Polstermöbel, Chiquang, Hemden, Zigaretten, Nagellack, Zahnpaste, Avocados, Schleckzeug, Turnschuhe, Entschuldigung: Snikers, grüne Mangos, Socken aus 100% Polyester, Fufumehl, Kaffee, offen gemahlen, Bisquits, Vorhänge, Krücken, Besen, Schraubenschlüssel, Zaubürsten, Kugelschreiber, Erdnüsse geschält in Plastiksäcklein, WC-Papier, Sternfrucht, Würste, Schmuck aus vergoldetem Plastik, Kokosnüsse, Raupen, Paprikaschoten, Auberginen, Trockenfisch, Mfumbua (Dschungelgemüse), Palmwein, Autotüren und Äpfel, heilige Aepfel aus dem Garten Eden der letzte Zeugen des Heiligen Bimbam des Berges Sinai. Es ist als führe eine apokalyptische Autobahn ohne Planken und ohne Verkehrsregeln mitten durch einen randvoll bevölkerten Markt. Es ist ein Wunder dass es nicht mehr Verletzte und Tote gibt, wahrscheinlich wegen den vielen Gebeten in den Kirchen, wegen den Ararat-Noah-Heiligen und Ezechiel-Erlösungs-Engeln und weil wahrscheinlich gar niemand merkt, wenn einer am Abend fehlt.

Nseka steigt aus. Jetzt kann ich die Beine etwas bewegen Sie sind noch da. Bravo. Um 18 Uhr sind wir im Hotel. Zimer 812. Runtergekühlt wie ein Kühlhaus, Toilette

ohne Klobrille, kein Wasser, aber dafür ein Frottiertuch,
hart und steif wie ein Brett. 18.30 Augustin geht müde
nach hause.

Mittwoch 11.10.2023

Um 14 Uhr. Meeting mit dem Schweizer Botschafter S. Die Umgebung der Botschaft, das ist auf einem Hügel in Kinshasa, wo sich gleich neben dem Botschaftsgelände der Schweiz eine der Villas des Ex-Präsidenten Kabila befindet. Alles ist mit Uniformierten übervölkert, Polizei und Militär. Soldaten stehen in der Strassenmitte, Fuchteln mit Armen und winken hektisch. Blanke Nerven. Es scheint ein wichtiges Meeting im Hote Fleuve Kongo zu geben. Oder man tut jedenfalls wichtig. Überall schwarze Limousinen mit verdunkelten Scheiben.

Das Gespräch mit S. , einem waschechten Rumantsch, ist sehr angenehm und freundschaftlich. Augustin und ich berichten vom Projekt der Buchpräsentation, das der Botschafter machen will und danach unterbreiten wir ihm, weil wir dazu eingeladen wurden, einen Vorschlag für ein Mikroprojekt zur Pilzzucht mit Savannengräsern. Der Leiter unseres Hilfswerkes des Territoire M. hat sich entschuldigt. Er sei in Kisangani. Sein designerter Ersatzmann sei Mu., der Projektleiter unseres Projektes. Dieser lässt sich aber auch entschuldigen, er sei krank. Er schicke jemand anderen, ohne Namensangabe. Der Mann ist aber um 14 Uhr nicht da. Er kommt erst um 14.30. Es ist auch ein Major Du., der von unserem Projekt keinen blas-

sen Dunst hat, weder vom Buch noch vom Projekt etwas mitbekommen hat. Es ist richtig peinlich. Botschafter S. hat sofort begriffen. Als wir darauf hinweisen, dass die Kommandos für den Partnerschaftsvertrag, der noch immer nicht Augenhöhe da ist und die Kommandos für das Projekt alle aus Bern kommen und auch die Spenden aus der Schweiz kommen und ich darauf hinweise, dass ich befürchte, dass Spendengelder aus der Schweiz veruntreut werden, weil sie bei dem versprochenen Projekt nicht ankommen, hört S. sehr interessiert zu, ohne sich allerdings, wie es sich für Diplomaten gehört, direkt in irgendeiner Weise zu exponieren. Schliesslich aber sagt er, dass er Augustin empfehle und ausdrücklich darum bitte, direkt mit J. in Bern Kontakt aufzunehmen und so eine Lösung zu suchen. Es ist genau das, was mir Augustin selber vor drei Tagen vorgeschlagen hat.

Nach dem Botschaftsbesuch sprechen wir im Hotel «Pour vous» nochmals über die Sitzung. Wir müssen nüchtern feststellen, dass wir auch auf den lokalen Hilfswerkchef M. und auf seinen Projektbüroleiter Mu. in Kinshasa nicht wirklich zählen können. Das Geld für den sogenannten «Projektmanager», insgesamt 30000 Dollars, soll doch an jemanden in ihren Reihen gehen. Diese Leute werden uns also sicher nicht helfen, ihre 30000 Dollars zu verlieren.

Deshalb versucht man nun, sich aus der Sache raus zu halten, lässt ich entschuldigen und schickt einen ahnungslosen, völlig inkompeteten Soldaten, der von nichts etwas weiss und deshalb auch nichts ausplappern kann. Botschafter S. hat sofort verstanden, was läuft. Augustin schreibt umgehend an J. in Bern. Er teilt ihm mit, dass seine Excellenz der Botschafter der Schweiz in Kinshasa, Monsieur S., ihn, Augustin, ausdrücklich gebeten habe mit ihm, J., persönlich Kontakt aufzunehmen, um die anstehenden Probleme zu lösen. Nun kann sich J. nicht mehr hinter seiner Vorzimmerdame S. verstecken, die er vorgeschoben hat, um uns diese völlig inakzeptablen Vorschläge zum Partenariat unterzujubeln, die er aus der Hinterstube heraus diktiert hat. Der Botschafter der Schweiz will nun wissen, ob das Geld der Schweizer ankommt da, wo man es den Donatoren versprochen hat. Der Zeigefinger zeigt auf J. Er muss sich nun zeigen.

Augustin geht um 17 Uhr. Ich möchte noch etwas essen. Vielleicht hat es noch etwas Poulet und eine Flasche Wasser. Das Wetter ist klar und wolkenlos. Ich sitze im Innenhof des Hotels Pour vous an einem roten Plastik-tisch unter einem braunen Schirm. Eine TV Antenne ragt in den Himmel, wo die Schwalben kreisen, und wo eine Satellitenschüssel von Elsat in die Sterne guckt, El = Elohim = Gott, Sat = Satan = Teufel. Für viele Medien dürf-

te diese Lesung des Markennamens zutreffen. Aber es hängt von uns ab, was empfangen wird.

Donnerstag 12.10.2023

Stromausfall bis 24 h. Noch immer kein Wasser im Hotel. Die Pumpe sei kaputt, sagt man. Am Morgen bitte ich darum, mir einen Kübel Wasser zu bringen, um die Toilette zu spülen. Das Wetter ist sonnig. In der Nacht habe ich eine Mücke totgeschlagen. Sie hinterlässt eine hässliche Blutspur auf dem fleckigen Bettlaken.

Freitag 13.10.2023

Stromausfall bis 24 h. Erneut Stromausfall ab 9h. Noch immer kein Wasser im Hotel.

Rückflug 14.10. 2023

Viel Chaos wie immer im N`Djili Airport von Kinshasa. Geröllartige Schlange vor der Handdurchsuchung des Gepäcks. Man will wissen, was die zehn Säcke mit "Aqua-fit" in meinem Koffer sind. Ich sage, es sei Wasseroptimierer für tropische Fische. Eine Fachfrau wird gerufen. Eine junge, gepflegte respektvolle Dame. Sie ist zuständig, wie

sie mir erklärt, für Pflanzen und Tiere. Ich erkläre ihr genau, worum es geht. Sie fragt, ob ich ein Dokument habe. Ich antworte, dass ich keins brauche. Es sei weder Nahrung noch Medizin. Es seien einfach Blätter für die Verbesserung des Wassers tropischer Süßwasserfische aus den Habitaten des Kongoflusses z.B. Polyphenole. Tee. Französische Härte. Usw. Sie versteht es, bleibt defensiv und anständig. Zuerst lässt sie mich zehn Minuten warten in ihrem mit Gepäck und Säcken vollgestopften Büro, wo auch zwischen beschlagnahmtem Gerümpel einige Männer und Frauen dösen. Die Dame kommt zurück. Ich könne gehen. Das nächste Mal solle ich aber ein Dokument machen lassen. Wo denn? "Na, bei mir," sagt sie, "Hier?" Aha, denke ich. Noch ein Büro, das sein Salär selber ergaunert. Was sie denn in diesem Dokument schreiben werde, frage ich. Aber da weiss sie auch nicht weiter. Ich könne jetzt gehen. Sie tut mir leid. Bei der nächsten Lieferung werden wir es genau so machen. Wir holen für Aquafit ein Dokument. Die Kontrolleure haben Null Ahnung, wie sie bestimmen können, was da drin ist. So stümperhaft sind 99% der Kontrollen, reine Arbeitsbeschaffung für völlig unnützes Personal, das die Produktivität durch Parasitentum behindert. Es gibt Steuereinnahmen, fördert den Konsum, die Bauwirtschaft und das selbstverliebte, fröhliche, urbane Dasein im Unsinn.

Nicht der Sache dienen, sondern sich der Sache bedienen: Das ist ist das Grundübel. Nicht dem Volk dienen, sondern sich des Volkes bedienen. Diejenigen, die nach oben wollen, kannst du von vorneherein vergessen. Einer der Polizist werden will, ist von vorneherein für die Fuchse. Er will einen Posten. Es braucht aber Diener.

FIH ist meines Wissens der einzige Flughafen, wo beim Einstieg vom Gate in den Bus, der zum Flugzeug fährt, nochmals das ganze Handgepäck durchsucht wird, nachdem es ja schon beim Eingang zum Gate gescannt und durchwühlt wurde. Auch alle Getränke, die man in der Wartelounge gekauft hatte, müssen fortgeschmissen werden. Nochmals sechs Jobs. Nochmals Viehgattergroove. Völlig sinnlos. Die KZ-Baracke aus Coronazeiten ist abmontiert. Man sieht nur noch auf dem Teer die Farbe, die man hastig hingeschmiert hatte auf die Trennwändchen der "Test"-Kabinen. Ein paar Gauner haben sich hier eine goldene Nase verdient. Aber die Kriminellen sitzen oben und nicht auf der Strasse, oder im Knast, wo sie hingehören. Einbrüche passieren ganz subtil, aus Solidarität, Blah Blah.

Eine Libelle schwebt vor dem Fenster des Flugzeugs, dann über den Flügel der Boeing B 787. Daneben ist eine Zweipropellermaschine parkiert, ein altes Modell von Air Kasai. Dann kurvt die Libelle elegant über die geteerte Parkfläche mit den ölig schimmernden Regenpfützen. Wer

diese Libelle sieht, der merkt, bei aller Faszination für unsere Technik, wie die Natur uns in jeder Hinsicht himmelweit voraus ist.

Der Flug geht hunderte Kilometer nur über Urwald, kaum Wege, nur sehr selten ein gerodeter Flecken mit ein paar Hütten, Wolken, Dschungel, Arme von Bächen, Flüssen, Strömen im endlosen Pflanzengrün, keine Strasse, keine Stadt. Menschenleerer Urwald.

Es geht über Bandundu, an Kikwit vorbei, Kasai, Kwilu, Fimi, Kwango, Kwa, riesige Flüsse, die niemand kennt. Über Kisangani, 2000 Kilometer den Kongo-River hinauf fast ohne menschliche Bewohner. Dann über die Ecke des Südsudans, tropisch ebenfalls und dann nach Äthiopien. Hohe Wolkentürme bis über die Flughöhe von 12'500 Metern. Der Pilot weicht aus. Es sind ungeheure Wassermengen, die aus diesem grössten Urwald nach dem Amazonas aufsteigen und abregnen.

Viel Volk in ADD. Restaurants voll, Gänge voll, viel Verkehr hier, 90% Schwarze. Merklich Tourismus, auch viele junge Frauen, meist paarweise mit Rucksäcken. Viele Chinesen, meist zusammengeklettet zu grösseren Agglomeraten, ab sechs Personen. Das Poulet ist kalt und schlecht gewürzt. Man isst hier aus Langeweile. So schmeckt es auch. Viel Geläuf und kaum Platz in Bars. Man

könnte meinen es sei Ausverkauf bei den Flugtickets. Aber der Kaffee schmeckt. Eine äthiopische Hochlandsorte? Ne. Es ist sicher Nescafe Pulver. Auf Flughäfen fällt mir nichts ein. Das ist eine ganz andere Stimmung hier als in einem Hafen am Meer. Es ist mehr Business-Hektik und elektromagnetischer Reisetress. Schicki-Micki und eine Unruhe, die einem das Hirn verklebt. Auch Busbahnhöfe sind ganz anders. Vielleicht fehlt hier das lokale, rurale Publikum. Urbanstress mit Restless-Leg-Syndrom. Kreditkartenwelt. Würde man diejenigen abziehen, die in ein Handy gaffen, wäre ich alleine. Nun folgen ab Adis Ababa noch acht Stunden Flug nach Mailand und dann von da nach Zürich.

Georgs Schullebenslauf

Zuerst bin ich in Prad Kindergarten gegangen. Im Kindergarten hat es mir gefallen. Ich habe manchmal auch für das Leben gekämpft. Nachher bin ich in Mals beim runden Turm in die Schule gegangen. Die Schule ist für mich ein Beruf. Schulegehen schadet nicht, es schadet auch den Erwachsenen nicht. Dann bin ich in ein Heim nach Vorarlberg gekommen. Die Klosterfrauen sind zu streng mit mir gewesen. Sie haben einem mit einem Stecken auf die Hände geschlagen. Schlagen ist eine Sünde. Im Heim haben mir die Schlafzimmer am besten gefallen. Wenn man schläft dann träumt man. Nachher bin ich in die Werkstatt gekommen. In der Werkstatt gefällt es mir sehr gut. In der Werkstatt bin ich ein Dichter. Dichter sein ist ein feiner Beruf. In der Werkstatt sind alles Behinderte. Ich bin nicht behindert, ich kann reden. Ich will immer Ruhe haben. Die Künstler brauchen immer Ruhe. Ich möchte das ganze Leben in der Werkstatt bleiben.

Georg Paulmichl 1983

Aus: Georgs Lesebuch

Heilige Socken
Die aus Prad

Vernunft des praktischen Aberglaubens

Teil 1

Die Unterscheidung von Glauben, Meinung, Vermutung und Wissen ist in der Entwicklung der Menschheit seit jeher ein zentrales Thema. Das Ungewisse ist eine schmerzende Wunde. "Was wird mit mir?" fragt jede Biografie.

Als Kinder begegnen wir der Welt fraglos, naiv, unerfahren, staunend quasi, als reine, unschuldige, unbefleckte Seelen, noch fast ohne Körper, weil selber noch ganz Leib und Seele der Welt. Wir vertrauen der Mutter, die uns nährt. Alternativen gibt es nicht.

Danach die Jugend, die Begegnung mit der unumstößlichen Gewissheit der Gegebenheit des Körperlichen, Materiellen, den Umständen, der scheinbaren Eindeutigkeit des Schicksals, dem Unentrinnbaren und der Dominanz der Physis und der Bewusstheit, dass wir ganz bestimmt uns und nur uns allein gegeben sind, als Mann, als Frau, als Mitglied einer bestimmten Familie, eines bestimmten Staates, aber ungefragt, unentschieden von uns selber, wahllos. Daraus folgt die erschütternde Einsicht, dass wir nicht alles sein können, weil wir gewissermassen gefan-

gen und vorbestimmt sind von einem rätselhaften, clandestinen Lebensplan. Ganz gewiss bin ich ich. Dabei kenne ich mich gar nicht.

Dies bringt die Aufruhr der Pubertät mit sich, Infragestellung des Schicksals, Kritik am Gegebenen, Rebellion gegen die scheinbare Fremdbestimmtheit des Ich.

Im Aufwachen der Seele aus der kindlichen Umsorgung des unschuldigen Glaubens, regen sich Zweifel, wegen der Zeit, wegem dem Reifen, weil man selber älter, Eltern wird und selber wieder Kinder hat, weil man die Welt sieht, mit ihren Schönheiten, die uns erfreuen, aber auch mit ihre Hässlichkeiten, die uns abstossen und beleidigen, so sehr beleidigen, dass wir nicht mehr glauben können, dass die Welt gut ist, nicht mehr glauben, dass der grosse Papi zum rechten schaut. Ist es, fragen wir uns bange, dass wir selber dafür sorgen müssen, dass es gut wird?
unterstrichen

Dann brechen wir auf und schlagen einen eigenen Weg ein, suchend, mit noch vagen Ideen, dann durch Erfahrung immer klarer empfindend, an viele Kreuzungen kommend, zweifelnd, unwissend vor der Wahl stehen und, statt innezuhalten bis unsere eigene Antwort gereift ist, rasch husch irgend einem äusseren, flüchtigen Tipp folgen und damit

Susi! Bitte hör auf TReXtstellen anzusterichen.

erneut in die Glaubensfalle trampen, aus der wir entkommen wollten auf dem Weg zu einer Gewissheit unserer eigenen Entscheide, zu Freiheit und Selbstbestimmung, die aus der Ruhe wachsen, im Unterschied zu Gefangenschaft und Fremdbestimmung des gehetzten Viehs vor den Knarren und Karren der Zwecke anderer.

Gibt es Alternativen zum Glauben? Ist eine solche Alternative die Wissenschaft? Sie befreit uns scheinbar vom Meinen, Vermuten und Glauben dadurch, dass sie uns Methoden des Messens, der Kontrolle, Berechnung, der Vergewisserung, der wiederholbaren und für jedermann nachvollziehbaren Prüfung gibt. Oder muss man auch an Wissenschaft auch glauben?

In der Philosophiegeschichte, der Biografie des Denkens, sind es die Vorsokratiker, die solche Grundfragen nach Glauben und Wissen früh gestellt haben. Mit Sokrates ist dann, um es in den Worten von Jochen Kirchhoff zu sagen, die “Intellektualisierung in die Philosophie eingebrochen”, indem sich Fragen nach Wahrheit in Erörterungen des Logos, in Linguistik und Rhetorik zurückziehen, ins Technische des formulierenden Geistes, als individuelle Kunstfertigkeit des argumentativen Konstruktes, einer Art von artistischer Plastik der Sprachbeherr-

schung. Das unmittelbar fließend Dialogische des Menschen mit seiner Welt wird in starre Formulare der Schrift überführt, in die Textualität, von Plato zum Beispiel, in geschriebene Dialogen, oder vorgeführt und nachgesprochen als Theater. Der Übergang vom Gesprochenen zum Geschriebenen kann man sich ähnlich radikal vorstellen wie der Übergang von einer analogen in eine digitale Welt. Es geht immer weniger um die Vollmacht der Stimme und immer mehr um die Macht der gezielten technischen Verbreitung und immer weniger um Inhalte. Es geht um Lautsprecher, Multiplikatoren, Wiederholungen, Deutungshoheiten, Medien und um die Macht und Durchsetzung von ausbeuterischen Narrativen.

In den ersten griechischen Schriften der Vorsokratiker gab es noch keine Interpunktion. Alles Geschriebene war direkte Rede. Wir reden ja auch keine Kommas, keine Punkte und keine Gedankenstriche. Interpunktion wird erst viel später ein damaturgisches Hilfsmittel, um der Schriftsprache den Anschein eines gesprochenen Wortes zu geben. Die Vorsokratiker wunderten sich noch, dass jemand einen Text wahrnehmen kann, ohne ihn laut vor sich her zu sagen. Wie soll man etwas verstehen, was man nicht hört? Wie soll etwas gesagt sein, wenn es bloss geschrieben ist, nur mit technischen Tricks nachgeäfft? Ein seltsamer Ge-

danken heute.

Dazu fällt mir ein Fussballerwitz ein, der diese Stimmung illustriert. Im Nachgang eines Fussballmatches wird ein Torschütze, wahrscheinlich ein Mittelstürmer, von einem Reporter gefragt, was er gedacht habe im Moment als er das Tor geschossen habe, das seiner Mannschaft zum Sieg verhalf. Darauf der Fussballer etwas verunsichert: «Ich verstehe nicht, was sie wollen? Wie soll ich wissen, was ich gedacht habe, bevor ich gehört habe, was ich sage!»

lustig!

Wohin geht das Gelächter?

Will es sagen, dass Fussballer so blöd sind, dass sie ihr Denken dem entnehmen, was sie sagen. Mit anderen Worten, dass sie gar nichts denken bevor sie etwas sagen? Vielleicht. Vielleicht aber kommt das Lachen auch von daher, dass er Recht hat. Dass wir manchmal erst wahrnehmen, was wir denken, wenn wir hören, was wir sagen. Dass die Äusserung zuerst ist und erst dann das Denken. Ein vorsokratischer Gedanke.

Wie können Worte und Texte verstanden werden, wenn man sie nicht hört? Diese Fragen wurden zur Zeit von Xenophanes von Kolophon und von Heraklit von Ephesus

noch schaurig empfunden. Es sind dieselben, unangenehmen Gefühle involviert, die bei den ersten Fotografien auftauchen, die Scheu und Furcht vor dem fixierten Bild. Die Frage der Indios ging nicht dahin, wie es technisch möglich sein kann das Bild eines Menschen auf ein Fotopapier zu belichten. das Chemisch,Optisch,Technische des Zaubertricks war ihnen egal. Die Erschütterung ging viel tiefer: Wie kann man meinen, jemanden zu sehen, der gar nicht da ist? Eine heute fast abwegige Frage. Wir sind doch fast nur noch umgeben von Dingen, die nicht da sind, hören Dinge, die nicht gesagt sind und bewohnen virtuelle, durch Medien vermittelte Welten, die nicht existieren. Wir finden das normal und meinen wir seien damit über das Weltgeschehen informiert. Uns fehlt die kluge Distanz zum Abgebildeten und Abgeschriebenen. Und jetzt, wo jedes Interview gefälscht, jedes Bild gefälscht, jeder Text aus KI-Trickkästen fabriziert werden kann, ist die Medienwelt nicht mal mehr Abbild der Welt, sondern nur noch ein beliebig herstellbares Konstrukt. Die existierende Wirklichkeit wird bestritten. Jeder bastelt sich seine eigene virtuelle Wirklichkeit zurecht. Die Welt wird leerer und leerer, obschon sie immer mehr übervölkert ist.

**So schöllimm wara es doch gar niocht
Warts ab, es koimnt noch mehr!**

Heilige Socken

Die Vernunft des praktischen Aberglaubens

Teil 2

Der Transhumanismus ist die Wiederkehr einer uralten Homunkulusidee, nämlich die Fantasmagorie, man könne einen künstlichen Menschen erschaffen, einen Kunstmenschen. Diese Idee basiert heute auf dem wissenschaftlichen Modell, das auf der Hypothese beruht der Mensch sei das Produkt seiner Gene, was längst widerlegt ist. Man möchte aber glauben, der Mensch sei dokumentiert in seinen Genen, genau so wie sein Äussers dokumentiert sei in den Fotos von ihm, so sei sein Denken dokumentiert in seinen Texten, der Schrift, seinem Sprechen, in Tonaufzeichnungen usw., - dass der Mensch jedenfalls dokumentiert sei in den Daten, die man über ihn sammelt und aus ihm extrahiert. Diese Modelle verlangen, dass sich die Realität nach den von ihr entlockten Daten verhält, dass sich die Welt den Modellen unterwirft, die Technokraten von ihr entworfen haben. Ein uralter Konflikt. Hundertmal als Irrtum erwiesen. Immer noch faustisch präsent, in denen, die sich mit dem Teufel verbünden, um endlich das Gute zu schaffen. Die Erlösung. Amen.

Alle Daten, die der Staat über mich sammelt, sagen jedoch viel mehr über die Angst des Staates vor mir und über seine misstrauische Gesinnung mir gegenüber aus,

als sie aussagen über mich. Dasselbe gilt für die Wissenschaft insgesamt. Statt Dialog mit der Natur, will sie in transhumanistischer Hybris ihre Beherrscherin sein, durch Technik der Datenbeherrschung ihrer Vermessung. Natur ist geduldig. Sie hat Zeit.

Ich bin nicht die Summe meiner Daten, meiner Fotos, Aufzeichnungen, Texte. Die Welt ist nicht die Summe von wissenschaftlichen Abschilderungen ihres Lebens. Die Wissenschaft versteht nichts vom Leben, sie abstrahiert es doch immer von all ihren Gegenständen, um sie ungestört vermessen und mit ihnen rechnen zu können. Ehrliche Wissenschaftler wissen dies. Beweise, die sie führen und erbringen, betreffen nie die Gegenstände selber, sondern nur die Modelle und Vorstellungen, die wir uns von ihnen machen. Wer meint, mit seinem modellhaften Zugriff auf die lebendigen Dinge, diese an sich zu erfassen, ist ein dummer, blinder, ignoranter Stümper. Das ist - und war schon immer - leider die Mehrheit der blasierten Akademias und selbsternannten Eliten, die sich als Wahrheitsmanufakturen gebärden. Ihnen fehlt die kluge Bescheidenheit und gewissermassen auch der Anstand und die Ehrfurcht vor dem Gegenstand. Es fehlt die sittliche Vernunft. Statt Dialog und Diskussion erteilen sie ihre mit Inquisition und Beichtstühlen untermauerten Absolutionen durch den divinen, fi-

nalen Faktencheck. Wissenschaft degeneriert so zu religiösem Aberglauben.

Xenophanes wurde in Kolophon, an der kleinasiatischen Küste bei Ephesus, nördlich vom heutigen türkischen Kusadasi geboren und starb vermutlich um 475v Ch. in hohem Alter in Syracus, auf Sizillien. Heraklit ist eine Generation jünger als Xenophanes. Er lebte in unmittelbarer Nachbarschaft von Kolophon, in der Weltstadt Efesus, wo er 520 geboren wurde und 460 starb. Diese beiden Männer konnten selbstverständlich Lesen und Schreiben, haben Schriften gekannt und auch Bücher geschrieben. Zumindest von Heraklit ist es belegt, weil es viele Fragmente seines Werkes über die Natur gibt, ob schon es im Original nicht erhalten ist. Es soll ein Buch gewesen sein, das Heraklit im Artemision von Ephesus deponiert hat, wo es für jedermann zugänglich war. Heraklit, der aus einer adeligen Familie stammte, war Priester am Artemision. Dass er über die Natur schrieb, das Wort Natur stammt von lateinisch natus, das Geborene, ist nicht verwunderlich, nein, naheliegend. Artemis ist doch die Schutzgöttin der Geburt und damit auch des Geborenen, die Mutter der Natur. Quasi der Mutterkuchen der Welt.

Um an die Lebensstimmung der Vorsokratiker heran

zu kommen sollte man Hans-Georg Gadamer (1900-2002) zuhören. Eben besser zuhören, nicht lesen. Auf Youtube gibt es einige wenige Aufzeichnungen von späten Vorträgen Gadamers, auch über Heraklit. Da merkt man dann: Das Zuhören, die Stimme, der Redefluss, das sicht- und hörbare Nachdenken und Formulieren ist eine ganz andere Welt als das Lesen. Es sind völlig andere Eindrücke, die dabei entstehen. Das Vorgetragene geht uns menschlich näher, berührt uns tiefer, wenn es gesprochen wird von dem, der es gerade frei aus seinem Empfinden heraus empfängt, bedenkt und in Worte kleidet. Es ist eine unfassbare Lebendigkeit und Authentizität darin, die der blosse Text nicht enthält.

Es geht nicht um die Bewertung, was besser und schlechter, gut oder böse sei. Es geht um Qualitäten, um Eigenschaften. Das Zuhören und Sprechen ist der Kern menschlicher Kommunikation. Und da braucht es keine Interpunktion. Im Sprechen ist die Interpunktion von selber da. Man hört, wie etwas portioniert, wie ein Satzteil auf andere bezogen ist. Hingegen wenn es aufgeschrieben wird, fehlt die natürliche Dramaturgie des Sprechens. Dann benötigt man die Krücken der Interpunktion, um Bezüge, Rhythmus, Fluss und Pausen und um prosodische Elemente zu imitieren. Es ist eine Gnade, dass wir Aufzeichnungen besitzen

vom gesprochenem Wort. Es tun sich darin Welten auf, die uns entgehen, wenn wir mit der Schrift allein gelassen sind. Deshalb ist es sehr seltsam, nein, völlig ungläubwürdig, wenn Jesus, der selber nie ein Wort aufgeschrieben hat und vielleicht sogar Analphabet war, in der Offenbarung Johannes plötzlich befiehlt: «Schreib auf!» Warum sollte er? Johannes kann es ja hören und aus seiner Erinnerung heraus weitergeben. Er könnte mit seinen eigenen Worten wiedergeben, wie und was er gehört hat. Nein. Es heisst im Befehlston: «Schreib auf!» Und es wird mit Tod und Hölle gedroht, sollte jemand sich wagen das Aufgeschriebene abzuändern. Dabei verändert sich doch alles allein schon dadurch, wie man es liest. Was soll also der Schreibbefehl von Jesus an Johannes etwas anderes sein, als eine krankhafte Angst und ein fundamentaler Vertrauensverlust in die Aufrichtigkeit des Menschen, ein Verstoss gegen Treu und Glauben. Johannes, so heisst es, sei der Liebelingsjünger Jesu gewesen sein. Ach ja? Und ihm traut Jesus nicht zu, dass es genügt, wenn er einfach zuhört?

Johannes hat dies widerstandslos geschluckt. Er hat nicht gefragt: Wozu soll ich etwas aufschreiben? Ist es, weil du, Jesus, meinst es sei sonst verloren, verschwendet unnütz, wenn es nicht im Materiellen fixiert und nicht

mit Tinte auf Pergament und Papyrus geschrieben wird? Was für ein Angsthase und Kleingeist ist dieser Jesus der Apokalypse durch seine Entrücktheit im Himmel plötzlich geworden. Nur noch traurig.

Gadamer, als Professor für Hermeneutik, das ist die Wissenschaft vom Verstehen, betont immer wieder, dass ursprünglich das Verstehen sich mehr auf das Hören und das Gehörte bezog, also auf die prosodischen Elemente der Sprache und nicht auf den schriftlich fixierten Code, sozusagen die Inhaltsangabe. Wie etwas gesagt wurde, war fast wichtiger, als was gesagt wurde. *C'est le son qui fait la musique*. Das hermeneutische Gleichgewicht verschob sich nach und nach von der Musik zum blossen Code der Schrift. Der Verlust, der mit der Verschriftlichung der Sprache verbunden ist, beschäftigte Xenophanes und Heraklit. Das interessiert heute keine arme Seele mehr. Computer Programmcode hat keine Stimme, keinen Klang. Es sind nur Anweisungen. Viele Programmierer sind erleichtert, keine Seele hinter dem Text mithören zu müssen. Computercode ist entseelte Sprache, abstrakte Kommunikation. Nochmals: Ich habe absolut nichts dagegen, solche technischen, werkzeughen Errungenschaften anzuwenden und zu bewundern. Man kann tatsächlich vieles damit erreichen. Aber man muss verstehen, dass es sich nicht um menschliche

Kommunikation handelt. Nur das.

Sokrates war ein Zeitgenosse des Übergangs von der Unmittelbarkeit der Kommunikation zur Vermittlung mit abstrakten Schriftcodes. Sokrates hat viel gesprochen. Aber er hat kein einziges Wort aufgeschrieben. Das hat sein Schüler Plato für ihn gemacht. Aber ohne Schreibbefehl und ob mit oder ohne seine Einwilligung, wissen wir nicht. Vielleicht hat Plato mit Sokrates eine Kunstfigur geschaffen. Der hässliche, nervige Sokrates, der alles hinterfragt und niemanden mit bequemen Lügen und erbärmlichen Einbildungen verschont, alleine und in Ruhe lässt, ging ins Gespräch. Von Angesicht zu Angesicht. Eine Direktheit die man im damaligen bürgerlichen Athen schon nicht mehr recht gouttierte. Die urbane Manieriertheit der Existenz in ausbeuterischen urbanen Kuschelkissen war schon zu weit fortgeschritten. Vielleicht hätte man Sokrates noch geduldet, wenn er nur geschrieben hätte. Man hätte dann die Giftstacheln seiner Reden nach eigenem Gutdünken von sich weg auf andere richten und münzen oder sie überblättern können. Aber wenn Sokrates die Bürger auf der Agora zur Rede stellte, wie in einem Verhör, dann war das gewiss unangenehm und nur für die wenigsten vordergründig erbaulich. Das Gesprochene ist unausweichlich. Weil man es hört. Das Geschriebene kann man zuklappen hinter dicken Buchdeckeln und in ein Bücher-

gestell entsorgen. Man nimmt es dann hervor, wenn es einem gerade in den Kram passt. Oder man sagt, dass das Buch einem allein schon zur Wohltat gereiche, wenn es nur ungelesen im Büchergestell stehe. Das ist das, was Sokrates an den Sophisten hasste, Schönrederei mit selbstverliebter Sprachakrobatik. Noch viel direkter und unverblümter als Sokrates war in dieser Hinsicht der Zyniker Diogenes. Er machte sich provokativ lustig über die Blödsinnigkeit der Bürger, ihre Selbstgefälligkeit, ihre Blasiertheit, war einer aus dem Abschaum, der borstige Lebendigkeit in die abgestorbene Selbstgefälligkeit hustete, um die Halbtoten zum Leben zu infizieren.

Heraklit und Xenophanes haben technische Schönfärberei und Virtualisierung der Welt mit Schrift, Gedicht und Theater auch an Homer kritisiert. Homer ist für sie der Walt Disney der Antike. Ilias und Odyssee sind Werke des antiken Hollywoods, 'Die Hard' auf griechisch. Achill als Bruce Willis. Odysseus als Jack Sparrow oder Indiana Jones. Eine kunstvoll in Hexameter gekleidete Lüge für das Vergnügen von Wohlstandverwahrlosten der urbanen Antike.

Von Demokratie hielten beide, Xenophanes und Heraklit, wenig bis gar nichts. Die Mehrheit, sagten sie, tendiert zu Blödsinn und Bequemlichkeit. Die Besten verbannen sie ins Exil. Von Schwachköpfen fühlen sich Verwöhnte wohl regiert. Sie gefährden den Fortbestand des profita-

blen Elends nicht.

Überdeutlich ist die wütende Aussage von Heraklit als die Efeser ganz bewusst den Fähigsten unter ihnen, Hermodorus, per Scherbengericht nicht etwa wählten, damit er ihr Anführer werde, sondern um ihn für zehn Jahre in die Verbannung zu schicken, angeblich weil sonst die Gefahr bestünde, dass er den Bürgern ungemütlich und er zu einem Tyrann werden könne.

Heraklit soll das so kommentiert haben:

"Recht täten die Ephesier, wenn sie sich alle, Mann für Mann, aufhängen und den Unmündigen ihre Stadt hinterließen, sie, die Hermodoros, ihren wackersten Mann, aus der Stadt gejagt haben mit den Worten: ‚Von uns soll keiner der Wackerste sein oder, wenn schon, dann anderswo und bei andern.‘"

Die Dramatisierung, die Verkünstelung des Sprechens, empfanden Xeophanes und Heraklit damals als Ärgernis und eigentlich als Entwertung und Verstellung von Inhalten. Die Verherrlichung und Vertechnisierung der Sprache durch die Schrift war ein Aufreger. Warum? Weil damit ganz offensichtlich etwas von der Unmittelbarkeit des Gesprächs zwischen den Menschen verloren ging. Das alles sind nicht bloss alte Gedanken, es sind Gegenwartsprüfungen. Hans Georg Gadamer hat mit seiner 102 jäh-

rigen Lebensspanne von 1900 bis 2002 einen grossartigen Überblick über ein alle Grundfesten der Menschlichkeit erschütterndes Jahrhundert, wie übrigens auch Ernst Jünger und Albert Hoffmann, die beide ebenfalls 102 Jahre alt wurden. Sie überblicken wie nur Wenige, in ihren Biografien die Veränderungen, die die Technik und die Verstädterung mit sich gebracht haben. Hans Georg Gadamer hat es zusammen gefasst mit den Worten:

“Ist es nicht dieses, dass wir in unserer unmittelbaren Freiheitsbetätigung eingeschränkt werden dadurch, dass wir die Technik annehmen?”

Das Video mit dem Titel « Das Selbstverständliche ist das Rätselhafte», 1984 im Schweizer Fernsehen ausgestrahlt, mit Erwin Koller als Interviewer, sollten sie sich auf Youtube anschauen. Ich bin mir der Widersprüchlichkeit dieser Ansage bewusst, dass man gleichzeitig mit der Empfehlung bemängeln kann, dass wegen der Technik uns immer mehr ein unmittelbares Gegenüber fehlt und ein empfänglicher Bezug zur Natur verloren geht, was ja auch für die Schrift zutrifft, dass man wegen der Schrift meinen könnte, Heraklit oder Gadamer sässen einem gegenüber, wenn man ihre Schriften liest oder ein Youtube Video anschaut. Dass wir sogar meinen, wegen der Technik des

Aufschreibens und Druckens, wir hätten zu unserem Glück die Schrift und könnten deswegen auf die Autoren verzichten. Vielleicht würden sie eh nur unsere Beliebigkeit stören, mit der wir mit ihren Werken umspringen. Gut, dass sie nicht widersprechen können. Das ist etwas was mich vor allem bewegt im Blick auf die sogenannten verkannten Genies, wie typischerweise Van Gogh. Man ist froh dass sie ihren Verehrern nicht im Wege stehen mit ihren Unsicherheiten, Widersprüchen und ihrer Abwehr gegen Vereinnahmungen. Die Technik als Entfremdung vom Eigentlichen.

Auf die Frage von Koller, ob er, Gadamer, nicht den Computer beneide darum, dass er nichts vergesse antwortet Gadamer mit dem bemerkenswerten Satz: «Nein, das ist seine Schwäche. Vergessen ist die Wurzel aller Produktivität.» Darauf gibt Koller etwas konsterniert zu, dass er dies nicht verstehe. Gadamer weiter: « Nur wenn sich etwas ablagert und einen nicht mehr besetzt hält, können einem neue Ideen kommen. « Gadamer ergänzt, dass der Computer - wir müssen dazu wissen dass das Interview 1984 stattfand, als es nur sehr vereinzelt erste Computer gab - dass Computer zwar ein wunderbares Werkzeug seien, ihr Pech aber sei, dass sie nie lernen werden, zu ver-

gessen.» Vergessen ist nicht einfach das Löschen einer Harddisk. Im Menschen ist Vergessen eine von der Seele gegönnte Befreiung aus der Befangenheit von Vergangem durch sorgsame Bettung und Schichtung ins Dasein des Verborgenen.

Das Selbstverständliche ist das Rätselhafte. Was ist damit gemeint? Vor allem dass der Tod, die Endlichkeit, die, bei aller Verschiedenheit, alle unisono als Selbstverständlich akzeptieren, das wirklich Rätselhafte ist. "Alles Selbstverständliche ist viel unverständlicher als wir denken." Nachzudenken über den Tod aber hat im liberalen, "kulturellen" Fortschrittsdenken der Neukantianer keinen Platz. Dass wir uns um die Existenz kümmern, ist für Idealisten eine Feigheit vor dem numinosen Befehl des Weltgeistes, den sie beschwören. "Alle waren der Meinung, dass wir mit Wissenschaft alles in den Griff kriegen. Aber der Tod widersprach, also liess man ihn beiseite.»

Gadamer weiter: „Nicht darauf achten was wir tun sollen, sondern was mit uns geschieht. Wir waren es nicht, die uns ins Dasein gerufen haben, noch können wir die Schicksalsfäden, die uns Blinde durchs Leben führen, wesentlich bestimmen. Der Tod, ein Ende dieser lebendigen Wachheit, ist eigentlich nicht denkbar.»

darf
ich
Ran-
do-
nizen
ma-
chen
?

Dies schreibe ich hier, ganz selbstverständlich, auf meinem kleinen Raspberry Pi, vor meinem Wohnwagen sitzend, neben den beiden grünen Regenwasserfässern mit den drei Goldfischen, I-Phone, I-Pad und I-Fish, das sind die Namen der Fische, wobei I-Fish der Gelbe ist und während ein Gewitter über den Wald von Landquart zieht, wo ich auf dem Campingplatz wohne und wo der Regen auf den Stoff des Vordaches kieselst, während der Abend naht. Ich schreibe es deshalb, weil ich gerade niemanden habe, dem ich es erzählen kann. Und vielleicht auch, weil ich denke, dass es notwendig ist, mich meiner Gedanken zu vergewissern. Eine Notwendigkeit ist es zuerst für mich. Oder auch für die Blätter der Bäume, die vor mir im Wind des Gewitters flattern, zittern und winken? Oder für die kleine Maus, die jetzt gerade unter der grünen Blache verschwunden ist, wo die Eichenhölzer abgedeckt sind, die ich für die Zucht von Shiitake Pilzen neben dem Wohnwagen lagere? Ich hole im Wohnwagen eine Scheibe Raclettkäse und werfe ein paar kleine Bröcklein davon auf den Boden. Vielleicht kommt die Maus nochmals, um sich eins davon zu holen. Vermutlich ist sie aber klüger und wartet bis ich weg bin.

Warum soll man Schreiben und Lesen lernen? Eine

dumme Frage, würde man heute sagen. Weil man damit sein Leben besser meistern und bewältigen und sich emanzipieren kann, sich ab- und überheben kann über die Primitivität des Analphabetentums. Ach ja? Ich kenne Leute die bestens Lesen und Schreiben können, aber Analphabeten geblieben sind, weil sie nichts verstehen. Auch kenne ich Professoren und Koryphäen und Philosophen, die zu den Dümmeisten gehören, denen ich je begegnet bin. Und ich kenne Menschen, die ohne Lesen und Schreiben Meister der Kommunikation sind und sich bestens und mit größter sittlicher Vernunft orientieren in ihrer Realität. Viele von den Primitiven wundern sich mit ihrem seltsamen Anstand von stolzer Bescheidenheit über grosskotzige Verirrungen ihrer Schriftgelehrten Menschenbrüder. Das Wort Schriftgelehrte kommt ja auch in der Bibel, dem Wort Gottes, der Schrift Gottes, merkwürdigerweise als Schimpfwort und abwertender Begriff vor. Die Schriftgelehrten sind diejenigen, die nur Lesen können, aber nichts von dem verstehen, was drin steht, oder zumindestens nichts davon verinnerlicht haben.

Für mich ist es in unserer heutigen Zeit kein Tabu, darüber nachzudenken, dass es eine Schule der Menschlichkeit auch ohne Lesen und Schreiben geben kann, aber dafür mit direkter, unmittelbarer Begegnung, Sinnlichkeit,

Musisch, Praktisch, Empathisch, Gärtnerisch. In Kilueka hatte ich ein sehr intensives Gespräch mit Ready, dem Sohn von Augustin, der ein Religiöser ist, die Bibel kennt, ein Schriftgelehrter eben. Er ist in Kinshasa aufgewachsen, zum ersten Mal auf dem Land, in der Savanne bei den Villageois, die in Lehmhütten leben und nicht wissen, was sie morgen essen werden, aber trotzdem nicht verzweifeln. Ob man solche Leute emanzipieren kann, indem man ihnen beibringt wie man schreibt und liest? Wäre es nicht besser ihnen zuerst ein Stück Garten zu geben, und ihnen vorzumachen, wie sie mit ihrem Tun und mit ihrer Lebensenergie, ihrer Zusammenarbeit mit anderen Menschen und der Natur, ihre Autonomie erhalten können, um nicht sofort Opfer von Priestern, Mfumus, Bürokraten, Städtern und Hilfswerken zu werden, wo man mit schriftliche Anträgen betteln darf?

Ja, ich weiss, es ist vielleicht etwas brutal, mit einem jungen, unverheirateten, gläubigen Mann so zu reden. Aber ich mag ihn doch für sein Schicksal, aus dem Moloch Kinshasa entkommen, in die endlose Savanne Afrikas gesetzt, seinen Wurzeln exponiert und einer Art Selbstüberprüfung ausgesetzt zu sein. In der Bibel hätte es wohl geheissen. Er ging in die Wüste. Vielleicht bewegt er sich noch mit der typischen Überheblichkeit von Städtern, die

er hoffentlich hinterfragt und überwindet, um nicht im Unsinn der selbstgefälligen Glückserwähltheit eines Sklaven zu enden, der meint, dass sein Herr ihm zum Besten sei. Er hat noch Zeit. In mir steigt jetzt gerade der Gedanke auf, dass die Überwindung des Städtischen und die Rückverbindung mit dem Ländlichen, das eigentliche Sehnsuchtsziel der Transhumanisten ist, Religio nämlich, was ja dem Wort nach Rückverbindung heisst. Nur suchen die Transhumanisten vermutlich am falschen Ort.

Bevor ich weiterstolpere, möchte ich noch eine Sache auseinander nehmen. Es geht um die Erörterung von Begriffen, die uns weiterhelfen können, wenn wir an unsere eigene vorsokratische Stimmung heran kommen wollen. Denn, nicht wahr, alles was wir besprechen können, muss doch einen Bezug zu unserer eigenen seelischen Präsenz haben, sonst kann kein Wort und kann kein Gedanke einen Halt finden und keine Geltung haben in unserem Dasein. Ich rede also von der eigenen, vorsokratischen Stimmung in uns. Das ist die Welt, in der es keine Schrift gibt. Das ist plump gesagt, aber wir können uns das vorstellen. Nichts ist angeschrieben. Keine Tastaturen, keine Beipackzettel, keine Werbungen, keine Nummern auch, keine Zahlen, denn sie sind mit der Schrift verbunden, kein Rechnen, kein

Geschreibsel, keine Briefe, keine Bücher. Wie in Kilueka, in Afrika. Kein Buchstabe, an dem wir uns festklammern können. Kindliches prähistorisches Dasein. Das ist noch heute Lebensrealität von Milliarden. 1820 gab es auf der Welt nur 12 Prozent, die lesen und schreiben können, Heute gibt es nur noch 12 Prozent Analphabeten. Ob das eine Verbesserung der Menschheit insgesamt darstellt? Was wir aus der Geschichte wissen, ist nur, dass der Mensch aus der Prähistorie kommt, und dass er mindestens zwei Mal in diese wieder zurückfiel, am Ende der Bronzezeit 1500 vor und 536 nach Christus. Der Beginn und Erhalt der Menschheit hängt also nicht von der Alphabetisierungsrate ab. Sonst gäbe es uns heute nicht.

Aus der Dämmerung kommt eine Amselfrau daher, die unter einer Kiste, die vor dem Wohnwagen des Nachbarn steht, irgend etwas aufscharrt und aufpickt. Ich pfeiffe ihr zu. Sie weiss natürlich, dass ich da bin. Es plätschert vom Regen. Sie sucht etwas zu essen, würden wir erklärend sagen, nicht wahr? Ist das nicht etwas gar plump, die Amsel zu reduzieren auf ihren Nahrungserwerb? Auch die Maus von vorher. Klar haben sie Hunger, wie ich ja auch, aber ist das schon das Verbindende mit mir, als Mensch? Nein, es ist nur eine Ausflucht, um die unerklärliche und unverschämte Realität zu verdrängen, dass wir zusammen

in dieser Gegenwart, in dieser Natur leben. Die Amsel und die Maus sind für mich genau so vollwertige Lebewesen, wie Marlies, die jetzt mit dem Geschirr, das sie gewaschen hat, im Regen zu ihrem Zelt eilt. Ich kann mit der Amsel genau so reden wie mit der Frau. Ob wir uns dabei verstehen ist in beiden Fällen unsicher. Aber es gibt einen Unterschied. Der Mensch ist ein Mensch. Die Amsel eine Amsel und die Maus eine Maus.

Ist es gut, wenn man das Geschick seiner eigenen Geburt respektvoll würdigt? Der afrikanische Junge, der mir die Puppe eines Schmetterlings bringt: Sucht der etwas zu essen? Will er einfach Geld? Was für eine jämmerliche Denkart! Er beschenkt mich mit seiner Gegenwart. Ich könnte weinen, dies nicht immer so zu empfinden. Ich könnte weinen, so stumpf zu sein und zu glauben, dass jemand etwas von mir will. Die ganze Welt gibt sich mir hin, schenkt sich mir und ich tue so, als ob ich grad keine Zeit hätte. Ausserdem: Vielleicht hat die Puppe des Schmetterlings den Jungen zu mir geschickt.

Jetzt ist es Nacht. Das Licht eines Autos, das noch aus dem Campingplatz fahren will, blitzt durchs Unterholz. Die schweren Tropfen klingen wie Glocken aus Wasser im Regenfass. Ob Goldfische träumen?

Ich hab mirs überlegt.

Du darfst wieder unterstreichen, susi.

Ich fühl mich dann nicht ,mehr so allein
susi, können wir uns mal treffen.

Heilige Socken

Die Wärme dieser Socken spürt man nur, wenn man einen Regenbogen sehen kann, auch wenn er mit Bleistift gezeichnet wurde.

Studers Apokalypse

Ankunft auf der Insel 1960

Im Jahre des Herrn 2079

Die Ankunft auf Altersinseln, auch Retroinseln genannt, muss man sich wie die Eintrittsmusterung in ein Spital, Gefängnis, Schlachthaus oder in einen Flughafen vorstellen. Der persönliche Check-in wird in einem speziellen Shuttleboot durchgeführt, das die Pensionäre auf ihr Schiff bringt.

Studer war in Venedig eingestiegen, wo der Minicontainer mit seinen Habseligkeiten, ein Kubikmeter pro Person, schon tags zuvor angeliefert und einer Vorinspektion unterzogen worden war. Alles, was nicht zum Alter der Zielinsel passte, wurde dabei rigoros aussortiert, in einer Quaratänebox deponiert und eine Liste erstellt von allen Dingen, die konfisziert wurden.

Wer zum Beispiel auf die Insel 1867 gehen wollte, durfte nur Dinge mitnehmen, die aus der Zeit vor 1868 entstanden waren. Das betraf vor allem kleine Möbelstücke, Schuhe, Kleidungsstücke. Da war man unglaublich pingelig. Materialien, die es vor 1868 nicht gab wurden mit einem ultramodernen Scanner erkannt, vor allem Kunstfasern,

Kunstleder, Plastikknöpfe, Schuhbündel mit Nylon, Gurtschnallen mit Hightech-Lackierungen, Hologrammsticker, und vor allem Farben, der grosse Chemieschub der Farbindustrie, Sprengstoffcheie und der Pharmaindustrie, was je geschichtlich zusammenfiel, fandt erst gerade statt. Ein gantes Wissenschaftsgebiet mit hilfe von KI wurde benötigt, um efstzustellen, ob ein zugelassenes Matreial fpür die Insel 1868 zum Beispiel Baumwolle, Leinen, Schafwolle, und Pelze und Leder aller Art mit zugelassenen Chemikalien behandelt und gefärbt wurden. Im Verdachstfall kam alles in eine Quarantänebox mit der begrpnfun für die beschagnahmung. Auch bei Holz war man pingelig. Da war die Datierung mit Kjahrringen noch relativ einfach. Aber bei Metallen und Textilfasern ist das eine hohe Kunst. Zero tplerance war das Motto.

Wer mit einem künstlichen Hüftgelenk unbedingt auf die Insel 1868 sich zur Ruhe setzen will, der muss es eben rausnehmen lassen. Auch Zahnfüllungen, Tatoos mit modernen Tinten usw. Alles muss weg. Da war man gnadenlos. Genau diese Gnadenlosigkeit war ja auch das Rezept des Erfolges. Keine Kompromisse! hiess das gemeinsame Motto. Wer Komprimisse machen will, muss ja nicht auf eine Retroinsel. Der kann ja in der Gegenwart versauern. Ausserdem hatte es da nicht endlos Plattz und

scwheiteuer war es so weiso. Aber Geld hatte Studer, weil er immer brav mitgeschwommen ist, also konnte er sich diese Insel 1961 leisten. Amalgamzahnfüllungen gab es damals schon. Er musste sich seine Keramikfüllungen und Veneers operativ entfernen lassen. Er kam so beim Alters-Tüv durch, erhielt die Bescheinigung, dass sein Körper für die Insel 1961 zugelassen ist. Ohne ein solches Zertifikat kommt du nicht rein. Nicht mal in eine fünfzig Kilometerzone um die Insel herum kommt man rein. Aus Sicherheitsgründen. Ein künstliches Hüftgelenk hatte Studer nicht. Nur eine Titanschraube von einem Armbruch musste raus. Das Tاتoo auf seinem Oberarm, mit einem LBQGTusw*-Kreuz in Regenbogenfarben aus chinesischen Kunsttinten, die natürlich verboten waren für die Insel 1961, eine Jugendsünde aus Studers wilden 40er Jahren, liess er sich vom Spezialisten rausfräsen, respektive überkleben mit Eigenhaut vom Bauch. Als Studer bei letzten Körperscan immer noch piepste, und man lange suchte, fand man heraus, dass er eine illegale Substanz verwendet hatte für die Tönung seiner Haare. Aber da drückte man eine Auge zu. Sonst hätte er noch kahlgeschoren werden müssen.

„Aber ihre Haare, Herr Studer, „ klärte der Kontrolleur, „gehören dann auf der Insel 1961 in den Sondermüll! Nehmen sie das nicht auf die leichte Schulter!“

Ha
Ha.
das
er-
zähl
ich
mei-
nem
Coif-
feur!

Noch pingeliger als die materiellen Kontrollen waren die bürokratischen Formalitäten für den Übertritt auf die Retroinseln. Im Grund genommen behielt man politisch die Bürgerschaft, die man schon hatte, erhielt aber auf der Insel einen Vormund. Der hiess zwar nicht so, sondern er hiess Mentor oder Lifecoach Personal Trainer oder Psychologe oder Treuhändern, was man gerade wollte. Jedenfalls hatte diese Person die unwiederrufliche Vollmacht über alle persönlichen Belange des Inselbewohners. Es war verpönt zu sagen Insasse. Man sprach lieber von Einheimischen.

Studers Schiff landete am 14. Mai 2079 auf der Insel 1960.

Das Schiff war gigantisch. Über 10'000 Passagiere und Besatzung. Es ankerte weit draussen vor der Hafeneinfahrt, weil es viel zu lang war und zu viel Tiefgang hatte für die veraltetet Hafeneinfahrt aus den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Dann wurde das Shuttleboot von der Insel 1960 erwartet, das die neuen Bewohner abholte. Das war natürlich ein Kahn aus der Zeit vor 1960, also mit einem qualmenden Dieselmotor, aber grosszügig und bequem eingerichtet mit Nierentischchen, Bakelit- Bordtelefon mit Röhren-Funkgerät, und das Personal in gebügelten Matrosenanzügen und die Serviererinnen livriert mit

Häubchen und Schürzen mit Spitzenbordüren. Studers Jeans waren in Venedig beschlagnahmt worden. Er hatte zwar extra ein Paar Original Rifle Jeans mit Messingknöpfen auf einer Auktion erstanden, aber es stellte sich heraus dass es eine Fälschung war, genau so wie seine Omega-Seamaster. Aber an Bord des Schiffes konnte man natürlich für jede Zeit entsprechend zertifizierte Kleidung kaufen, schweineteuer ist klar, man kann sich das ja gut vorstellen, aber immerhin gab es das. Auch auf den Inseln selber existierte eine Vielzahl von Läden aller Art um sich mit dem Nötigen einzudecken.

Herr Studer Ich bin ihr Mentor

Und damit wir uns klar verstehen. Ihc bi der einzige hier auf der Insel mit dem sie reden dürfen. In Zukunft sage ich ihnen wer sie sind, was sie denken und was sie brauchen und was nicht. Was für die allermeisten eine grosse Erleichterung ist.

Das heisst aber nicht dass sie nicht so tun dürfen, als seien sie Studer. Sie bleiben das natürlich weiterhin, aber wenn es drauf an kommt, ist das entscheidend was ich sage, was sie sagen. Ist das soweit klar?

Soweit schon, ja.

Sie können später, wenn sie weitere Fragen haben zu mir kommen und ich erkläre ihnen dann, wer sie sind, und wie sie dies verstehen können und soweit. Ist das soweit klar?

Soweit schon, ja.

Gut. Dann hätte ich nun zuerst noch ein paar Fragen an sie, einfach damit ich sie besser bevormunden kann. Sind sie soweit bereit?

Wird das aufgezeichnet?

Wo denken sie hin. Wir sind auf der Insel 1961, da gibt es zwar schon Tonbänder, Schreibmaschinen und solche Sachen, aber wir schreiben es meist von Hand auf. Sind sie bereit?

Ja.

Herr Studer, sie sind in welchem Jahr geboren?

2024

Und wie alt sind sie

65

Wieso kamen sie auf die Idee auf die Insel 1961 zu kommen, und nicht wie es Standard ist, auf ihre Geburtsinsel 2024.

was gefällt ihnen denn nicht an ihrem geburtsjahr 2024?

Es war eine Sonderaktion.

Ein Zufall, dass ich das Angebot sah usw.

ES ist ja eigentlich die geburstinsel ihrer Grosseltern.
Ich meine ungefähr.

Ja stimmt, die haben eigentlich etwa so gelebt.

Ende des ersten Teils von Band 4

juhuui. Geschafft !

auf welche Insel würdest du mit mir gehen? Karlchen?

Auf die wo du bist.

Könnt ihr euere Süssholzgersapsel nicht in einem anderen Buch bizttte abhalkten. Rosamunde Pilcher wäre m ein Vorschlag.

\$Ja genau ihr stört den Ernst der Literatur. ;-))

Altersheim

Menschen im hohen Alter brauchen einen Abstellraum. Ein Heim zur Entsorgung der Altersnöte braucht es in jedem Dorf. Im Alter haben manche keine Begabung mehr zum Leben. Die Augen werden trüb und der Verstand erlischt auf der Lebensdurststrecke. Im Altersheim ist die Stille unheimlich. Kein Laut erschallt mehr aus den Mündern. Krankenschwestern trocknen müde Glieder weich. Im Alter ist das Leben nur mehr ein mühsamer Anblick. Die Schwester Oberin sorgt dafür, daß die alten Leute nicht den Dienstplan überschreiten. Der Heimkoch siedet weiche Speisen für zahnlose Menschen. Das Altenpersonal bezieht rund um die Uhr ihre Dienststeilung. Die Langeweile hängt lang und breit in den Krankenbetten. Manchmal steht der Tod vorzeitig an der Schwelle.

Georg Paulmichl Aus: *Ins Leben gestemmt*, 1994

Inhalt

Auferstehung	7
Untergang	8
Heilige Socken 1	29
Thailand	30
Heilige Socken 2	69
Studers Apokalypse - Retroinsel	70
Niederlage	77
Heilige Socken 3	111
Studers Apokalypse - Insel 1960	112
Heilige Socken 4	123
Dieburg	124
Wahnwagen	132
Heilige Socken 5	141
Afrika-Tagebuch	142
Georgs Lebenslauf	393
Heilige Socken 6	395

Vernunft des praktischen Aberglaubens - 1	396
Heilige Socken 7	403
Vernunft des praktischen Aberglaubens - 2	404
Heilige Socken - 8	423
Studers Apokalypse - Ankunft	424
Altersheim	439
Inhalt	440
Anhang - Ich will in den Knast	442
Literaturhinweise	448

Referenz:

Nr. ST.2021.64-GS1SE-RRU/ps Uznach

Nr. GC220159-L/U Bezirksgericht Zürich

ST.2021.02214 Stadtrichteramt Zürich

Geschäftsnummer GC220159-L/U

Betrifft: Ich will jetzt endlich in den Knast!

Sehr geehrte/r

Wie sie vermutlich schon festgestellt haben, ist ihr Versuch, mich mit einer illegalen Busse zu belegen für das Nichttragen einer Maske in den Schweizerischen Bundesbahnen und trotz meiner glaubhaft gemachten Befreiung gemäss Coronaverordnung Artikel 3b, leider fehl geschlagen. Sie haben es geschafft, mich klar rechtsbeugerisch und amtsmissbräuchlich zu verurteilen zu einer Busse, die nota bene nirgends im Gesetz vorgesehen ist (Verstoss gegen Artikel eins des Strafgesetzbuches: Nulla Poena sine lege), eine Busse, die ausserdem ein klarer Verstoss ist gegen das Menschenrecht der Unversehrtheit des Körpers und im Grunde genommen zusätzlich verstösst gegen die Unschuldsvermutung, gegen die Verhältnismässigkeit,

gegen Treu und Glauben und ein ausgewachsener Blödsinn vor dem Herrn darstellt.

Nun aber stehen sie vor dem Scherbenhaufen ihrer gesetzes- und verfassungswidrigen Zwänglereien. Wobei das einem Bürofuzzy in einem klimatisierten Amtsstübchen eben nicht so rasch auffällt. Das Geld, das sie von mir erpressen wollen, ist einfach nicht einzutreiben. Dumm gelaufen. Sie erinnern sich vielleicht an die Briefe, in denen ich ihnen aus Kulanz angeboten habe, die illegale Busse in einen Gefängnisaufenthalt umzuwandeln, wie es ja - wie sie selber in Urteil und Rechnung schreiben - vorgesehen ist. Auf mein freundliches aber bestimmtes Angebot hin, dass sie meine Buchung für den Bildungs- und Umerziehungsaufenthalt in einer Schweizer Vollzugsanstalt entgegen nehmen dürfen, haben sie mir damals schnöde und abschlägig geantwortet, dass sie an mir nicht interessiert sind, sondern, dass sie nur mein Geld wollen. Das haben sie natürlich nicht so plump gesagt, wie ich jetzt hier. Sie sind ja auch viel klüger und viel anständiger. Sie befanden, dass eine Ersatzfreiheitsstrafe erst dann in Frage käme und erst dann, sozusagen als Upgrade, gewährt werden könne, wenn auf dem Betreuungsweg von mir das Geld nicht hereinzuholen sei.

Genau dieser Super-GAU ist nun für sie eingetreten: Das Schicksal hat dafür gesorgt, dass von mir auch auf dem Betreibungsweg kein Geld einzutreiben ist. Sie haben mit dem Schuldschein ein knallhartes Papier erhalten, das für sie nicht einfach folgenlos zu schlucken ist. Denn erstens habe ich jetzt ein Recht darauf, in den Knast zu gehen und zweitens sind sie nun gezwungen meiner Forderung nachzukommen, um einer Anzeige wegen Strafvereitelung zu entgehen, weil ja sonst eine Busse, die sie ausgesprochen haben, folgenlos bliebe, was selbst einem dysfunktionalen Rechtsstaat nicht egal sein kann. Das ist ihnen vermutlich aber - vielleicht angesichts der hohen Kosten, die ihnen entstehen für meine Einbuchung an vier Tagen und angesichts des Abschreibers ihres Bussgeldes trotz allem egal. Ihnen ist ja auch sonst das Gesetz egal, einfach ein Fackel Papier, mit dem sie machen was und wie sie es gerade beliebig diktiert erhalten haben. Aber mir ist das nicht egal. Wir müssen das Spiel, das sie angezettelt haben, jetzt zu Ende bringen. Ich hoffe, dass sie verstehen, was auf dem Spiel steht und was das bedeutet.

Dies alles ist nicht nett von mir, ich weiss, denn sie wollen doch von mir nur das Bussgeld und dass ich die Schnauze halte. Und wenn es nicht gelingt wischen wir alles unter den Teppich und tun so als sei nichts gewesen. Sie

können auch sagen es sei ihnen alles egal, diese Egalität ist wohl auch das, was sie im Allgemeinen unter Gleichheit verstehen - ihnen seien Bussgeld und Schuldscheine gleich viel wert, was für ihre Sicht des heutigen Staatsgebildes, von dem sie sich ernähren, eine typische und amtsübliche Aussage ist, sowie hinreichend viele Misstände in ihren verwinkelten Stuben erklären könnte, aber unser Problem nicht löst. Man bezahlt Bussen nicht mit Schuldscheinen. Im Gegenteil. Ich verlange von Ihnen ultimativ: Ich will jetzt endlich in den Knast als Ersatzfreiheitsstrafe. Diese abenteuerliche, juristische Frivolität und dieses - für meine Karriere als bisher unbescholtener Bürger - läuternde Staatskundeerlebnis, lasse ich mir nicht auch noch nehmen, wenn ich schon illegal verurteilt wurde von einem komplett politisch instrumentalisierten, dysfunktionalen Zürcher Rechtsapparat. Tun sie also endlich ihre Pflicht und machen sie umgehend ihre Versprechen wahr und schicken sie mir die Buchungsbestätigung für die vier Tage Knast in Zürich und für den einen Tag Knast in Uznach, damit wir die Sache in Frieden erledigen können und wir nachher quitt sind, oder entschuldigen Sie sich für ihren stümperhaften Unsinn, was ich Ihnen, ehrlich gesagt, nicht zutraue.

Mit kooperativen Grüßen

Daniel Ambühl

"Wer jetzt lacht hat gesündigt"

Georg Paulmichl

Literaturhinweise:

Georg Paulmichl:

Veröffentlichung im Tappeiner Verlag, Lana:
Auf den Punkt genau... [2006]; ISBN 978-88-7073-382-2

Veröffentlichungen im Haymon Verlag, Innsbruck:
Bis die Ohren und Augen aufgehen. [2014]; ISBN 978-3-7099-7149-9.

Der Georg: Texte und Bilder. [2008]; ISBN 978-3-85218-566-8.
Der Mensch. [2003]. Vom Augenmass überwältigt. Briefe, Glossen und Bilder. 2001; ISBN 3-85218-351-0.

Ins Leben gestemmt. Neue Texte und Bilder. 1994; ISBN 3-85218-174-7.

Verkürzte Landschaft. Texte und Bilder. 1990; ISBN 3-85218-070-8

Akte Johannes:

Edgar Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen, 2. Band, J.C.B. Mohr, Tübingen, 1964, Seiten 125-176.

Theodor Zahn, Acta Joannis, unter Benutzung von C.v. Tischendorfs Nachlass, Verlag Andreas Deichert, Erlangen, 1880.

Bücher über Entomophagie
von Daniel Ambühl:

Beezza - Das Bienenkochbuch

Skyfood - Essbare Insekten - Vom Wildfang zur Landwirtschaft.

Von Daniel Ambühl und Augustin Konda ku Mbuta:
Mbinzo - Domestizierung und Esskultur afrikanischer Speiseinsekten (auch in Französisch erschienen).

Cheniculture et Reforestation - nur in Französisch erschienen.

Bücher von Daniel Ambühl

im Skyfood Verlag:

Blaue Früchte - Erzählungen

Warme Füsse - Erzählungen

Covidokratie, Liebe und Ziviler Widerstand

The Great Regret - Das Grosse Bedauern

Schiffswürmer

Venedig versenken

Wege des Esels

Die Heilige Insel - Bd. 1 - Das letzte Bild

Die Heilige Insel - Bd. 2 - Schiefes Meer

Die Heilige Insel - Bd. 3 - Verbeulte Pilger - Teil 1

Die Heilige Insel - Bd. 3 - Verbeulte Pilger - Teil 2

Die Heilige Insel - Bd. 4 - Lustige Ränder - Teil 1

Die Heilige Insel - Bd. 4 - Lustige Ränder - Teil 2

Bestellungen online: www.skyfood.ch

Alle Illustrationen sind Handzeichnungen des Autors.
Urheberrechte bei Pro Litteris.

Obacht!

Dieses Buch ist garantiert ohne KI geschrieben und knusprig angereichert mit patentierten, urheberrechtlich geschützten, natürlichen Schreib- und Kommafehlern des Autors. "Korrigierte" Fassungen sind Verstöße gegen die Urheberrechte, die von Pro Litteris verwaltet und juristisch geahndet werden. "Fehler" sind nicht Fehler. Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Paar Schuhe, ganz zu schweigen von den Socken.